

Ernst Schäfer

# Tibet ruft

Forschung und Jagd in den Hochgebirgen Osttibets

Tibetexpedition 1931/32

Mit 49 Abbildungen und 2 Karten

Verlag von Paul Parey in Berlin

Das vorliegende Werk ist zugleich  
eine vollkommene Neugestaltung  
von „Berge, Buddhas und Bären“

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten  
Copyright 1942 by Paul Parey, Berlin, Printed in Germany  
Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann in Langensalza

Ich habe mir die Erforschung des höchsten und gewaltigsten Gebirgskomplexes der Erdoberfläche zu einer Aufgabe meines Lebens gemacht und ihr auf mehreren Expeditionen schon eine Reihe von Jahren gewidmet. Das vorliegende Buch handelt allein von meiner ersten Expedition, während die zweite Forschungsreise in den im gleichen Verlag erschienenen Werken „Unbekanntes Tibet“ und „Dach der Erde“ behandelt wird.

Asien, der größte der fünf Kontinente, wird auf vielen Gebieten der Wissenschaft als Quelle und Ausgangspunkt für die Geschöpfe anderer Erdteile angesehen und ist in mancherlei Hinsicht im Verlauf der Erdgeschichte für andere Erdteile der anregende und beeinflussende Teil gewesen. So ist es nur zu verständlich, daß die gelehrte Welt gerade Asien ein besonders starkes Interesse entgegenbringt, und daß die Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen bei ihren Forschungsarbeiten immer wieder genötigt sind, auf Asien zurückzugreifen, um nach altertümlichen Formen und Geschöpfen zu fahnden, die sie in Rückzugsgebieten noch lebend vorzufinden hoffen.

Die zaghaften Anfänge der Entdeckung und Erschließung Zentral- und Ostasiens durch die weiße Hauptstraße gehen bis ins Mittelalter zurück. Gesandte des Papstes durchquerten Zentralasien, um den großen Mongolenkaiser Dschingis-Khan zu gemeinsamen christlich-mongolischen Bündnissen gegen die sich nach allen Seiten sturmartig ausbreitende Welle des Islam zu bewegen. Nach ihnen kamen Missionare und venezianische Kaufleute, darunter Marco Polo. — Allen diesen verdanken wir die ersten sicheren Daten vom „Reich der Mitte“ und vom zentralen Asien. Sie haben es ermöglicht, das unermessliche Land vorerst einmal als geographischen Begriff zu erfassen.

Die Erschließung und gleichzeitig die wissenschaftliche Erforschung Zentral- und Ostasiens gingen dagegen nur sehr langsam vor sich. Sie beschränkten sich im wesentlichen auf die zweite Hälfte des 19. und auf das 20. Jahrhundert und betreffen die asiatischen Hochländer, die weiten Steppen, unendlichen Sandflächen und türckischen Moore des nördlichen und westlichen Tibet und des Tarimbekens.

Ein Teil des zentralen und östlichen Asiens aber, dessen Großzügigkeit weniger in den unermesslichen Weiten als vielmehr in seiner gewaltigen Bergnatur, seiner schweren Zugänglichkeit und seiner Abgeschlossenheit gegen die übrige Welt besteht, ist von den Naturforschern beinahe stiefmütterlich behandelt worden, obgleich gerade dieses Gebiet infolge seines Charakters in besonderem Maße als Rückzugsgebiet für Mensch, Tier und Pflanze hätte gelten und damit ein erhöhtes Interesse der wissenschaftlichen Welt hätte erfordern müssen. Dieses Gebiet ist **S ü d o s t t i b e t**.

Im Jahre 1930 faßte deshalb der junge Amerikaner **Brooke Dolan**, Mitglied der "Academy of Natural Sciences" in Philadelphia, den Plan, eine Expedition in diese wenig bekannte „Ecke“ des riesigen asiatischen Kontinents auszurüsten. Er sicherte sich hierzu die Mitarbeit seines Landsmannes **Gordon L. Bowles** und der Deutschen **Dr. Weigold**, Direktor der zoologischen Abteilung des Landesmuseums zu Hannover, **Dtto Gnieser** und von mir.

Unsere einzelnen Aufgaben waren die folgenden:

**Dr. Weigold**, **Dolan** und mir, als den **Zoologen**, kam es vor allem darauf an, eine möglichst vollständige Sammlung aller in Südosttibet vorkommenden, zum Teil sehr seltenen Säugetiere und Vögel zu erhalten. Ferner wollten wir einen zoogeographischen Querschnitt von der nördlichen paläarktischen Fauna durch die Subtropenzone in die rein tropische legen. Auch setzten wir es uns zur Aufgabe, die Gliederung der Tiere in den verschiedenen Faunengebieten zu erfassen und ihre Lebensgewohnheiten zu studieren. Zuguterletzt sollte unsere Feldarbeit dazu beitragen, tiergeographische Grenzen festzulegen und die Aufklärung von Rassen- und Formenkreisproblemen zu fördern.

Die Aufgabe des **Ethnologen** und **Archäologen** **Bowles** bestand darin, Schädelmessungen an Eingeborenen vorzunehmen, die zur Gliederung von Unterrassen der mongolischen Hauptrasse dienen sollten. Außerdem wollte **Bowles** die Abhängigkeits- und Vermischungsbeziehungen einzelner Stämme aufklären und eine Sammlung von ethnologischen Gegenständen anlegen. Schon hier sei erwähnt, daß **Bowles** auf Reste paläolithischer Herkunft stieß, die sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen, da solche Funde in Ostasien überaus selten sind.

**Gnieser** als **Filmopérateur** und **Kameramann** hatte mit **Bowles** Hand in Hand zu arbeiten. Seine Hauptaufgabe war es, das tibetische Leben und Treiben im Laufbilde festzuhalten.

Im Sommer 1930 begannen die Vorbereitungsarbeiten. Unsere Ausrüstungsgegenstände, dazu Waffen und Munition, wurden zum allergrößten Teil in Deutschland beschafft. Nur die Zelte, Gebirgs-sättel und einige Nahrungsmittel wurden von amerikanischer Seite gestellt. Kurz nach Weihnachten kamen die beiden Amerikaner nach Deutschland, so daß wir bereits am 18. Januar 1931 nach nur 1/2-jähriger aber gründlicher Vorbereitungszeit von Berlin aus über Sibirien unsere Fahrt nach dem Fernen Osten antreten konnten.

Unsere Forschungsreise wurde uns zu einem großen, wundervollen Erlebnis, zumal unsere Erwartungen in keiner Weise enttäuscht und unsere Ziele sämtlich erreicht wurden. Wie Dolan so gern sagte, waren wir eine "Young men's expedition", da unsere Expedition mit Ausnahme unseres wissenschaftlichen Leiters, Dr. Weigold, aus jungen Leuten bestand. Bowles und Gniesser waren Mitte 20, Dolan 22 und ich 20 Jahre alt. Ich erwähne dies ausdrücklich, da es meine feste Überzeugung ist, daß man eine Expedition wie die unsrige, die höchste Anforderungen an die körperliche Widerstandskraft jedes einzelnen Teilnehmers stellt, nur mit jungen Leuten durchführen kann. Ohne Hast und Ruh führten wir während der neun Monate, die wir im eigentlichen Forschungsgebiet zubrachten, ein freies, ungebundenes Nomadenleben voll Lebensmut und Forscherfreude.

Meine persönlichen Eindrücke, Erlebnisse und Beobachtungen wiederzugeben, ist die Aufgabe dieses Buches. Es ist nicht für den Wissenschaftler, sondern für Jeden geschrieben, der Freude an wagemutigen Forschungsreisen in unbekanntem Ländern hat. Ihm liegen meine Tagebuchaufzeichnungen zugrunde. Dabei habe ich für die neue Auflage des Buches unter dem Titel „Tibet ruft“ die ursprüngliche Tagebuchform der ersten Auflage, die unter dem Titel „Berge, Buddhas und Bären“ erschienen war, in die lockerere Form der laufenden Erzählung aufgelöst.



# Inhalt

## Erstes Kapitel

### Der Forschungsraum

- Einiges über die geographische Beschaffenheit und die botanischen, völkerkundlichen und zoologischen Verhältnisse 11

## Zweites Kapitel

### Im Reiche der Mitte

- Über Sibirien nach China — Den Jang-tse hinauf — Tschungking erreicht — Nach Tschöngtu 30

## Drittes Kapitel

### Ins Land der wilden Wälder

- Kwan-hsien — Im Strombereich des Min — Wön-tschwan erreicht — Nach Lung-ling-schan — Goraljagden 53

## Viertes Kapitel

### Auf Takin und Bambusbär

86

## Fünftes Kapitel

### Tibet entgegen

- Das Trocantal des Min — Hiobsbotschaften — Wechsel der Natur — Sung-pan, die Grenzfestung — Der Lama-Lung — Hoang-lung-ce — Das Mittsommerfest 127

## Sechstes Kapitel

### Räuberland

- Ein Sturz — Zu dem Quellflüssen des Min — Räubergeschichten — Die unendlich weiten Steppen — Ein kapitaler Rehbock — Die Sümpfe — Mitten im Räuberland — Gazellenabenteuer — Die Nomaden — Tsankar erreicht — Der Paß 146

# Inhalt

## Siebentes Kapitel

### Durchs Goldflußland nach Ta-t sien-lu

Erneuter Landschaftswechsel — Da-tschang — Die Jakos — Eine Bären-  
jagd — Serauabenteuer — Zwischen Himmel und Erde — Das Gold-  
flußland — Sching-kei-ce — Der Ta-pa-schan — Ta-t sien-lu erreicht : 195

## Achtes Kapitel

### In und um Ta-t sien-lu

Blauschaffjagden — Der stärkste Widder — Jagdfahrten auf Serau —  
Eingeschneit — Lagerleben 240

## Neuntes Kapitel

### Der Zug nach Indien

Nach Ho-kow — Affenjagd — Hochtibetische Marschtage — Der Gott des  
Jalung fordert seine Opfer — Seltener Fasan — Unter der Herrschaft  
des Mulityrannen — Empfang beim Großlama — Die heikle Gewehr-  
frage — Von Muli nach Jung-ning — Li-kiang — Von Tali über den  
Mekong und Salwen nach Teng-Dueh — Wieder in Vollzivilisation —  
Indien erreicht 256



## Erstes Kapitel

# Der Forschungsraum

Einiges über die geographische Beschaffenheit und die botanischen, völkerkundlichen und zoologischen Verhältnisse

Bevor ich mit der Schilderung unserer Forschungsreise beginne, will ich eine kurze Übersicht über die geographischen, botanischen, völkerkundlichen und zoologischen Grundlagen des Forschungsgebietes vorausschicken, damit auch der Uneingeweihte einen allgemeinen Eindruck von der Umwelt des Landes und seiner Lebewesen erhält.

Da, wo die unermesslichen, durchschnittlich 4000 Meter hohen Landmassen des zentralen Asien im Südosten von den wuchtigen Ausläufern des Himalaja begrenzt werden, wo vier der gewaltigsten Ströme Asiens im Laufe der Jahrtausende sich ihr brausendes Bett durch die Massen der wild zerklüfteten Gebirgsmassive gewühlt haben, wo Jang-tse, Mekong, Salween und Irawady ihre überschäumende Jugend, wenige hundert Kilometer voneinander getrennt, in ihrer Bergheimat auslassen, liegt unser Forschungsgebiet. Im Westen und Norden erstreckt sich die umfassende Hochsteppe des eigentlichen Tibets. Im Osten bilden die Gebirgsketten Mittelchinas die Grenze, und im Süden erheben sich die Gebirgsmassive Oberbirmas und Südnünmans. Dazwischen dehnt sich unser Forschungsgebiet als schroffes Gebirgsland und natürliches Bindeglied zwischen Himalaja, Hinterindien, China und Tibet.

Wir haben es mit geologisch uralten Gebirgsbildungen zu tun, die in verschiedenen Phasen der Erdgeschichte von neuem gestaucht, aufgeworfen und völlig verändert wurden. Die wichtigste dieser Phasen ist zweifelsohne die alpine, die das wuchtige Hinterland des südlich und östlich umbiegenden Himalaja geschaffen hat. Seine heutige, extrem schroffe und zerklüftete Bodengestaltung verdankt unser Forschungsgebiet eben dieser jungen alpinen Phase und den physikalischen Einwirkungen,

wie Vergletscherungen und Erosionen, die ihr gut Teil dazu beigetragen haben, die Gebirge zu zerteilen und zu zerspalten. Durch vulkanisch-plutonische Tätigkeit, gewaltige Pressungen und Faltungen haben sich diese tertiären Gebirge emporgeschoben und sind durch Verwerfung und Versenkung nachträglich noch weiter verändert worden.

Folgen wir unserem Reiseweg den Jang-tse-kiang aufwärts, so durchbrechen wir in der gewaltigen Erosionsschlucht westlich Itshangs (wo sich der Jang-tse-Strom nach den neuesten Lotungen bis auf Meeresniveau durchgewühlt hat) ein mächtiges Gesteinsgewölbe, dessen Ausmaße einzigartig auf der Welt dastehen. Zu beiden Seiten des hier nur 100 m breiten, wild sich überstürzenden Jang-tse-Stromes steigt dieses Riesengewölbe weit über 1000 Meter senkrecht an, so daß man die Spitzen der nackten, dräuenden Felskolosse kilometerhoch und senkrecht über sich im Sonnenlichte schimmern sieht.

Sobald die Schluchten des Jang-tse-kiang hinter uns liegen und das Strombett sich wieder muldenförmig erweitert, treten wir in das "red basin", das rote Becken Szetschuans, Chinas fruchtbarste Provinz, ein. Leuchtend rote Terrassen von anstehendem Felsgestein ragen dort allerorten tafelbergartig aus der flach welligen Ebene hervor.

In westlicher Richtung beginnen dann die Hochgebirge des tibetischen Grenzlandes, die in unser eigentliches Forschungsgebiet hinüberführen. Diese gewaltigen Hochgebirgsblockaden bilden ein teuflisches Wirrwarr von schneebedeckten Kämmen, eisigen Gipfeln (Minja Gongkar, 7500 Meter hoch, wahrscheinlich der höchste Berg Chinas), Erosionsschründen und tiefgefurchten Tälern, die bis zu 3000 Meter fast senkrecht abfallen können und das Gelände zu einem der zerrissensten der ganzen Erdoberfläche machen. In den meist in nord-südlicher und nord-östlicher Richtung verlaufenden Schluchten brausen wilde Gebirgsflüsse, eng in ihre Betten zusammengepreßt, mit ungeheurer, erodierender Gewalt. Sie haben die Gebirge zerstückelt und durch ihr alles beherrschendes Erosionssystem die Grundlagen für die Besiedelung und Ausbreitung von Pflanzen, Tieren und Menschen gelegt.

Die quartäre Vergletscherung ist in unserem Gebiete nur unbedeutend, eine Tatsache, die als Beweis dafür angesehen werden kann, daß die Gebirge ihre heutige Höhe noch nicht lange erreicht haben. Gegenwärtige Zeugen für diese unerwartete Jugendlichkeit, die uns in den Hochgebirgen entgegentritt, sind ferner die gewaltigen, frischen Erosionen, die Häufigkeit auftretender Erdbeben und die zahlreichen juvenilen heißen Quellen und Schwefelquellen, die uns den Beweis

geben, daß auch heute die aktiven plutonischen Erdbewegungen noch nicht zum Abschluß gekommen sind.

Aus den jüngsten Forschungen sind folgende für uns wichtige Ergebnisse zu verzeichnen: 1. Es hat nur geringe eiszeitliche Vergletscherung gegeben. 2. Die Gebirge sind im Quartär noch gehoben worden und vielleicht jetzt noch im Heben begriffen. 3. Klima und Monsunverhältnisse haben sich seit der Neuzeit der Erdgeschichte nur unwesentlich verändert.

Im Norden des Gebietes liegt das wellige Faststeppengelände des Hochlandes von Chinesisch-Tibet, das auf ein hohes geologisches Alter schließen läßt.

Die Quellen der Flüsse liegen oft in den Mooren dieser durchschnittlich 4500 Meter hoch gelegenen tibetischen Steppenlandschaft (im Norden und Westen des Forschungsgebietes), die sie in breiten Wannentälern gemächlichen Laufes durchfließen. Sobald die Flüsse aber an den Nordrand der hohen Gebirge kommen, verändern sie ihren sanften Charakter urplötzlich. Aus den ruhig träumenden Steppenflüssen werden wilde, sich überstürzende und brausend in der Tiefe ihrer Betten dahinstürmende Wildflüsse, die nun dem ganzen Gebirgsland durch ihre robuste Wildheit und erodierende Wirkung ihren Stempel aufdrücken.

So wie sich unser Forschungsgebiet geographisch in das südliche Gebirgsland und das nördliche Steppenland gliedern ließ, so ist es auch klimatisch zu seiner Umwelt in Beziehung getreten.

Es steht daher auch unter zwei grundverschiedenen klimatischen Einflüssen, nämlich unter dem des kontinentalen Asien im Norden — und dem der vom Süden, vom indischen Ozean, hereinbrechenden Monsunwinde. Trotz der relativ südlichen Lage (Höhe von Nordafrika) ist der kontinentale Einfluß so stark, daß Temperaturunterschiede von 30 bis 40 Grad Celsius im Laufe eines Tages im Steppengebiet keine Seltenheit waren. Ferner waren sowohl Schnee- wie auch Sandstürme, wenn auch nicht alltägliche, so doch keine unbekanntenen Erscheinungen. Die Monsunwinde auf der anderen Seite üben ihren regen- und wärmebringenden Einfluß während des Tropensommers bis zur Randzone des steppigen Hochplateaus aus. Während in Assam, in der regenreichsten Ecke der Welt, bis zu 13 Meter jährlich Regen fallen und die Monate Mai bis Oktober von unausgesetzten Regenfällen ausgefüllt sind, beschränkt sich in der nördlichen Randzone die Regenzeit meist auf die Monate Juni bis August. Je weiter wir nach Süden kommen, desto stärker wird der Einfluß der sommerlichen Monsunwinde, deren abgegebene Wasser-

mengen sich in den riesigen Flüssen sammeln, die in dichter Folge jene tiefen Furchen geschaffen haben.

Bedingt durch die soeben geschilderte, phantastisch verworrene Oberflächengestaltung des Landes, haben wir es in unserem Forschungsgebiet auch mit äußerst komplizierten Vegetationsverhältnissen zu tun. Es ergeben sich große Komplikationen in der floristischen Zonen- und Formationseinteilung durch die Vertikalerschiebung (fingerförmiges Ineinandergreifen) verschiedener Pflanzenvereine in demselben geographischen Gebiet (Schluchten von 3000 Meter Tiefe und Gebirgskämme von 7000 Meter Höhe), denen in verschiedenen Höhenlagen zum Teil optimale Lebensbedingungen geboten werden.

Ähnlich wie sich der Tourist an den Südabhängen der Alpen urplötzlich von einer anderen südlicheren Pflanzenwelt umgeben sieht, so erlebt der Forscher in den Hochgebirgen Szetschuans und Yünnans in den einzelnen Höhenregionen desselben Gebietes, bewirkt durch Licht, Temperatur und Feuchtigkeit, eine nur viel wundervollere Verwandlung der Vegetation.

Das Gebiet ist ein natürlicher Vermittler zwischen Ost und West. Das mittlere China nämlich stellt mit dem westlichen zusammen eine weit gefasste floristische Einheit dar und trifft in den Hochgebirgen unseres Forschungsgebietes mit der vom Westen kommenden himalajanischen Flora zusammen. Ferner ist eine starke Vertretung der holarktischen Flora in den hohen und kalten Lagen der Gebirgsketten vorhanden, die gerade dort eine große Entfaltung zeigt.

In den südlichen Gebieten dagegen und den tief eingeschnittenen Tälern ist ein starker subtropischer Einschlag in der Vegetation festzustellen, der parallel den großen Strombetten des Jang-tse-kiang, Mekong, Salwen und Irawady sich weit nach Norden vorschiebt. Eine ganz besondere Eigenart unseres Gebietes, die es dem Botaniker in hervorragender Weise begehrenswert erscheinen läßt, ist seine Fülle an endemischen Arten. Unter Endemismen verstehen wir im Pflanzen- und Tierreich solche Formen, die an Ort und Stelle entstanden sind und in ihrer Eigenart als ortsspezialisierte Arten ihren mutmaßlichen Entstehungszentren treu geblieben sind. Zu erklären ist die Entstehung und das Aushalten dieser Endemismen wieder nur durch ihre umweltsche Abgeschlossenheit, durch hohe Spezialisierung und die Gleichmäßigkeit der klimatischen Bedingungen seit langer Zeit und durch den hierdurch ver-

## Pflanzendorado

ringerten Existenzkampf. So ergibt sich alles in allem ein Pflanzenreichtum, wie er sonst auf der Erde wohl kaum zu finden ist. Die Artenfülle ist in diesen Gebieten tatsächlich nur mit einer äquatorialen zu vergleichen. Die Anzahl der Individuen steht dagegen in einem umgekehrten Verhältnis.

Eine märchenhafte Ausbildung in Farbenpracht und Formenmannigfaltigkeit tritt uns in den tiefgelegenen subtropischen und Mischwald distrikten entgegen. Hier feiert die Natur wahre Orgien in der Ausbildung und Fülle ihrer Vegetation. Die lianenerschlungenen Dschungel dieser Zone werden an Dichte und Undurchdringlichkeit schwerlich von tropischen Urwäldern übertroffen. Südchinesische immergrüne Vegetation dringt hier von Süden und Osten in die Gebirgsblockade ein und vergesellschaftet sich mit den unwegsamen Bambusdschungeln, die bis zu 3000 Meter Höhe vorherrschen. Höher emporsteigend, umfängt uns bald die wundervollste Kampfzone zwischen subtropischen und subalpinen Vegetationscharakteren, die man sich denken kann. Der Bestand wird lichter, der Bambus durch Rhododendren verdrängt, an Stelle immergrüner Eichen treten mächtige Koniferen und bilden einen wundervollen Mischwald.

Um die einzelnen Vegetationstypen richtig zu erfassen, müssen wir uns vorerst über ihre vertikale Verbreitung in ein und demselben Gebiet und ihre geographisch bedingte Nord-Südverbreitung orientieren. In den tiefsten von Menschen bewohnten Tälern des Forschungsgebietes treffen wir eine Ackerbaustufe, die unter Bewirtschaftung der Eingeborenen steht. Sie variiert stark und bewegt sich in Höhenlagen von meistens 1500 bis 2500 Meter. Darauf folgt höher gelegen eine Zone mit üppigster Vegetation der Bambusdschungel und subtropischen Mischwälder, die bis 3000 m und darüber anhält.

Wo die schweren Regenwolken des Sommermonsuns sich an den Schneegipfeln der Hochgebirge zerschlagen und daher die Niederschlagsverhältnisse für die Vegetation besonders günstig gestalten, treffen wir in den Zonen zwischen 1500 und 3000 Meter die märchenhafteste Ausbildung der Flora an.

Von dem Reichtum dieser Gegend nur einen Beweis: Großblütige Lilien, Orchideen, Eisenhut, Lärchensporn, Gänsekräuter in Massen. Dazu 100 Arten Bromus, 50 Berberitzen, 40 Deuzien, 110 Kreuzkräuter, 60 Clematis, 30 Flex, 70 Viburnum, 40 Uhorn, 25 Hydrangien und mehrere 100 Arten herrlicher Rhododendren machen diese Subtropenzone zu einem unbeschreiblichen Erlebnis, zumal man in

einer solchen Höhe, im Durchschnitt 2000 Meter höher als die unserer Alpenwälder, nichts dergleichen vermutet.

Anschließend folgt nach oben hin die subalpine Stufe mit Koniferen und Rhododendren als vorherrschende Bäume, die bis zu der erstaunlichen Höhe von 5000 Meter ihre Ausläufer sendet. Ganz oben befindet sich dann die hochalpine Stufe, die bis zu den Grenzen des ewigen Schnees geht. In ihr herrschen Polsterpflanzen, Läusekräuter, Enziane, Meconopsisarten, tiefwurzelnde Rosettenpflanzen, Saxifraga, Potentilla, Primeln und viele Edelweißarten vor.

So wie wir später an Hand des Tagebuches von den eisigen Höhen Tibets hinunter steigen werden in die Tropen, so wollen wir auch jetzt bei der botanischen Gliederung in einem Schema die Folgestufen der Vegetation von N nach S wiedergeben:

Kältewüsten (ewiger Schnee, H o c h t i b e t),  
Matten,  
Zwergsträucher,  
Rhododendrenwälder,  
Koniferenwälder,  
Subtropenwälder,  
Trockensavannen (Yünnan),  
tropische Regenwälder (H i n t e r i n d i e n).

Im Westen und Norden unseres Gebietes erstreckt sich die umfassende Hochsteppe des eigentlichen Tibets. Im Osten grenzen die Gebirgsgegenden Mittelchinas an und im Süden erheben sich die Gebirgsmassive Oberbirmas und Südyünnans. Dazwischen liegt unser Gebiet. Zungenartig strecken sich die Ausläufer der südlichen Waldlandschaften, denen durch zunehmende Meereshöhe und härteres Klima im Norden eine natürliche Grenze gesetzt wird, in den Tälern und an den Bergflanken bis zu 3500 Meter durchschnittlich herauf, gehen dann in ausgedehnte wellige Fastebenen und Edelweißsteppen über, die bei 5000 Meter Höhe noch immer mit niedrigem Gebüsch von Berberitzen, Wacholdern und Zwergrhododendren bestanden sein können. Dieser Charakter soll sich übrigens nördlich bis zu den Grenzen der Gobiwüste erhalten.

Je weiter wir nach Süden kommen, desto stärker wird der Einfluß der sommerlichen Monsunwinde und desto mehr werden die nördlichen Steppen- und Strauchzonen durch Waldegebiete ersetzt. Von Norden nach Süden macht sich die sinkende Höhe der Gebirge auch in der Vegetation bemerkbar. Der kühle regenreiche Sommer läßt tropische Formen wohl gedeihen, läßt sie aber nur in wenigen Arten den



Das Tor zur Wildnis



Ein Tschorten oder Reliquienſchrein



holarktischen Gebirgspflanzen gegenüber Konkurrenzfähig werden, so daß eine überaus reiche Vermischung zustande kommt, zumal die nördlichen Elemente, den Höhen der Gebirge folgend, weit nach Süden vordringen.

So wie ich versucht habe, nach den heute vorhandenen dürftigen Forschungsergebnissen die geographische und botanische Beschaffenheit unseres Expeditionsraumes zu erläutern, um mit deren Hilfe im folgenden die verwickelten faunistischen Zusammenhänge zu erklären, so notwendig ist es aber auch, einmal die völkerkundliche Seite zu beleuchten, denn es ist eine Tatsache, daß unter anthropogenen Einflüssen in historischer Zeit große faunistische Verschiebungen stattgefunden haben. Andererseits aber lassen sich auch viele hochinteressante Parallelen zwischen der Verbreitung der Tierwelt und derjenigen der verschiedenen Menschenschläge feststellen. Nicht nur für die Pflanzen- und Tierwelt haben die zerrissenen und zerklüfteten Gebirgsländer von Yunnan und Szechuan ein natürliches Zufluchtsgebiet ergeben, sondern tatsächlich auch für die Menschen.

Die Chinesen, die sich von Osten her in unser Gebiet ausbreiteten, drängten nämlich die urreinwohnenden Primitivvölker Mittelchinas in die westlichen Bergländer zurück, wo sie sich noch heute eines kleinen, aber zum Teil wohl organisierten Staatensystems erfreuen. So kommt es, daß sich in den Bergländern unseres Forschungsgebietes Stämme wie die der Shifanvölker, der Mozo, Lolo, Wassu, Lüdi und Naschi bis auf den heutigen Tag erhalten konnten. Selbstverständlich drängten und drängen die Chinesen nach und vermischen sich heute schon stark mit den Stammvölkern und Völkersplittern, die in den Westbergen Chinas eine Zuflucht suchten. Aber die Abgeschlossenheit der vielen kleinen Stämme durch tief eingeschnittene Täler und hohe, schier unüberwindbare Gebirgskämme erlaubten es auch diesen Völkern, die teils von China, teils wohl von Indien und Hinterindien her in die Bergländer sich zurückgezogen haben, eigene Kulturen zu entwickeln und diese bis auf den heutigen Tag zu erhalten. So besitzt jeder dieser kleinen und kleinsten Stämme noch heute seine eigene Sprache, seine eigene Tracht und seinen eigenen, an das Klima angepassten Baustil.

Neben diesen Primitivvölkern, die die wildesten Teile des Landes bewohnen, haben wir es in unserem Forschungsgebiet aber noch mit zwei ganz großen Völkern zu tun, die hier zusammenstoßen: Nämlich 1. mit den Tibetern, die bestrebt sind, ihr urreigenes Land, das Hochplateau von

## Der Forschungsraum

Chinesisch-Tibet für sich zu behalten — und 2. mit den Chinesen, die einer kontinuierlich vorstoßenden zähen Welle gleich nach Westen vordringen, um für ihre ständig wachsende Bevölkerungszahl Neuland zu erwerben.

So befanden wir uns zugleich in einem Lande eines schon seit Jahrhunderten währenden Kampfes zwischen den wenig zahlreichen, aber sehr tapferen und widerstandsfähigen Tibetern und den von Süden und Osten, den großen Stromrichtungen folgend, hereinbrechenden Chinesen.

Vermischungen zwischen Stammvölkern und Chinesen einerseits — zwischen Tibetern und Stammvölkern andererseits sind daher überall anzutreffen. Allerdings zeigen die Tibeter eine viel schwächere Vermischungspotenz als die Chinesen. Der Grund hierfür ist wahrscheinlich in der strengen lamaisitischen Kultur der Tibeter zu suchen, die der religiös ziemlich indifferenten Kultur des Chinesen gegenübersteht. Die Stammvölker ihrerseits nehmen in neuester Zeit die chinesischen Errungenschaften europäischer Kultur gern an, und es ist die Zeit vorauszusehen, wo die Stammvölker von der chinesischen Welle völlig aufgesogen sein werden. Heute sind die Wildvölker, die wir antrafen, schon so weit, daß sie ihre Stammeszugehörigkeit Fremden oder Chinesen gegenüber einfach verleugnen. Sie sprechen in deren Beisein chinesisch und antworten stolz auf die Frage, welchem der Stämme sie angehören: „Wir sind Chinesen.“ Dem Ethnologen gereichen diese Schwierigkeiten nur sehr zum Nachteil.

So kommt als hochinteressante Parallelerscheinung eine ähnliche Übereinanderschichtung zustande, wie wir sie von den Pflanzen schon kennen und bei den Tieren noch kennen lernen werden. Die tief in den Tälern wohnenden Chinesen stoßen in diesen verhältnismäßig weit nach Norden vor, während die Tibeter auf den Höhenzügen sesshaft bleiben. Die Stammvölker nehmen in ihrem Wohnraum eine intermediäre Stellung zwischen Chinesen und Tibetern ein.

Es gibt viele Veränderungen, die direkt vom Menschen ausgehen und sich auf die Flora eines Landes primär und auf die Fauna zumeist sekundär auswirken. Diese anthropogenen Eingriffe in das Naturgeschehen haben ganz China sowohl floristisch, als auch faunistisch einer **v o l l k o m m e n e n g r u n d l e g e n d e n** Veränderung unterworfen. Wir haben in unserem Forschungsgebiet daher auch zwei sehr verschiedene Landschaftscharaktere zu unterscheiden, nämlich solche, die ursprünglich sind (der größte Teil unseres Gebietes) und solche, die menschlichen Umwandlungen unterworfen wurden. Zu erwähnen ist hier noch, daß die menschlichen Umwandlungen der Natur nur von chinesischer Seite er-

folgen, nicht aber von seiten der Stämme und nur in ganz geringem Maße von den Tibetern selbst. In allererster Linie ist in diesem Zusammenhange die Verwüstung des Waldes zu nennen, die von chinesischer Seite in rücksichtsloser Weise erfolgt. Sie bringt die zum Teil extremen Trockencharaktere der Landschaft und plötzliches Anschwellen der großen Flüsse und damit verbundene riesige Überschwemmungen mit sich.

Weiterhin werden für Weidezwecke Kahlschläge angelegt, die einigen südlichen Tieren, die Kulturfolger sind, Nahrungsbedingungen in nördlicheren Lagen ermöglichen. Dasselbe gilt von dem Vordringen des südlichen Ackerbaus, der Reis- und Maiskultur, die vielen Tieren in nördlichen und höheren Lagen gute Existenzbedingungen schaffen.

Die Chinesen haben manchen Tieren durch rücksichtslose Nachstellung in einigen Gegenden schwere Schäden zugefügt. So wurde das Moschustier laut Chronik in dem Schifanfürstentum Moupin vor der Ausrottung nur dadurch bewahrt, daß der Schifanfürst zu einer Zeit auf die Erlegung des Moschustieres die Todesstrafe setzte. Ähnliche Ausrottungsgefahr durch rücksichtslose Verfolgung besteht noch heute bei den großen wapiti-ähnlichen Hirscharten.

Da ich bei der Beschreibung der Reise selbst nicht ausführlich auf die Kultur und Gebräuche der Völker eingehen kann, werde ich noch kurz einen Einblick in die tibetische Lebensart vorausschicken. Die Tibeter nämlich sind die ureingewohnten Bewohner des weitaus größten Teiles unseres Forschungsgebietes.

Wild und ungestüm, hart und grausam wie die Landschaft selbst sind auch ihre Bewohner, deren ganzes Leben und Wirken durch ihre fanatische Religion, den Lamaismus, vollständig beherrscht wird. Ich selbst halte die Tibeter für ein leistungsfähiges, gesundes Volk, dem aber durch das Joch seiner Religion jede Möglichkeit zur Weiterentwicklung genommen ist.

Die Tibeter gehören zu den reinsten Vertretern der gelben Hauptrasse, die wir auch als mongolische Rasse bezeichnen. Sie unterscheiden sich von der weißen Hauptrasse durch die dunkle, gelb- bis rotbraune Hautfarbe, durch Rundköpfigkeit, durch die Breite der Jochbogen und damit durch das Hervorstehen der Backenknochen, durch tiefliegenden Nasensattel und durch die wohlausgeprägte Mongolenfalte, die dem Auge eine eigentümliche Stellung verleiht, die wir gewöhnlich mit „schlitzäugig“ bezeichnen. Ferner ist die Haarstruktur aller Mongolen im Gegensatz zu der der Weißen eine harte, strähnige, Pferdehaar ähnliche.

Das tibetische Land, höchst gelegenes Hochplateau der Erde, ist zum allergrößten Teil unfruchtbar, steppen- und wüstenhaft und wegen seiner Durchschnittshöhe von über 4000 Meter, seines rauhen, kontinentalen Klimas und seiner Trockenheit für den Ackerbau ungeeignet. Es kann daher nur eine geringe Bevölkerungszahl ernähren. Tatsächlich ist in Tibet der Quadratkilometer Landes im Durchschnitt nur von 0 bis 2 Menschen bewohnt; eine erschreckend geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß in Deutschland über 100 Menschen auf 1 Quadratkilometer wohnen.

So ist die Umwelt ein wichtiger Faktor, von dem die Tibeter im höchsten Grade abhängig sind. Aus der Umwelt heraus erkläre ich mir nicht nur die eigentümliche Lebensweise der Tibeter, sondern auch ihre ganze Kultur und selbst ihre Religion, die wiederum Kultur- und Lebensweise in geradezu grotesker Weise beherrscht.

Die allermeisten osttibetischen Stämme sind ihrer Kulturstufe nach Hirtennomaden. Nur in den südlichsten und südöstlichsten Gegenden, also auch in unserem Forschungsgebiet, gestattet der Boden einen kärglichen Ackerbau. In diesen Gebieten werden Gerste, Weizen, Buchweizen, Erbsen und Bohnen angebaut. Die Gerste bildet den Hauptbestandteil der tibetischen Nahrung. Aus ihr wird durch Rosten und Mahlen das Tsambamehl gewonnen, das jahraus, jahrein den anspruchslosen Tibetern zusammen mit ranziger Butter und Tee als Hauptnahrungsmittel dient.

Die reinen Steppennomaden nennen nur riesige Schaf- und Rinder- (Yak-) Herden ihr eigen, die sie auf den unendlichen Weideplätzen hüten. Somit ist das Yakrind wiederum als Spender vieler Kultur- und Gebrauchsgegenstände anzusehen. Man ißt Yakfleisch, trinkt Yakmilch, bereitet Yakkäse und -butter. Die Yakhaare werden zu Zelten und Seilen verflochten, die Felle dienen als Bekleidung, aus dem Yakleder werden die langen, weichen Lederstiefel genäht und selbst der getrocknete Yaktung ist für die Tibeter, die die baumlosen Hochsteppen bewohnen, ein hochwillkommenes Feuerungsmaterial. In ähnlicher Weise hat es der Tibeter verstanden, sich das Schaf nutzbar zu machen, aus dessen fettiger Wolle durch Kneten und Walken ein sehr haltbarer Filzstoff hergestellt wird. Als einziger Handelsartikel dienen neben vielerlei organischen Medikamenten riesige Mengen von Yak- und Schaffellen, die auf den uralten Karawanenstraßen, die das unwirtliche Land von Ost nach West durchziehen, in den chinesischen Grenz- und Umschlagsorten gegen Tee und Salz eingehandelt werden. Fast überall in Osttibet sind chinesische Silbermünzen als Währung eingeführt worden, wie überhaupt ganz Tibet durch die großen chinesischen Invasionen einen gewissen Prozentsatz chinesischer Kul-

tur in sich aufgenommen hat. Die tibetische Landesbeschaffenheit bringt es mit sich, daß infolge von Viehseuchen und Mißernten ganze Stämme brotlos werden und keinen anderen Weg kennen, als sich ihren Lebensunterhalt durch Räubern zu verdienen. Das Räubern von Vieh und das Plündern von Karawanen ist daher in Tibet an der Tagesordnung. Einige Stämme, so z. B. der osttibetische Stamm der Ngolokhs, haben sich auf diese Art und Weise zu kühnen, gefürchteten Räuberstämmen entwickelt, die ganze Landstrecken tyrannisieren und besonders die Pässe und Karawanenstraßen unsicher machen.

Die Tibeter sind ein Reitervolk und folgen den Herden ihrer schwarzen Daks mit ihrem wenigen Hab und Gut auf den zähen Mongolenponys, um ihre Herden von Zeit zu Zeit besseren Weidegründen zuzutreiben.

Metallgewerbe ist in Tibet nur an einigen wenigen Plätzen entwickelt, so in Derge in Osttibet, wo Schwerter, Seefannen und Kultgegenstände aus Eisen, Silber und Messing von kunstfertigen Händen hergestellt werden.

Im 7. nachchristlichen Jahrhundert drang von Indien her die große Welle des Buddhismus in Tibet ein und verband sich innigst mit der Naturreligion der Tibeter, dem Bonkultus, zu einer Mischreligion, dem Lamaismus, der bis zum heutigen Tage ganz Tibet, die Mongolei und große Teile der Himalajaländer, ja selbst Sibirien beherrscht.

Dieser nördliche Buddhismus führt in der Wissenschaft den Namen Mahayana und zeichnet sich durch seinen großen Reichtum von symbolischen Vorstellungen und Zeichen, sowie durch eine lange Reihe von Wiedergeburt aus. Die Bonreligion ist ein Teufels- und Dämonenglaube, eine Verehrung von Naturgewalten und Ortsgottheiten. Sie gibt ein deutliches Zeichen der Naturverbundenheit der Tibeter ab und ist bis heute in der tibetischen Bevölkerung sehr rege, wo sie ganz besonders in Opferhandlungen und in den berühmten Teufels- und Maskentänzen ihren Ausdruck findet.

Das kirchliche und staatliche Oberhaupt ganz Tibets ist der Dalai-Lama in Lhasa, der als höchste Inkarnation eines göttlichen Wesens auf Erden gilt und als Bodhisatwa-Buddha die höchste Stufe der „lebenden Buddhas“ innehat.

Der Lamaismus ist durch den großen lamaistischen Reformator Tsongkhapa in zwei große Sekten, die reformierte gelbe und die ursprüngliche rote Sekte gespalten worden. Den Mitgliedern der gelben Sekte, die die wichtigste ist, sind strenge Kasteiungen auferlegt worden, von denen

## Der Forschungsraum

die bedeutungsvollste für die tibetische Kultur wohl die der Ehelosigkeit, des Zölibats, geworden ist.

Hier nun greift die alles beherrschende tibetische Religion in die Volksentwicklung selbst ein. Es ist nämlich der Stolz einer jeden tibetischen Familie, daß mindestens ein Sohn, oft auch jeder zweite Sohn den Lamaberuf ergreift und somit sein Leben der Religion opfert. So verhindert diese den Landesverhältnissen angepasste Religion durch ideelle Sterilisation ein Überhandnehmen der Bevölkerungszahl unter gleichzeitiger Reduktion der Familien, die vom ärmlichen Hochland doch nicht ernährt werden könnten.

Die Lamas sind in zahlreichen großen Klöstern untergebracht. Die größten Lama Klöster beherbergen über 10 000 Mönche, deren Beruf darin besteht, für das Volk zu beten und vom Volke Steuern einzuziehen.

Stirbt eine der Inkarnationen Buddhas, so wird nach mysteriösen Zeichen, sei es nach Zwillingengeburt oder Frühgeburt bei Hausvieh oder nach vorzeitigem Erblühen eines Baumes Ausschau gehalten. Diese Zeichen geben dann meist den Weg an, wo der neue lebende Buddha geboren ist. Der so gefundene Säugling wird der Mutter genommen und als „Lebender Buddha“ im Kloster erzogen. Werden mehrere Kinder ausfindig gemacht, die zu annähernd derselben Zeit geboren sind, so entscheidet das Los. Es werden den Kindern Gegenstände des verstorbenen Lebenden Buddha und deren naturgetreue Nachahmungen vorgelegt. Dasjenige Kind, das nach den echten Gegenständen greift, wird Lebender Buddha, während die anderen ihren Müttern wiedergeschenkt werden.

Auch das Gesellschaftsleben der Tibeter weist spezifische und merkwürdige Formen auf. In den Gegenden, wo Ackerbau getrieben wird, herrscht zumeist das System der Eihehe vor. Nur sehr reiche Tibeter leisten sich manchmal eine zweite Frau. Aber in den armseligen Hochsteppen des Landes findet man noch heute bei einigen Stämmen die Sitte der Vielmännerei. Hier scheinen sich die Tibeter wiederum durch ökonomische Gesichtspunkte in ihren Familienangelegenheiten leiten zu lassen. Um der Zerstückelung der Familie vorzubeugen, heiratet nämlich der älteste Bruder eine Frau für sich und seine jüngeren Brüder. So wird der ganze Familienbesitz durch die gemeinsame Frau zentralisiert. Die Männer wechseln sich dann meist in der Ausübung ihrer ehelichen Pflichten ab, indem immer ein Mann bei der Frau weilt, während die anderen die Herde auf der Steppe beaufsichtigen. Die Kinder gehören stets dem ersten Mann, ganz gleich wer der Vater ist.

Die tibetischen Frauen sind sehr fruchtbar und schenken oft bis zu einem Duzend Kindern das Leben. Die Sterblichkeit der Kinder ist jedoch bei der mangelnden Hygiene eine beträchtliche. Außerdem werden schwache Elemente durch die Härte des Klimas und des Existenzkampfes frühzeitig ausgemerzt, so daß uns der tibetische Volkschlag fernig und durchaus gesund entgegentritt.

Wenn ein Tibeter gestorben ist, so darf er nicht angerührt werden, bis ein Lama den Körper von der Seele befreit hat, dann erst wird er hinausgetragen und den Geiern zum Fraß ausgesetzt. Dabei erleichtern die Tibeter den Vögeln die Arbeit, indem sie das Fleisch selbst von den Knochen schneiden. „Himmliche Erledigung der irdischen Reste“ nennen die Lamas eine solche Bestattung.

Wenn ich nun mit dem zoologischen Überblick über unser Forschungsgebiet selbst beginnen will, so wird es dem Leser auf Grund der vorhergegangenen Schilderungen klar werden, daß die Vorarbeiten des Geographen und Botanikers einerseits und des Ethnologen andererseits unerläßlich sind, und daß die Erscheinungsform eines Landes in physikalischer, morphologischer und floristischer Art einer zoologischen Betrachtung zugrunde liegen muß. Es helfen dem Biologen natürlich auch die genauen Angaben aus anderen, vielleicht besser bekannten und gründlich durchforschten Gebieten, die ähnlichen Charakter tragen — um die grundlegenden formationszoologischen Thesen aufzustellen.

Die Ergebnisse der oben genannten Wissenschaften geben dem Biologen die ersten Grundlagen und Mittel in die Hand, Ganzheitsforschung zu betreiben, denn es muß von vornherein klar sein, daß bei einem neu zu erforschenden Lande nicht die Einzelforschung es ist, die den Ausschlag gibt, sondern zu allererst muß eine analytisch-biologische Gliederung geschaffen werden.

Völlig objektiv oder gar erschöpfend in ihrer Art kann eine solche Forschung vorerst nicht sein, da dem Forscher allein durch die Schwierigkeit des Geländes ein schwerer Hemmschuh gesetzt wird. Noch manche wissenschaftliche Reise wird nötig sein, um annähernd alle biologischen Probleme einer eindeutigen Lösung entgegenzuführen.

Gegenstand unserer biologischen Forschung war, wie einleitend schon erwähnt, die Verbreitung und Verteilung der Tierarten im Forschungsgebiet und damit innig verknüpft die Frage nach der Ursache dieser Verteilung. Bau und Funktion der Organismen in ihrer direkten Ab-

hängigkeit von der Umwelt und Spezialisierung zur Umwelt lassen dabei Rückschlüsse auf die Ursache der Verbreitung zu. Korrelationen zwischen Pflanzen- und Tierwelt schaffen demgemäß, wohlgegliedert, geographisch bedingte Lebensgemeinschaften, in denen Parallelerscheinungen der Entwicklung auftreten.

Auch die Lebenseigentümlichkeiten der einzelnen Tierarten sind auf ihre Umgebung in allerfeinster Weise abgestimmt. Sie sind den Tieren von Nutzen und begünstigen den Kampf des Individuums um seine Selbsterhaltung.

Eine Hypothese über die Entstehung und Entwicklung der Tiere in unserem Forschungsgebiete aufzustellen, schiene vermessen. Denn dafür mangelt es an positivem Beweismaterial; aber der Vergleich mit anderen Gegenden unter Zuhilfenahme von biologischen Grundsätzen läßt hochinteressante Rückschlüsse zu. In der Tat könnte man die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Tierformen in Südosttibet dadurch erklären, daß die Neuentstehung der Arten in der Erdgeschichte oft durch geographische Isolation, d. h. durch Einflüsse der Umwelt auf den Erbbestand der Organismen begünstigt worden ist.

Ferner läßt das Vorhandensein vieler entwicklungsgeschichtlich primitiver Tierformen (wie Bambusbär, Lakin, Moschustier, Muntjak, Serau) den vagen, viel umstrittenen Schluß zu, daß wir es in unserem Forschungsgebiet mit einem Entwicklungszentrum zu tun haben, denn tatsächlich befinden sich die primitivsten Formen der Tiere in den Zentren, die höher entwickelten dagegen in den Randgebieten des Entwicklungsraumes.

Dem aber könnte man mit vollem Recht entgegenhalten, daß wir es, wie schon oben erwähnt, mit einem Rückzugsgebiet für primitive Formen zu tun haben, die sich eben nur in diesen abgeschlossenen, schwer zugänglichen Gebirgssystemen auf Grund ihrer hohen Spezialisierung bis zur Gegenwart erhalten konnten. Alle diese Fragen tragen dazu bei, gerade diesen Teil Asiens zu einem der interessantesten der gesamten Erdoberfläche zu machen.

Ganz ähnlich wie bei der floristischen Gliederung haben wir es ebenfalls mit einem zoo-geographischen Vermischungsgebiet zu tun. Vom Norden und Westen her, den Höhenrücken der Gebirgsstranzen folgend, haben wir einen starken holarktischen und himalajanischen Einschlag in der Fauna zu verzeichnen. Von Süden her folgen den tief eingeschnittenen Tälern tropische und subtropische Formen, und von Osten her verdanken wir dem Jang-tse-Becken einen nicht zu unterschätzenden Einschlag an



chinesischen Faunenelementen. Die wichtigsten Wasserscheiden dieses ganzen schroffen Gebirgslandes haben der Verbreitung vieler Arten keine Grenzen gesetzt, — anderen hingegen, meist südlichen Eindringlingen, ist durch die Gebirgskämme und das nach Norden zu kontinentaler werdende Klima eine natürliche Bewegungslinie ihrer Ausbreitung entstanden.

Im Süden unseres Gebietes mit der schon geschilderten wundervoll reichen subtropischen Urwald- und Dschungelvegetation und den gewaltigen Höhenunterschieden ist die Tierwelt überaus reich an Gattungen und Arten, arm dagegen an Individuen. Die tief eingeschnittenen Täler, die nur geringen Temperaturschwankungen unterworfen sind, wirken mit ihren gleichbleibenden Lebensbedingungen wie riesige Thermostaten und haben der Tierwelt ein überreiches Gebiet zur Entfaltung geboten.

Je weiter wir aber nach Norden kommen und Tibet mit seinem kontinentalen Klima näher rücken, desto höhere Anforderungen werden an die einzelnen Tierarten gestellt. So haben wir auch im Norden des Forschungsraumes nur eine kleine Gattungen- und Artenanzahl hoch spezialisierter Tiere, die hingegen in überaus großer Individuenzahl auftreten, um den schlechten Daseinsbedingungen trotzen zu können.

Die ganze zerstückelte und zerrissene Beschaffenheit des Landes hat weiterhin zur Folge, daß die Fauna eine starke Neigung zur Ausbildung geographischer Rassen besitzt. Die Vertikalverbreitung der Tierarten verschiedener Faunenelemente verhält sich ebenso wie bei der Flora, so daß wir in ein und demselben Gebiet, nur in verschiedenen Höhenlagen, Vertreter der verschiedensten Faunenelemente vorfinden. Fingerförmig übergreifen sich somit die Verbreitungsgebiete verschiedener Arten derselben Gattung, so daß wir es oft mit ausgesprochen vikariierenden Arten zu tun haben.

Die individuelle Variation, die wiederum geographisch bedingt sein kann, ist in unserem Forschungsgebiet sehr häufig und bei den verschiedensten Tiergattungen völlig gleich gerichtet, so daß wir in ausgeprägten einheitlichen geographischen Gegenden eine gleichsinnige Abänderung verschiedener Tierarten (sogenannte Konvergenzen) feststellen können. Es kommt dabei natürlich auf die gleichen Reaktionsnormen der Tiere an, die bei gleichen umweltlichen Verhältnissen mit ihrem Erbbestand in derselben Weise zu reagieren vermögen. Die Entstehung der geographischen Rassen ist in ihrem Urgrund vorwiegend auf von außen kommende Ursachen zurückzuführen. Eine vererbungsmäßige Analyse wird daher in jedem Falle sehr schwierig sein.

Wir können selbst Variationen unterscheiden, die ganzen Tierklassen gemeinsam sein können, und deren Auftreten in der Erscheinungsform der Tiere an ganz bestimmte Lebensräume geknüpft sind. Als Beispiel möchte ich die Schwarz- oder Dunkelfarbigkeit (Melanismus) anführen, die an feuchte, moorige und stark abgeschlossene Gebiete gebunden zu sein scheint. Hellfarbigkeit (Leucismus) dagegen findet man in mannigfaltiger Ausbildung in den obersten Regionen der Hochgebirge. All dieses trifft nach meinen Beobachtungen sowohl bei Säugetieren und Vögeln als auch bei Insekten zu.

Das Vorhandensein endemischer sehr seltener Tierarten in unserem Gebiet läßt sich ebenfalls durch die Umweltbedingtheit dieser hochspezialisierten Tiere am besten erklären.

Zu guter Letzt sei es mir erlaubt, noch etwas über das Tierleben in großen Höhenlagen unter denkbar ungünstigen Lebensbedingungen zu sagen, und wie es die Tiere meisterhaft verstehen, sich in ihren Lebensgewohnheiten an die extreme Umwelt „anzupassen“.

Stellen wir uns die höchsten vegetationsbedeckten Almen der gewaltigen Hochgebirge unseres Gebietes oder die 4500 Meter hohe tibetische Steppenlandschaft mit ihren unermesslichen Weiten, ihrem wolkenlosen, tiefblauen Himmel und ihrer hohen Lichtintensität im Geiste vor. Glirrend und flitternd steigt tagsüber die schnell erwärmte Luft hoch, abends aber jagen bitterkalte Winde von den Gebirgen herab über die Almen und Steppen dahin, und nachts herrscht eisige Kälte. Die Luft ist so trocken, daß Haut und Nägel splintern und springen. Keine Farbe hat die Landschaft. Graugrün und wellig dehnt sich alles ins Unendliche. Keine Bäume auf diesen gewaltigen Strecken dürrer Landes; die Vegetation spärlich und hochspezialisiert. Den Pflanzen steht eine kurze, nur dreimonatige Vegetationsperiode zur Verfügung, in deren Verlauf sie wachsen, blühen und fruchten müssen.

Unter diesen Bedingungen haben die Steppentiere ihr Leben zu fristen. In jenen trostlosen, offenen Gefilden haben sich die Tiere vor allen Dingen auch vor Feinden zu schützen. Sie sind daher entweder zu ausgezeichneten Lauftieren, wie die Gazellen, entwickelt, oder sie tragen eine gute Schutzfärbung. So ist es eine Tatsache, daß die meisten Bewohner jener hohen Lagen sich nur wenig von ihrer Umgebung abheben. Murmeltiere und Mausehasen, jene höchstlebenden Säugetiere, gleichen Steinen, wenn sie ruhig dasitzen und ihrer Nahrung nachgehen. Auch die Gazellen und Wildschafe tragen ausgezeichnete Schutzfarben, die sie gegen Wölfe und Leoparden schützen. Bergfinken, Lerchen und Hühner-

arten sind geradezu wundervoll in ihrer Färbung an ihre Umgebung „angepaßt“. Die beste Schutzfarbe aber unter den Vögeln besitzt der schnepfenähnliche Ibischnabel, der inmitten der Geröllbänke der Flüsse für unser Auge fast unkenntlich wird.

Gegen die grausamen Winde und Temperaturschwankungen schützen sich die verschiedenen Tierarten in eigenartiger Weise. Alle Säugetiere tragen dickeres Fell mit viel Unterwolle, und die Körperanhänge, wie Ohren und Schwänze, den Temperaturen am meisten ausgesetzt, sind stark reduziert und mit dichten Haaren bedeckt. Die Haustiere, wie Yaks, Schafe und Ziegen haben Haarkleider, die bis auf die Hufe herabreichen können; die Pferde wollige Pelze, und die Hunde machen nur einen einmaligen Haarwechsel in den drei Sommermonaten durch. Letzteres gilt unter den wilden Tieren auch vom Blauschaf und von den Gazellen.

Selbst die Schweine, sofern solche von ansässigen Chinesen gehalten werden, besitzen einen viel dichteren Borstenbesatz als diejenigen im eigentlichen China, von denen sie abstammen. Der Pelz der Hasen ist außerordentlich dicht und durch die viele Unterwolle seidenweich.

Tiere, die ein großes Nahrungsbedürfnis haben, wie die großen Pflanzenfresser und Wiederkäuer, die ihren Hunger nicht während der windstillen Zeit des Tages stillen können, weiden stets mit dem Rücken gegen den Wind gekehrt, so daß beim Yak der buschige Schwanz einen großen Teil des Körpers bedeckt. Murmeltiere und Mausehasen verkriechen sich in ihre Baue, so daß die Steppe ausgestorben erscheint, wenn die Winde über sie hinwegfegen. Fast alle Vögel, vom Lämmergeier abwärts bis zu den Schneefinken, verkriechen sich in Felsnischen oder verborgen sich, zu großen Gesellschaften vereint, hinter schützendem Gestein. Alpendohlen beobachtete ich oft, wenn sie während des Windes Futter für ihre Jungen suchten. Dabei liefen sie nur gegen den Wind an, damit er nicht in ihr Gefieder führe. Eine ganze Anzahl von Körnerfressenden Kleinvögeln haust in Lebensgemeinschaft mit den Mausehasen. So brüten zwei Arten von Schneefinken mit Vorliebe in den Höhlen dieser kleinen Nager. Alle anderen Vögel nisten in Felsnischen; mit Ausnahme der Elster, deren riesige Nester zu wahren Burgen ausgestaltet sind.

Ein Schmetterling, der über ganz Asien weit verbreitete Apollofalter, fällt in den großen Höhen durch seine Häufigkeit auf. Wenn der Steppenwind weht, fliegt er meist gar nicht oder nur sehr niedrig über den Boden für ganz kurze Strecken. Mit ausgebreiteten Flügeln ruht er, flach auf den Boden gedrückt, aus, um dem Wind keinen Widerstand entgegen-

zufügen. Auch sein Körper ist mit einem dichten Wollpelz besetzt. Seine Flügel sind sehr widerstandsfähig und wenig zerbrechlich. Bläulinge, Fliegen und Mücken verbergen sich stets in Felsnischen, so daß die ganze Steppe insektenleer erscheint.

Eine ganze Anzahl von Insekten ist überhaupt flügellos. Käfer verfallen in eine Art Totenstarre. Kaulquappen z. B. findet man niemals in den kalten Bergseen, sondern nur im sonnendurchschienenen Flachwasser der Sümpfe. Selbstverständlich dürfen alle Tiere nur geringe Ansprüche an ihre Nahrung stellen. Die großen Pflanzenfresser werden daher am ärgsten betroffen. Sie sind ungeheuer genügsam. Die Pferde schlagen mit den Hufen die Wurzeln der Polsterpflanzen aus dem Boden, und ich habe bei unseren Karawanentieren oft genug beobachtet, daß Daks und Pferde ihren Kot gegenseitig auffraßen. Selbst in die eisigen Seen waten die Maultiere, Daks und Pferde hinein, um an die Wasserpflanzen zu gelangen.

Nagetiere, wie die Mausehasen, speichern sich einen erheblichen Wintervorrat an Grassamen auf, von dem sie dann in der kargen Zeit leben. Die Schnäbel der Alpenkrähen und Dohlen werden als Hebel benutzt, um die Dakfladen umzukippen und die Würmer herauszuziehen. Die natürliche Scheu vieler Tiere dem Menschen gegenüber geht während der strengen Zeit oft völlig verloren. So sah ich Elstern, Kollkraben, Feldspatzen und Karminfinken sich beinahe wie Haustiere benehmen. Es soll sogar Lamaflöster geben, wo ganze Wildschaftrudel aus der Hand gefüttert werden. Auch haben sich bei Vögeln in besonderem Maße gewisse Lebensgemeinschaften herausgebildet wie die schon oben erwähnte Gemeinschaft mit Mausehasen. Selbst Vergesellschaftung von verschiedenen Hühnerarten untereinander und von Hühnern mit Wildschafen habe ich oft beobachtet.

Für die meisten Nager ist der Winterschlaf das einzige Mittel, um die schwerste Zeit des tibetischen Winters zu überdauern.

Dieses einleitende Kapitel hatte nicht nur den Zweck, den Leser mit der Welt unserer Reise bekannt zu machen, sondern es schien eine Übersicht notwendig, um die naturgegebene *Umweltbedingtheit* aller dort lebenden Organismen zu schildern und hierauf aufbauend, aufzuzeigen, wie gerade unser Gebiet mit seiner großen Mannigfaltigkeit der geographischen Erscheinungswelt ein beredtes Zeugnis davon ablegt, in welcher wunderbarer Weise die Organismenwelt mit ihrer Umgebung in Wechselbeziehungen zu treten vermag.

## Anpassungserscheinungen

Ein weiterer Wunsch war der, mich dem Leser gegenüber zu rechtfertigen. Um Lebensforschung — Biologie —, eines der höchsten kulturellen Ziele der Menschheit, betreiben zu können, ist es unerlässlich, die Lebensräume aller Organismen unseres Erdballs in die vergleichend biologische Betrachtung einzubeziehen. Diese umfassende Vergleichsmöglichkeit aber ist nur auf dem Wege der biologischen Forschungsreise zu gewinnen.

## Zweites Kapitel

### Im Reiche der Mitte

Über Sibirien nach China — Den Jang-tse hinauf — Tschungking erreicht —  
Nach Tschöngtu

Als blutjunger Student im dritten Semester, mit blanken Augen, die von allzu großer Sachkenntnis noch ungetrübt sind, vorbelastet nur durch den mit Feuereifer verfolgten Wunsch, Forscher zu werden, trete ich im Januar 1931 meine erste Forschungsreise an. In langwieriger Fahrt geht's mit der sibirischen Bahn durch die Winterlandschaft des verschneiten Asiens gen Osten. Von Moskau, das einen bleibenden Eindruck hinterläßt, dampft der Zug weiter durch die kalte Unendlichkeit der Taiga, über die großen sibirischen Flüsse hinweg dem Baikalsee entgegen, wo uns die ersten schlizäugigen Burjäten begegnen und es mir plötzlich zum Bewußtsein kommt, daß wir hier eine große Völkerscheide überschritten haben und nun schon in Gebiete eingetreten sind, die nicht mehr von der weißen, sondern von der gelben Rasse beherrscht werden. Trotz der Eintönigkeit der Fahrt mangelt es nicht an Abwechslung: Einmal, mitten in der Nacht gibt's einen gewaltigen Stoß, ein wüstes Durcheinander, von tiefer Stille gefolgt, und am nächsten Morgen, als die Sonne als glühender Ball blutrot über der weißen Einsamkeit emporsteigt, stellen wir fest, daß die Achse der Lokomotive einen argen Knacks bekommen hat. Noch einmal haben wir auf der russisch-sibirischen Strecke Maschinendefekt; wir müssen uns halt schon langsam an die Verhältnisse des Fernen Ostens gewöhnen, wo der Begriff der Zeit keine Gültigkeit mehr besitzt. Tage verliert man durch solche Aufenthalte. Wir, die wir aus dem ewig hastenden Westen kommen, wollen jeweils zerspringen vor brennender Ungeduld, in Fällen, die der Ostasiate nur weise lächelnd mit einem Hin- und Herschütteln seines runden Kopfes abtut. Nachdem das Reich der Mitte erreicht und Peking, die wundervolle Kaiserstadt des alten Chinas,

mit ihren Tempeln und Palästen besucht ist, gibt es auf dem japanischen Dampfer, der uns über das gelbe Meer nach Shanghai bringen soll, den nächsten unerwünschten Aufenthalt, denn wir bleiben in der Mündung des Peiho im Eise stecken und verlieren wieder einen vollen Tag, bis uns zu Hilfe gerufene Eisbrecher befreit haben.

Herrlich ist der Tag, den wir in Tsingtau verbringen! Vieles wird dort wohl anders geworden sein, seit die stolze deutsche Flagge nicht mehr über dem trutzigen Festungswerk weht, aber dennoch scheiden wir von dieser freundlichen Dase am schimmernden Gestade des gelben Meeres wie von einem letzten Stück Heimat, wie einem idyllisch gelegenen deutschen Seebade. Was deutscher Geist einst dort geschaffen, haben die Japaner kaum zu verändern vermocht.

Noch wenige Tage stürmischer Seefahrt, dann tauchen riesige Oltanks, Werften und Fabrikanlagen auf, Kriegs- und Handelsschiffe aller Nationalitäten gleiten an uns vorüber, bis sich plötzlich eine lange Reihe Wolkenkratzern ähnlicher Gebäude vor uns erhebt. Shanghai, die größte Stadt des Reichs der Mitte, zieht uns einige Tage mit ihren Bildern europäisch-asiatischer Mischkultur in einen wirren Trubel hinein.

Unterdessen kommt Gnieser, unser Kameramann und Filmoperateur mit den beiden Alpendachsbracken und dem gesamten Expeditionsgepäck mit dem Schiff an. Einige Tage langwieriger Verhandlungen mit der Nankingregierung folgen, bis wir die zollfreie Einfuhr der gesamten Bagage durchgesetzt haben und uns nach ebenso langem wie hartnäckigem Beraten mit den Vertretern der hohen chinesischen Wissenschaft die Unterstützung des Nankinger Außenamtes und die Hilfe der verschiedensten wissenschaftlichen Institute zugesagt sind.

Dank des Entgegenkommens rasch gewonnener chinesischer Freunde erhalten wir die freudige Kunde, daß unsere Inlandpässe, die für das Reisen in den innerchinesischen Provinzen von größter Bedeutung sind, in den allernächsten Tagen ausgestellt werden.

Nach Erhalt dieser Nachrichten brenne ich vor Ungeduld und möchte am liebsten noch zu gleicher Stunde Shanghai verlassen, um ins Innere vorzudringen, und da ich meinen Plan eines Mittags zur Sprache bringe, erhält das „Rücken“ der Expeditionsgemeinschaft tatsächlich die Erlaubnis, den ersten großen Sprung ins Ungewisse wagen zu dürfen.

Meine Aufgabe ist es, den später nachfolgenden Kameraden 2000 Kilometer ins Innere den Jang-tse aufwärts vorauszufahren, um in Tschungking, der großen Hafenmetropole des westlichen China, eingeborene Hilfskräfte, Diener und Präparatoren zu werben und letztere in

der Technik des Abbalgens und Ausstopfens anzulernen. Schon am nächsten Abend sind meine beiden Hunde und das notwendigste Gepäck auf dem schmucken kleinen Dampfer einer amerikanischen Schifffahrtslinie untergebracht, und am darauffolgenden Morgen stampft die schwere Maschine des Flußdampfers mit vollen Kräften stromauf.

Braungelb und schwer wälzt der Jang-tse-kiang, Chinas riesenhafter Schicksalsstrom, seine weitgedehnten, ungeheuren Wassermengen dem Meere zu. Meilenweit bedeckt gelber, fruchtbarer Schwemmlehm, im Laufe ungezählter Jahrhunderte zu meterdicken Lagen aufgeschichtet, das flache, in leichte Nebeldünste gehüllte Riesenland. Eine unendliche Flußlandschaft erstreckt sich auf beiden Seiten der flachen Ufer und geht fast unmerklich in die fruchtbaren Ackerbreiten der dichtbesiedelten Niederungsgebiete über.

Nach wenigen Tagen eintöniger Flußfahrt mehren sich die Dschunken, die mit riesigen Segeln wie große Schmetterlinge auf dem Strome schwimmen, die Fassaden einer großen Stadt wachsen aus der noch immer an einen See erinnernden Fläche des weiten Wassers hervor: Hankau ist erreicht. Wenn der Aufenthalt in diesem bedeutenden Binnenhafen Chinas auch nur kurz bemessen ist, so ist er mir in der Eindringlichkeit der Erlebnisse, die mich dort erwarteten, in unergeßlicher Erinnerung geblieben. Ist es doch das erste Mal, daß ich China erlebe, wie es wirklich ist, mit allen seinen Schwächen, mit seinen unerbittlichen Gesetzen einer jahrtausend alten Kultur, nach deren strengen Richtlinien und vagen ungeschriebenen Gesetzen ein 400 Millionenvolk wie ein riesiger Bienenschwarm brodeln und lebt. Sieben Hinrichtungen mit dem blanken Schwert auf offener Straße; schreiende, in Lumpen dahinkriechende, wahnsinnige Krüppel; verstümmelte, altersgebeugte, in Schmutz und Rot langsam dahinsiehende Bettler in den Gassen, auf den wenigen freien Plätzen: Das sind Eindrücke, die zum Nachdenken stimmen. Daneben aber als hohnlachender Widerspruch menschlicher Gesellschaftsordnung die Klubs der Europäer und die hochherrschaftlichen Häuser der Engländer, die allüberall die erste Geige zu spielen sich berufen fühlen. In vielen Großstädten des europäischen und amerikanischen Kulturkreises mögen wir die krassen Unterschiede zwischen Arm und Reich schon als stark und unhaltbar empfinden, aber im Hinblick auf das Elend und den niederen Lebensstandard der Armsten unter den Armen, dieser an sich schon genügsamen und anspruchslosen Ostasiaten, ist das alles das Fürchterlichste und Mitleiderregendste, was ich an Degradierung der Gattung "Homo sapiens" jemals gesehen habe.





Einiges der tiefen Schluchtentäler in Osttibet  
(Jangtsetal bei Watang)



In den Soralfelsen

Hier kommt es mir ganz klar zum Bewußtsein, wie grundverschieden doch die Mentalität der Asiaten von der unsrigen sein muß, wie ganz anders die Einstellungen zum Mitmenschen und zur lebenden Kreatur überhaupt. Was mir aber am Verwerflichsten dünkt, ist der verrohende Einfluß der ganzen Umwelt auf die dort draußen ansässigen Europäer, für die das Geschäft alles, und Geld der einzige Gott ist, an den sie glauben.

Wie unser Schiff die Anker von Hankau lichtet, und wir bei hereinbrechendem Tage wieder auf den großen, gelben Strom hinausdampfen, um weiter nach Westen vorzudringen, hat sich unser friedliches, kleines Dampferchen über Nacht in ein richtiges Kriegsschiff verwandelt mit Panzerplatten, die die Brücken schützen, und Stahlfenstern, die die Luken dichthalten und den Kabinen hinreichenden Schutz gegen Maschinengewehrgarben und Gewehrschüsse bieten.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen mache ich beim ersten Rundgang die Bekanntschaft einer Abteilung amerikanischer Marinesoldaten und eines Offiziers, die uns von nun an als bewaffnete Eskorte zu begleiten haben. Es gilt in den nächsten Tagen durch ein von kommunistischen Räubern verseuchtes Gebiet hindurchzufahren, das, schon seit Jahren berüchtigt, von den Banditen immer hartnäckiger verteidigt wird. Der Zweck, den diese die Sowjetflagge führenden Räuber verfolgen, ist aber, den europäischen Schiffahrtsverkehr auf dem Jang-tse-kiang zu unterbinden oder doch gewaltsam zu stören. Es gibt hier im Innern Chinas vollständige, wohlorganisierte Heere, die sich teils aus zusammengerotteten Banditen, teils aus desertierten chinesischen Soldaten rekrutieren, und die die weißen Kapitäne schon oft in Angst und Schrecken versetzt haben. Für mich ist das etwas völlig Neues und entbehrt des prickelnden Reizes nicht; ist es doch ein erhebendes Gefühl, so in die Ungewißheit hinauszudampfen und sich in den bunten Farben der Phantasie kommende Gefechte mit diesen gelben Kommunisten auszumalen. Unterstrichen wird die Note des Abenteuerlichen noch durch ein amerikanisches Kanonenboot, das außerhalb Hankaus vor Anker liegt und dessen "crew" uns, da wir mit hämmernden Maschinen dicht an ihnen vorbeidampfen, mit schwenkenden Mützen aus Leibeskräften ein letztes „Hals und Beinbruch“ zurufen.

Am ersten Tage dieser zweiten Etappe der Inlandfahrt werden meine Erwartungen jedoch in jeder Weise enttäuscht, denn bei Decktennis und Pingpongspielen, begleitet von den Klängen eines Grammophones, kann alles andere, nur keine kriegerische Stimmung aufkommen. Anders

jedoch wird es schon am Abend, wo wir mitten auf dem Fluß mit abgeblendeten Lichtern, der großen Räubergefahr wegen, vor Anker gehen müssen. Da sitzen wir, der amerikanische Oberleutnant, der Kapitän des Schiffes und ich — weitere Passagiere sind mit Ausnahme von ungezählten Chinesen, die sich im Bauch des Schiffes wie die Seringe zusammengedrängt haben, nicht vorhanden —, in der Kajüte des Kapitäns, und ich muß eine lange Reihe von Schauernmärchen und Räubergeschichten wohligher gruselig über mich ergehen lassen, da, plötzlich poltert es, ein paar Stühle werden durcheinandergeworfen, es rumpelt — und herein stürzt die Wachtmannschaft. Durch Pfeifen- und Zigarrenqualm erkenne ich gerade die Umrisse der beiden Soldaten, da, ein ohrenbetäubender Krach und gleich darauf gellende herzerreißende Schreie durch das Dunkel! Leise zittert das Schiff. Wir fegen über die Stühle hinweg hinaus — und sehen im grellen Lichte der zuckend aufblitzenden Scheinwerfer zu beiden Seiten des spitzen Bugs die zerbrochenen Reste eines großen Bambusfloßes, an unserem Schiff zerschellend, im Dunkeln verschwinden. Das Rettungsboot, in fieberhafter Eile herabgelassen, kommt nach wenigen Minuten unverrichteter Sache zurück und legt längsseits an! Der rasch fließende Jang-tse besitzt an dieser Stelle allzustarke Unterströmungen und hat die armen Flößer, die nicht schwimmen konnten, innerhalb weniger Sekunden nach unten in die Strudel gezogen. Wahrscheinlich werden die Floßknechte geschlafen haben und konnten unter der Wucht des Zusammenstoßes wohl kaum mehr Gelegenheit nehmen, gegen den unbarmherzigen Strom anzukämpfen.

Eine Episode ist es, und als Episode wird so etwas in China gewertet, denn ein Leben gilt nicht allzuviel im Reiche der Mitte. —

Am nächsten Mittag — wir fahren wegen der Untiefen und der dauernd sich verändernden Sandbänke dicht am Ufer entlang — sitzen wir um die Mittagstafel vereint in der Messe, da springt der Offizier, mit dem ich mich in angeregter Unterhaltung befinde, auf und rast wie von der Tarantel gestochen hinaus.

Drüben am hochaufgeworfenen Steilufer, an dem die einzig mögliche Schiffahrtsrinne dicht vorüberführt, weht eine kleine rote Fahne mit Chinesenstern, Hammer und Sichel. Schützengräben ziehen sich dicht hintereinander gestaffelt kilometerweit an den Lehmhängen dahin. Ab und zu nur lugt ein Chinesenkopf über die Brüstung herüber, verschwindet aber meist schon im gleichen Augenblick wieder. Kein Schuß fällt; alles scheint in tiefem Frieden.

## Feuertüberfall

Nur bei uns auf dem Schiff liegt alles in äußerster Alarmbereitschaft. Die Maschinengewehre sind in Stellung gebracht, die Karabiner gerichtet, in guter Deckung liegt jeder Mann wie sprungbereit auf seinem Platz und wartet. Stunden vergehen, aber der Feind scheint es nicht zu wagen, das bewaffnete Schiff zu beschießen. Oder sollte er warten, und hoffen, daß das Fahrzeug, durch die Lücke des Wassers bezwungen, auf eine Sandbank läuft und, festgefahren, ein besseres Ziel bietet? Wieder sinkt die Nacht herein, ohne daß wir aus der Spannung kommen, aber auch ohne daß die Wache auch nur einmal den Blick vom feindlichen Ufer fortwendet. Nichts regt sich in den Dörfern am Ufer des Jang-tse-kiang. Nur die kleine rote Flagge weht.

Der nächste Morgen endlich bringt die langersehnte Entspannung; da fällt ein Schuß, weitere folgen; rasselnd fallen bei uns die schweren Panzerplatten herunter, wir sind unter Feuer genommen. Prasselnd knattern die Geschosse gegen das Schiff, neben den modernsten Gewehr- und Kugeln auch mehrzöllige Nägel, Steine, Blei- und Eisenklumpen. Die Räuberbande scheint mit allen nur erdenklichen Waffen vom vorantflutlichen Vorderlader und Luntengewehr bis zum modernen Infanteriekarabiner und Maschinengewehr bewaffnet zu sein. Ein Kommando — unsere Maschinengewehre fangen an zu bellen, die Karabiner tun ihre Pflicht, ein Höllenkonzert beginnt. Wie ich mich selbst überzeugen kann, sitzen die Schüsse auffallend gut; unsere Gegner werden unsicher und scheinen plötzlich ihre Nerven oder ihren Verstand zu verlieren, denn anstatt die Deckung der Schützengräben weiter auszunutzen, richten sie sich plötzlich reihenweise auf und versuchen ihr Heil in der Flucht ins Hinterland. Da wird ganze Arbeit geleistet.

Nochmals gibt es einen kleineren Kugelwechsel, aber es geht alles nach Wunsch, niemand ist verwundet, niemand tot — bei uns niemand.

Vorüber geht es an "Temple Hill", der erst vor wenigen Wochen von den vereinigten Kanonenbooten der Japaner, Engländer, Franzosen und Amerikaner zerstörten Hochburg der Banditen. An diesem steilen, aus dem Wasser herausragenden Felsen, der den Granaten der kleinen Kriegsfahrzeuge eine ideale Zielscheibe bot, hatten die Räuberbanden empfindliche Verluste erlitten, so daß der Jang-tse wieder frei wurde. Gegen Abend, da die Sonne schon verschwunden ist und die Dämmerung über das weite Land herniederfällt, sehen wir weit voraus grell zuckende Flammen am Horizont, die sich, näher kommend, zu einem wahren Meer von Feuer und Qualm verdichteten. In rasenden Blutbündeln jagen

die Funkenkamine in den Himmel, und die Flammen verzehren ein ganzes Dorf, das den Banditen zum Opfer fiel. Schauerliches Krachen und Zischen dringt zu uns herüber, und im gespensterhellen Feuerschein steht — ein Bild des Erbarmens — ein zahmer Büffel mit langen Hörnern als dunkle Silhouette, und zwei arme Hunde sitzen daneben. Mehrmals setzt der Büffel an, in das Flammenmeer hineinzurasen, aber dann steht er wieder ganz still. Menschen sieht man nicht. Die scheinen alle geflohen oder ermordet zu sein.

Zwei riesenhaft leuchtende Feuerkränze am Himmel deuten an, daß die Banditen mit einem Opfer an diesem Abend nicht zufrieden waren.

„Ein zivilisiertes Land“, meinte der Kapitän Kopfschüttelnd, und wir steigen die Stufen zum Essen hinunter.

In Itschang, wo wir wieder einige Stunden Aufenthalt haben, wird Schiffswechsel vorgenommen: das neue, gedrungenere gebaute Fahrzeug ist zwar kleiner, doch sind seine Maschinen noch um volle zweitausend Pferdekkräfte stärker, denn nun gilt es, die wegen ihrer Gefährlichkeit berühmten und berüchtigten Stromschnellen des Jang-tse-kiang unter Anspannung aller Maschinenkräfte zu überwinden. Der unberechenbare Fluß, der noch kurz unterhalb Itschangs in den weiten Ebenen des mittelm chinesischen Flachlandes mehrere Kilometer Breite besitzt, drängt sich in den nun vor uns liegenden Schluchten auf nur 80—100 Meter zusammen und soll eine Tiefe besitzen, die bis auf das Niveau des Meeres hinabreicht.

Unvorstellbar gewaltig erheben sich die düsteren Wälle eines gewaltigen Gebirgsmassivs in westlicher Richtung vor uns, wie in eine Grotte fahren wir da hinein, wo sich die senkrechten Schluchtwände weit über tausend Meter zu gigantischen Ballustraden erheben. Gedämpftes Tageslicht nur erfüllt die märchenhaft schimmernde Szenerie der unheimlichen Schlucht. Wie aus der Unterwelt, den Kopf in den Nacken gelegt, schaut man zu den lichtgebadet, sonnenüberströmten Zinnen und Zacken der Bergwelt empor. Hier, mitten zwischen den himmelanstrebenden Felsdomen, wo weißgichtende Stromschnellen quirlen und tosen, wohnt ein besonderes Völkchen kernig starker Bergchinesen, deren Häuser und Hütten aus den rostigen Wracks zerschellter Schiffe und Dschunken erbaut sind. Furchtlos stehen die Männer mit hochaufgekrempelten Hosenbeinen auf dem schlüpfrigen Felsen in Ufernähe und fischen mit großen viereckigen Schöpfnetzen kleine, silbrig blizende Fischchen, die ihnen als Nahrung dienen, aus dem tobenden Wasser. Ihren Lebensunterhalt aber verdienen sie sich in der Hauptsache durch Ziehen von



Капиталер Сорал



Мосхусбоф



Kapitaler tibetischer Rehbock



Takinbulle



## Gewaltige Schluchten

Dschunken und Dampfern, die sie, reihenweise in den Felsen fliegend, an langen schweren Hanf- und Bambusseilen durch die gefürchteten, totbringenden Stromschnellen hieven. Zu beiden Seiten des Ufers kann man dann oft mehrere hundert dieser Kulis auf den Knien liegen sehen, um den Schiffen zu helfen, die mit Vollampf versuchen, die gefährlichen, wie Nadeln aus den Untiefen hervorlugenden Klippen zu umschiffen.

Ching-tan-tan heißt die gefährlichste Stelle mit dem tollsten Strudel und wildesten Schnellen, vor denen es den Kapitänen immer und immer wieder graut, bis sie rückblickend die schweißgebadeten Gesichter erheben und ihrem Schöpfer danken, daß es wieder mal gut gegangen ist. Erst vor ganz wenigen Tagen hatte der Dämon des Ching-tan-tan, dem die Chinesen in regelmäßigen Abständen Opfer darbringen, einen großen Dampfer mit Mann und Maus verschlungen. Innerhalb von zwei Minuten soll das vollbesetzte Schiff gesunken sein, es blieb dann, wie durch Lotungen festgestellt wurde, 30 Meter unter der gurgelnden Wasseroberfläche an einem Felsenriff hängen.

Inzwischen haben sich die Felsenmauern zu beiden Seiten herangedrängt, unsere Maschinen arbeiten mit äußerster Kraft, das Schiff zittert in allen Fugen, auf der Brücke stehen Kapitän und Lotsen mit tiefernten, fest nach vorn gerichteten Augen, geben ruhig und bedächtig Weisungen und Befehle, während die Wellen rasend und überschäumend gegen den Bug hämmern und den Gischt zu beiden Seiten bis zum Vordeck hinaufwerfen. Ich renne von einer Seite zur anderen, von Back- nach Steuerbord und umgekehrt, nur um festzustellen, daß das Ufer volle zwei Minuten lang in völlig unveränderter Lage zum Schiff bleibt. Schaut man dagegen auf die wildstürzenden Wassermassen selbst, so möchte man meinen, das Schiff rase mit teuflischer Geschwindigkeit durch die Wellen dahin.

Jetzt steht der alte Käpten schweißtriefend selbst am Steuer und tobt und schimpft, doch die ihn umgebenden Chinesen scheinen kaum ein Wort zu verstehen, so brüllt das Wasser des Ching-tan-tan über das kleine Fahrzeug hinweg. Aber wir bleiben nicht stehen, die Schrauben geben ihr Letztes her, die Fenster flirren und zittern, zentimeterweise wühlt sich das Schiff voraus und endlich geht es langsam, dann schneller und immer schneller voran, bis der böse Drachengeist des Ching-tan-tan abermals betrogen war. Stolz versichert mir der Käpten, daß wir eine der gefährlichsten Stellen, die die Binnenschiffahrt auf dem ganzen Erdball kenne, soeben glücklich überwunden haben. Zwei Tage umgibt uns das be- rauschende Erlebnis der Schluchten und Schnellen, dann bleiben die Berge

zurück, und eine goldene, fruchtbare Ebene tut sich auf. Das ist Szechuan, eine der größten und fruchtbarsten, zugleich aber auch abgeschlossenen und vielgestaltigsten Provinzen des unermesslichen chinesischen Reiches. Der Klimawechsel, den wir nach Überwindung der großen Jang-tse-Schluchten zu spüren bekommen, hat einen ungeahnten Wechsel und Wandel in der Vegetation zur Folge. Während wir Schanghai noch im Winter verließen, und uns auf dem unteren Jang-tse noch naßkalte Schneegestöber entgegenschlugen, sind wir nun urplötzlich in den schimmernden westchinesischen Frühling geraten, mit blühenden Hängen und grünenden Bäumen und mit Temperaturen von 30 Grad im Schatten, die nur einen Vergleich mit unserem Hochsommer zulassen.

Nach kaum 14tägiger erlebnisreicher Fahrt, die uns über zweitausend Kilometer landeinwärts führte, kommt Tschungking, die mächtigste Chinesenstadt des westlichen Reiches der Mitte, die Metropole Szechuans, in Sicht. Von hier aus, dem Hafen der fruchtbaren Provinz, laufen die Karawanenstraßen sternförmig bis in die entlegensten Gebiete.

Eine gewaltige, auf turmhohen Sockeln bunter Sandsteine erbaute düstere Stadt ist dieses Tschungking, dessen Gesamtbild nicht leicht zu erfassen ist, da es sich auf mehreren Hügeln erhebt und sich immer neue Massen kompakt zusammengepferchter Häuser ins Blickfeld drängen. Unbeschreiblich ist die widerspruchsvolle Mischung von hochaufragenden, sich noch im Bau befindlichen Steinhäusern, den rückständigen Pfahlbauten und den wie von einem Bienenschwarm durchsummten, übelriechenden, lärmenden Gassen und Gäßchen dieser geschäftigen Inlandstadt.

Es ist ein prickelndes, höchst eigentümliches Gefühl, wenn man plötzlich inmitten einer riesigen, etwa 700 000 Einwohner zählenden Chinesenstadt, 2000 Kilometer im Innern, den Fuß von den vertrauten Planken des Schiffes abwendet und an Land geht, um neuen Abenteuern und Ereignissen entgegenzugehen; wenn man die Sprache des Landes weder kennt noch versteht und angegafft von 1000 gelbgesichtig mißgünstigen Chinesen seinen Weg zum Ufer einschlägt, um die wenigen deutschen Landsleute, die dort irgendwo auf den Hügeln wohnen, ausfindig zu machen. —

Freudig erregt springe ich in ein Boot und versuche den beiden Kulis, die mich über den Jang-tse zum südlichen Ufer hinübereuern sollen, durch Zeichensprache klarzumachen, an welcher Stelle des weiten Flußufers ich anzulegen gedenke. Die beiden zerlumpten Jang-tse-Schiffer wissen an-

scheinend sofort, wenn sie vor sich haben und — ihres Vorteiles wohl bewußt — versuchen sie, das Boot mitten auf dem Fluß treiben lassend, die Fährsumme um ein Vielfaches zu erhöhen. Die Lage wird unangenehm, denn die frechen Kerle rühren einfach kein Ruder mehr und lassen uns stromab treiben. — Da Überredungskünste hier nichts nützen können, so nehme ich kurz entschlossen Rückendeckung im Heck des Bootes und setze unsere Landung schließlich durch. Unglücklicherweise habe ich durch den Disput mit den kaltschnäuzigen Chinesen die Orientierung verloren; so daß die Möglichkeit, in dem Eingeborenenort, in dem wir landen, einen weißen Mann zu finden, nur verschwindend klein ist. — Nach langen Irrwegen, die mich mitten durch das brodelnde Wirrwar der dunklen Gassen des Chinesendorfes führen, begegnet mir endlich ein hochgewachsener weißer Mann, den ich auf englisch nach der Wohnung des Herrn Dohr frage. — Dohr ist einer von den wenigen seit vielen Jahren in China ansässigen Deutschen, die jeder, der einmal im Innern gereist ist, zu schätzen gelernt hat! Schon so manchen hat das Haus Dohr mit seiner sprichwörtlich gewordenen Gastfreundschaft über die ersten Schwierigkeiten hinweg geholfen.

Der Mann, den ich treffe, richtet sich nur auf, lächelt und sagt dann, seine Hand ausstreckend, in deutscher Sprache: „Ja, Dohr, der bin ich selbst.“ — Glücklicherweise über diesen Zufall muß ich mich Herrn Dohr sofort anschließen und ihn zum internationalen Klub begleiten, wo der Neuankömmling sich erst einmal durch einige zünftige „Whisky-Codas“ beweisen muß, und dann bin ich sozusagen in die Familie Dohr aufgenommen. In rührend herzlicher Weise nehmen Dohrs den Wildfremden auf — in wenigen Stunden habe ich auch die meisten anderen Deutschen kennen gelernt, und alle miteinander erklären sich bereit, mir zu helfen und mir ihre denkbar größte Unterstützung für meine Pläne zu gewähren. Dank dieser äußersten Hilfsbereitschaft meiner Landsleute gelingt es mir schon nach kurzer Zeit, eine Anzahl von Dienern und Präparatoren anzuwerben. Die meisten sind kleine Szechuanesen, deren servile, mit gutem Willen gepaarte Haltung mir bald Mut für mein neues Unternehmen einflößt, leider aber ist kein einziger unter ihnen, der auch nur ein Wort einer europäischen Sprache beherrscht! — Um so angenehmer überrascht bin ich daher, als sich ein verschmitzt dreinschauender, lächelnder Chinese, mit Strohhut und Spazierstock angetan, als Koch bewirbt und mich in beinahe kameradschaftlicher Weise mit einem freundlichen „Guten Tag, wie geht's“ begrüßt. — Es fehlt eigentlich nur noch, daß er mir die Hand auf die Schulter legt und mir eine Zigarette anbietet! —

Dieser merkwürdige Vertreter seiner schlitzäugigen Rasse war vor dem großen Krieg „Küchenchef“ auf dem deutschen Kanonenboot „Waterland“ und nannte sich selbst unter tiefer Verbeugung: „August“, — ein Name, der wie für ihn geschaffen ist und den er, so lange er bei der Expedition Dienste tut, auch beibehält. August war ein brauchbarer Kerl, solange wir später in der Wildnis forschten; in den großen tibetischen Siedlungen jedoch pflegte er sich meist zwei oder drei Zeitfrauen auf einmal zuzulegen, und dieser Umstand war es, der ihn in große Verwicklungen brachte und ihm später auch alle Sympathien bei uns verscherzte, so daß er mit Strohhut und Spazierstock wieder seinen Weg nach Tschungking zurücknehmen mußte.

Neben der wichtigen Arbeit des Anlernens meiner rasch geworbenen Leute gibt es in Tschungking eine Fülle von Abwechslung — herrliche Ritte durch die umliegenden hohen Berge, nette Abende im Klub —, aber auch viel Inspektionsgänge und Erkundungsfahrten durch das Labyrinth der fantastischen Eingeborenenstadt. — Unglaubliche, ja in vielen Punkten geradezu unheimliche Zustände herrschen hier in der Metropole des westlichen Chinas. — Theatralisch erheben sich die düsteren Sandsteinwände und Türme, in die mächtige Treppen hineingeschlagen sind, vom Ufer hinauf zur Stadt. Unten am Jang-tse wohnen dicht an der Wassergrenze die ärmsten der Armen: Kulis, die auf Dschunken und Kleinen Booten, die dort verankert liegen, eine Heimstatt gefunden haben, bauen alljährlich im Bereiche der tückischen Hochwassergrenze ihre an Pfahlbauten erinnernden Hütten auf und ergeben sich fatalistisch dem grausamen Schicksal, das die Regengüsse des Sommers und die Schneeschmelze auf dem tibetischen Hochland unabwendbar heraufbeschwören. — Alljährlich im Juli, August oder September schwillt der Strom in ungeahnter Weise an, — dann kommt die große, alles vernichtende Flut und reißt das wieder zusammen, was fleißige Kulihände in der trockenen Jahreszeit erbauten. — Hunderte, ja man sagt, Tausende kommen dort regelmäßig ums Leben, aber keiner kümmert sich darum: „Ma s i“, sagt man in Pidgin-Englisch: „Es ist ja alles egal!“ —

Von Niemandem beachtet, zerlumpt, von Beulen bedeckt, von den Geschwüren der Syphilis zerfressen, grauenhaft abgemagert, aber Opium rauchend, so liegt ein Heer von Bettlern, anwidernden Gespenstern gleich, auf den Straßen herum. Mein täglicher Weg zum Flußufer hinunter führt an einer übelriechenden Mauernische vorbei, wo in einer Art Höhle — nur auf feuchten Steinen gebettet — ein wimmernder, blinder, an Ausmaß leidender Bettler mit seiner anscheinend nie versiegenden Opium-

pfeife liegt. — Schaudernd berichte ich meinen deutschen Freunden über diese und über all die anderen Nerven kostenden Erfahrungen, aber die zucken nur mit den Achseln und erzählen mir, daß der Bettler, von dem ich eben sprach, schon seit Jahren an der gleichen Stelle läge; wer ihn ernähre oder ihm das Opium zuschanze, das wüßten sie nicht, — wie lange der lebende Leichnam noch dahinsiechen werde, noch viel weniger: — „M a s ſ i, — in China darf man den Regungen seines Herzens nicht nachgeben, man würde arm werden, und alle Wohlthätigkeit würde verdampfen wie der Tropfen auf dem heißen Stein! — Das merken sie sich, mein Lieber!“

Aber auch an andern, tiefer schürfenden Erfahrungen mangelt es keineswegs, fühlt man doch hier im Innern des gelben Kontinentes so recht, welch abgrundtiefer Zwiespalt zwischen den Rassen liegt, — wie bodenlos die Kluft sich weitet, wenn uns das Heer der Gelben gegenübersteht.

Wie ich da eines Mittags beschaulich und ganz in mich gekehrt durch ein armes Eingeborenenviertel der Innenstadt schlendere, werde ich von einer Bande junger Bengels mit „weißer Teufel“ tituliert, und ehe mich recht versehen habe, von einem dieser Lämmels mitten ins Gesicht gespuckt. Ein andermal — von einem Ausritt heimkehrend — werde ich bei schon hereinbrechender Dunkelheit von fünf Chinesen, die über Tag als fleißige Bauern in den Reisfeldern arbeiteten, mit unwahrscheinlich anmutender Geschicklichkeit blitzschnell umzingelt und mit Steinen bepflanzt. Mein armer Gaul erhält einen schweren Wurf an den Schädel und will schon durchbrennen, was bei dem abschüssigen Steilgelände einen unvermeidlichen Sturz nach sich gezogen hätte; doch gelingt es mir, das schnaubende Pferd durchzuparieren und, hinter einer hohen Terrassenmauer Deckung nehmend, schlage ich einem der Angreifer die Reitpeitsche mit aller Kraft mitten durchs Gesicht mit dem Erfolge, daß alle fünf wie Schafleder ausreißen. —

Die Zeit des willkommenen Vorsprunges, den ich vor meinen Kameraden gewonnen hatte, geht wie im Fluge vorüber, und eines Tages, genau wie wir es uns im Programm ausgedacht hatten, stehen sie alle freudig und tatendurstig vor mir. — Dolan hatte die wichtigen Inlandpässe aus Nanking besorgt und war dem Schiff, mit dem die andern von Schanghai gefahren waren, bis Hankau nachgeflogen, wo er den Anschluß mit seiner Expeditionsgesellschaft wieder erreichte. Schießereien hatten die Kameraden nur wenig gehabt, aber an Abenteuer war trotz allem kein Mangel gewesen, denn ihr Schiff war auf Grund gelaufen und hatte sich ein großes

Deck zugezogen, das sich auf unsere Gewehrlisten, die im Unterschiß verstaubt waren, nicht gerade in der günstigsten Art und Weise ausgewirkt hatte. Glücklicherweise wurde das hereinsickernde Wasser rechtzeitig bemerkt, und unsere Gewehre konnten, nachdem sie gründlichst durchgeölt waren, unbeschädigt geborgen werden. — Lediglich das Zielfernrohr, das für meine große Hochgeschwindigkeitsbüchse bestimmt war, litt noch Monate lang unter den üblen Erscheinungen einer totalen „Verwässerung“.

In Tschungking nun beginnt die eigentliche Expedition; das Gepäck wird magaziniert, die Lasten werden sortiert, umgepackt, und so bleibt es auch nicht aus, daß wir die ersten Auseinandersetzungen haben, wie sie bei keiner Expedition ausbleiben, und wie sie sogar den Hauptgrund dafür bilden, daß die meisten Expeditionen, die für Jahresfrist und länger in das Innere führen, zerplazen. — Kleine Krache, mittlere Krache, große Krache — ja sogar den ganz großen Krach habe ich nun im Laufe von fast fünf Expeditionsjahren miterlebt und weiß, wie schwer es ist, wenn Menschen für lange Zeit, abgeschlossen von den Abwechslungen der Zivilisation, ganz auf sich gestellt, nur vom Ehrgeiz getrieben, einem großen Ziele nachhängen. Alle die kleinen persönlichen Schwächen, die man im Zivilisationsleben verbergen oder mit einem Achselzucken abtun kann, verdichten sich draußen unter den Einflüssen einer fremden Umwelt und vermögen es sogar — wie ich das wiederholt erleben konnte — den Menschen in eine Art von Raserei hineinzusteigern.

Die erste derartige Klippe, die sich hier in den Weg stellen wollte, wird mit Eleganz umschifft, und schon nach ganz wenigen Tagen blicken wir befriedigt auf unsere geleistete Arbeit, die darin gipfelt, daß wir unser gesamtes Gepäck auf langen Bambusstöcken aufgehängt in Gestalt von „Tragbaren“ auf dem Hof stehen haben, und daß die 120 Kulis nur auf den Befehl des Abmarsches warten.

Da aber trifft uns auch schon der zweite Schlag, — zwar im Augenblick nur gerüchtweise, aber doch so heftig, daß der Abmarsch, wenn nicht verhindert, so doch wieder für einige Tage hinaus verzögert wird. — Wir befinden uns ja in China, und für manchen Europäer war das Wort und der Begriff dieses Landes in den Jahren 1927—1931 identisch mit demjenigen des Bürgerkrieges und der machtpolitischen Auseinandersetzung zwischen den Kriegsherren und Provinzgenerälen des gigantischen Landes. — Die wilden Gerüchte besagen, daß ein plötzlicher Krieg zwischen den Machthabern von Tschöngtu (unserem ersten Reiseziel) und dem Marschall von Tschungking ausgebrochen sei. Persönliche Reibereien, die, wie in den meisten Fällen solcher lokal-politischen Auseinandersetzungen

## Die ersten Hlobsposten

in China, mit dem schnöden Mammon in ursächlichem Zusammenhange stehen, haben die beiden, als Vettern durch verwandtschaftliche Bande bisher freundschaftlich sich duldbenden Generäle wie zwei futterneidische Bestien aufeinander geheßt, und nun sollen die Kämpfe sich gerade zwischen den beiden größten Städten der Provinz, zwischen Tschungking und Tschöngtu genau auf unserer Reiseroute bewegen. Es ist ja jetzt Frühling geworden, und der äußert sich, wie wir schon lange wußten, bei den unabhängigen Kriegsherren Chinas in der Kampfansage gegeneinander. —

Je mehr Gerüchte dieser unseligen Art hereinsickern und an unser Ohr dringen, desto glaubhafter werden sie, bis wir am zweiten Tage endlich Sicherheit darüber erhalten, daß der Frühjahrskampf in der Provinz tatsächlich losgebrochen ist. Man rät uns daher ab, in dieser kritischen Zeit das Wagnis, durch die kämpfende Linie hindurchzustoßen, zu unternehmen; eine Reihe von Kulis sind im übrigen drauf und dran zu meutern, da sie als Lastträger für die Militärtransporte wahrscheinlich eine bei weitem höhere Löhnung erlangen können als bei uns; weiterhin besagen die Meldungen, daß die Ortschaften teilweise völlig ausgeraubt seien, und daß die Menschenkräfte sämtlich für riesenhafte Probianttransporte eingesetzt wurden. —

So entspinnt sich eine rege Verhandlungstätigkeit zwischen den chinesischen Behörden und uns, die ihren günstigen Abschluß darin findet, daß wir uns überzeugen lassen, daß sich die Hauptkampfhandlungen von der großen Karawanenstraße zwischen Tschungking und Tschöngtu abgewandt haben und sich mehr im Innern der Provinz, mitten im zentralen „Roten Becken“ von Szeschuan abspielen. —

Wie nach einem reinigenden Gewitter scheint sich die Luft endlich, für kurze Zeit wenigstens, geklärt zu haben, so daß wir den großen Abmarsch endgültig auf den frühen Morgen eines wunderschönen Apriltages ansetzen können. —

Am Vorabend dieses großen Ereignisses speisen wir noch einmal mit unseren selbstlosen und hilfsbereiten Landsleuten im duftenden Frühlingsgarten zusammen, um zum letzten, allerletzten Mal die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu genießen. Im leichten Geplauder springt die Unterhaltung von der Heimat nach China und von China wie ein Wunschtraum hinauf zu den Einöden des tibetischen Hochlandes. Im Vorgefühl der großen Erlebnisse, die uns erwarten, legen wir uns in den bequemen Sesseln zurück und lassen die milde Luft des köstlichen Abends, durch den die Fledermäuse geistern, so recht auf uns wirken. — Dann aber werden wir aus passiver Schwärmerei wieder mitten in das aktive

Leben hineingerissen: — Drüben vom Jang-tse klingt plötzlich laut und anhaltend Feualarm, und in wenigen Minuten jagen die Flammenfontänen leuchtend ihre Rotglut dem Himmel entgegen. In kaum einer halben Stunde aber steht ein ganzer Häuserblock lichterloh in Flammen. Es ist eine unsagbar lärmende, aufpeitschende Stimmung, die nun Besitz von uns ergriffen hat, und dabei liegen wir gemächlich, erheben von Zeit zu Zeit unsere Gläser zum Zutrunk, während wenige hundert Meter von uns das rasende Element des Feuers einherstürmt und dem Leben Hohn spricht. Zum ersten Male beginne ich sie zu begreifen, diese merkwürdige, einem Gemisch von Grausamkeit und Anteilnahme entspringende Stimmung, diese fatalistische Lebensphilosophie der Asiaten und erinnere mich an das alte japanische Sprichwort: „Die Feuersbrunst ist Tokios Blume“. — Ja — so ist es —, und getrennt vom furchtbaren Geschehnis des rasenden Brandes nur durch das rot wiederleuchtende Band des großen Flusses, sitzen wir Europäer hier im Zwiespalt der Empfindungen, bis auch wir von der grausamen Schönheit des nächtlichen Flammenspieles gepackt sind. —

Von Tschungking könnte das alte Sprichwort vielleicht noch in verstärktem Maße gelten. — Umsommerlich — so berichten unsere Freunde — steht die Brandfackel wie ein furchtbares, aber grandioses Feuerwerk über der gewaltigen Stadt und vernichtet im schaurigen Geisterspiel der Flammen ganze Stadtteile. Die Geisterbeschwörer und Flammenbeschwichtiger mit ihren langen Fahnen stehen, vom Feuerschein übergossen, und versuchen durch fromme Gebete die Dämonen des Feuers als einzige Vorkehrung, deren sie sich fähig bekennen, zu beschwören und zu beschwichtigen. Das Volk herum lacht und grinzt und erlebt eine innige Freude an der roten Blume des Feuers. — Die Fahnenchwinger beschwören, — die Häuser aber krachen in sengender Glut über der Brüstung der hohen Felsen zusammen und bedecken die Dschunken, die dort unten verankert liegen. — Brennende Fanale der großen Geister des Reiches der Mitte treiben sie ab, — um irgendwo in dem Strudel zu versinken. — Keines Menschen Seele kümmert sich darum, und keiner nimmt sich der armen Heimatlosen an! — Tags darauf aber liegen wie kleine Pakete schwarzer, zur Unkenntlichkeit verstümmelter Mumien die verkohlten Leichen in der Asche — und man beachtet sie nicht! — Masfi! — Es ist ja alles Masfi! —

Noch lange, nächtliche Stunden sitzen wir im lodernnden Feuerschein. —





Bambusár



Rhododendronwildnis

„Es wird Sommer“, sagt Frau Dohr, „da haben wir fast jeden Tag ein solches Feuerwerk.“

Es wird Zeit, daß wir aufbrechen. —

Ein frischer, klarer, vom blauen Dunst durchschwängelter Morgen ist's, da die beiden Amerikaner ihre bunten Sternenbanner und wir Deutsche unsere „schwarz-weiß-roten“ Fahnen, die ich von Frau Dohr noch rasch hatte anfertigen lassen, an die Trägerkulis verteilen und wir mit-samt unserer mächtigen Bagage über den Jang-tse setzen und in langer Reihe mit unseren 125 Mann nach Nordwesten, Tschöngtu, unserem ersten Etappenziel, freudig entgegen marschieren. —

Es ist eine sehr schöne, ja, beinahe märchenhaft anmutende, im Duft des Frühlingschimmers dahinfließende, sonnenübergossene Landschaft, — dieses „Rote Becken“. —

Mohnfelder in riesenhafter Ausdehnung blühen weit leuchtend und schimmernd an den Hügeln und verleihen der im Sonnenglast ver-schwimmenden, welligen, uralten Kulturebene einen zauberhaft milden Glanz. —

Dicht an dicht mit Städten, Dörfern, Weilern und Einzelhäusern bedeckt, die alle von kleinen dichten, frischgrünen Bambushainen umgeben sind, zieht das Land an uns vorüber. Herrlich sind die Peilus, jene mächtigen Triumphbögen, die den Eingängen der Ortschaften, zu beiden Seiten von blühenden Bäumen umrahmt, ein ganz besonders friedliches und an den Zustand dahindämmernder Urkultur erinnerndes Gepräge ver-leihen. — Ab und zu erhebt sich weiß und leuchtend über spiegelnden Reisfeldern, auf markantem Felsvorsprung sich türmend, eines jener charakteristischen Wahrzeichen Chinas: „eine Pagode“. So intensiv ist die Kultur des Landes, daß es uns, die wir im eintönigen Rhythmus auf der mit Steinplatten bepflasterten, nur meterbreiten Straße dahin mar-schieren, gar nicht in den Sinn kommen will, in diesem wunderschönen Reisland Wälder oder sonstige Anzeichen unberührter Natur zu ver-muten. —

Der Wald, der früher einmal, ehe der fleißige Chinese sich dieses Land eroberte, das ganze „Rote Becken“ mit dichtem Subtropendschungel bedeckt haben muß, ist nicht mehr. An seine Stelle sind Drangengärten und an den das „Rote Becken“ umkränzenden Gebirgswällen die Tee-plantagen getreten. — Zwar ist der Boden durch die Ausrottung der Wälder beinahe im gesamten chinesischen Lebensraum seiner natürlichen Wasserspeicherung beraubt worden, so daß die sommerlichen Über-schwemmungen zur Landplage geworden sind, aber der seinem Schicksal

ergebene Mensch dieser fruchtbaren Erde hat sich längst daran gewöhnt! —

So berückend diese Niederungen für den vorurteilslosen Beschauer auch erscheinen mögen, dem sammelnden Zoologen jedoch bereiten sie nichts mehr und nichts weniger als eine große Enttäuschung: so arm ist die Fauna an wildlebenden Tieren, daß wir es noch nicht einmal für notwendig erachten, auf den langen Märschen unsere Schußwaffen zum Gebrauch fertig zu machen. — Es gibt ja keine Gehölze, die auf irgendwelche seltsamen Tierformen schließen lassen könnten. — Außer einer Reihe hübscher Kleinvögel, zu denen die schmucken Brillenvögelchen, die lärmenden Bülbüls, die fecken Elsterchen und ein paar Arten von Spechten und Lachdrosseln gezählt werden können, — gibt es nur Tureltauben, die halbzahm auf den Häusern sitzend ihr anmutiges Surren ertönen lassen, und das Heer der schneeweißen Kleinen Reiher auf den Feldern. Elstern und Krähen, diese Allerweltsvögel Asiens, können dem Ornithologen fürwahr auch keine Begeisterungstürme entlocken. Es ist halt kaum ein größeres, wildes Tier mehr vorhanden, — höchstens mal ein paar Bambushühner, die laut purrend davonschwirren, oder nur immer wieder die hübschen Reiher, die mit den zahmen, plumpen Wasserbüffeln in inniger Lebensgemeinschaft verbunden auf den unbepflanzten Reisfeldern stehen. —

So lieblich die Landschaft, ebenso abstoßend wirkt auf uns, die wir uns noch nicht recht an den asiatischen Zustand gewöhnt haben, der Mensch in jener erbärmlich kleinen Umwelt, die er sich selbst schuf. Am widerlichsten aber ist zweifelsohne die disziplinslose, an Räuber und Banditen erinnernde Soldateska, die uns an mehr als einer Stelle den Weg verlegen will, uns mit halb grimmigen, halb mißtrauischen Blicken mustert, uns an allen Ecken und Enden hindert und den Vormarsch in empfindlicher Weise beeinträchtigt.

Schon am ersten Abend müssen wir die bittere Erfahrung machen, daß die Militärverwaltung eines kleinen Ortes ein entscheidendes Veto einlegt, da unsere Karawane bis zur nächsten Ortschaft, dem vorgesehenen Nachtquartier, weiter marschieren will.

Dort wird uns einfach beschieden, daß alle noch vor uns liegenden Siedlungen von Truppen besetzt seien, und daß es aus diesem Grund für uns keinen Platz geben könne. So müssen wir uns in das Unermeidliche schicken und unsern Plan, den festgesetzten Bestimmungsort zu erreichen, für diese Nacht aufgeben. —

## Das alte China

Eine schmierige Behausung, mit noch schmierigeren Bewohnern, wird uns als Nachtquartier zugewiesen, bis es unsern vereinten Kräften und der durch Übermüdung abgestumpften Nervenkraft endlich gelingt, eine Herberge zu finden, wo wir uns, von Hunderten von frechen Chinesen angegafft, zögernd entschließen, die Nacht zu verbringen. Überall riecht es in unbeschreiblicher Weise nach Kot und menschlichen Auswürfen und stinkt bestialisch nach Abfällen jeglicher Art; wo immer man sich etwas Ruhe gönnen will, kommen Scharen von Flöhen aus den Möbeln hervor und ganze Geschwader dicker Wanzen verlassen bei Dunkelheit die schützenden, mit Papier verklebten Ritzen der Wände. Folterqualen halten wir aus, aber die Müdigkeit siegt, und so schicken wir uns in das Unvermeidliche. —

Von Dreck starrende Kinder, die in diesen chinesischen Ortschaften so wie anderswo die Meerschweinchen gezüchtet werden, umlagern uns und besitzen eine nicht zu überbietende Frechheit und Bettellust. Säuglinge gibt es, die mit kleinen Ferkeln zusammen an den Zitzen eines Mutterschweines saugen, während es (wie mir einer meiner Landsleute in Tschungking berichtet hatte) im schreienden Gegensatz hierzu auch Frauen gegeben hat, die auf Befehl eines chinesischen Generals, der ein Hundenarr war, Welpen einer europäischen Hunderasse an ihrer eigenen Brust nähren mußten. —

Hier sehen wir Chinesenmütter jeglichen Alters, 13—14jährige, halbe Kinder noch bis zu runzelgesichtigen Mütterchen mit welken Brüsten, die ihre Säuglinge und Kinder, manchmal zwei bis drei, abwechselnd, in aller Öffentlichkeit stillen, — ihre kleinen Bambuspfeifen mit den Metallköpfen dazu rauchen und in kritischer Betrachtung die langen „weißen Teufel“ begutachten.

Das ist so das Bild der Ortschaften im „roten Becken“, wie es sich in meinem Geiste und meiner Erinnerung prägte. — Alles aber rahmt sich doch nur zu dem einen großen Bilde des unfassbar weiten, chinesischen Landes, das ein Kontinent sein könnte, zusammen. —

Auf den Straßen sitzen uralte, gebrechliche, bis zum Skelett abgemagerte Chinesen, mit braungelber, brüchiger Haut, schon in ihren Särgen und warten in stiller Ergebenheit auf den erlösenden Tod. Kulis sind's, die ihr ganzes Leben lang wie die Tiere geschuftet haben, tagsüber Lasten trugen, abends das Gift des Opiums durch die Blasebälge ihrer Pfeifen saugten und nachts im Giftrausch vom Paradiese einer anderen Welt träumten. — Sie haben sich im Laufe eines langen Lebens keine

großen Besitztümer erwerben können, — sie haben sich weder eine Familie gründen, noch eine Bambushütte bauen können. — Nur ein Haus, das haben sie sich zugelegt und aus ihren ärmlichen Ersparnissen gestaltet: ihren Sarg — denn auch sie könnten es vor ihren Ahnen nicht verantworten, sarglos wie die Hunde auf den Straßen zu krepieren. Und so gipfelt der schönste Ehrgeiz eines langen Kulilebens in dem Besitze eines Totenschreines, so wie ihn sich auch manch reicher Chinese zu Lebzeiten schon anfertigen und in seiner guten Stube aufbauen läßt. Nach dem Tode brauchen die Särge dann nur noch verschlossen und auf die Friedhöfe hinaus getragen zu werden, — zu jenen von Tausenden kleiner Hügel übersäten Obstätten vor den Thoren der Stadt, die das Gesicht Chinas in so überzeugendem Maße mitbestimmen.

Groß ist der Wert, den der Chinese dem Sarge, dem Toten und der Bestattung beimißt, aber er begräbt seine Leichen nicht tief in der Erde, wie das bei uns in Europa die Regel ist, sondern er ummauert den Sarg oder, wenn es sich um einen Armen oder Kuli handelt, dann werden die Totenschreine nur oberflächlich mit Grassoden und Erde bestreut. Die Särge der Armsten, nur aus dünnem Holze gefertigt, — zerfallen oft rasch, und eklig kann der Anblick sein, der einen dann erwartet. — So finde ich unweit einer größeren Ortschaft eine aus ihrem Sarge herausgerissene Leiche, an der sich Hunde und Krähen abwechselnd gütlich tun — während nur wenige Meter davon eine Schar schmutziger Kinder spielt —, ohne dem gräßlichen Zeichen des Todes auch nur die geringste Beachtung zu schenken. —

Auf Grund eines wenig angenehmen Erlebnisses, das Dolan in diesen Tagen hatte, muß ich annehmen, daß es eine Reihe von Armsten unter den Armen gibt, deren Ersparnisse des Lebens nicht einmal dazu ausreichen, einen Sarg zu erstehen. — Dolan will sich da in einem chinesischen Städtchen die Stiefel vom Kot reinigen, der meist mehrere Zentimeter hoch auf den Straßen liegt, und tritt zu diesem Behufe mitten in einen Haufen durren Strohs am Wegrande; aber da zuckt er zusammen und springt zurück, denn darunter wird es plötzlich lebendig und ein furchtbar aussehender, aussätziger Bettler, der unter der Decke Strohes in Ruhe sterben wollte — nur Haut und Knochen —, schaut daraus hervor und bietet ihm eine grauenerregende Grimasse. — Eine nicht endenwollende Kette von neuen Erfahrungen und Anschauungen bietet uns auch das Heer unserer lastentragenden Kulis; ja, sie bilden mit ihren schicksalsergebenen Duldermienen ein wahres Kapitel für sich! — Einmal hat sich eines dieser menschlichen Lasttiere beim Tragen der schweren Bürde seine Schulter



Verfasser mit Bambusbär und Tragepan



Kragenbär



wund gescheuert, und eine große, eiternde Wunde ist entstanden. — Was tut der Kerl? — Einfach genug! — Er bückt sich, legt einen frischen Kuhfladen, den er am Wegrand findet, darauf und weiter geht's, — immer weiter! — Abends, wenn die Lasten untergestellt sind, hocken die Kulis wie eine Herde halbnackter, großer Menschenaffen beisammen und warten auf die Pfeife, die reihum geht. — Ohne Opium scheinen sie den übermenschlichen Anstrengungen der langen Tage nicht gewachsen zu sein, — tragen sie doch immerhin Mann für Mann ihre Zentnerlasten und fühlen sich anscheinend recht wohl dabei. — Die meisten unter ihnen sind dem Laster des Opiumrauchens völlig verfallen; — denn mit Hilfe des Giftes peitschen sie ihre Nerven und ihre Körper zu auf kurze Jahre befristeten Höchstleistungen auf, um dann als Bettler an den Straßen ihres Schicksals erbärmlich zu krepieren. — Andere gibt es — aber es sind die allerwenigsten —, die abends, wenn ich Medizin austeile, flehend zu mir kommen und naiv um ein Medikament bitten, das sie von dem Laster des Opiumrauchens heilen soll. — Aber es nützt nicht viel, — gutes Zureden hat gar keine Wirkung. — Nachdem sie ihren Reis mit rotem und grünem Pfeffer und schwarzer Gewürzstange hinuntergeschlungen haben, — ergeben sie sich von neuem dem hinterhältigen Genuß des zehrenden Giftes. — Mit ihren dünnen, vom dauernden Opiumrauchen zittrigen, an Spinnenextremitäten erinnernden Fingern nehmen die dem Laster Verfallenen eine kleine Prise der an eine dickflüssige Harzmasse erinnernden Opiumschmiere aus der bereitstehenden Dose, rollen sie geschickt zu einer schwarzen Kugel, stopfen diese in die winzige Öffnung des Pfeifenkopfes, wärmen sie über ihrer Spiritusflamme an und ziehen die übelriechende Masse nach innen. — Dann halten sie die Pfeife wieder über das kleine Flämmchen, legen sich flach auf die Seite, und wenn das Opium über dem Feuer verdampft, saugen sie die giftigen, berausenden Gase unter schnarchenden Lauten tief in die Lungen. —

So geht es viele Male hintereinander, bis ein leichtes Zittern über ihren Körper ebbt und sie die Pfeife fortlegen — schlafen — oder auf den seligsten Rausch der Rausche warten! —

Tag für Tag, ohne Unterlaß, ziehen wir weiter in glühend heißer Sonne durch die fruchtbare Ebene des „roten Beckens“. — Die Füße schmerzen wie Feuer, und Blasen laufen wir uns auch auf den harten, roh behauenen Steinplatten des viel gekrümmten „Da — Lu“, wie die große Straße hierzulande genannt wird. Aber täglich schaffen wir unsere 50 Kilometer, so wie es uns zu Gebote steht. Und abends quartieren wir uns immer wieder in unerhört dreckige, verwanzte Herbergen ein, müssen

uns tagein, tagaus von den schmierigen Horden fauler Chinesen anglozen lassen, und morgens, wenn die fetten, schwarzen Schweine, die in der Ernährung Chinas eine so bedeutende Rolle spielen, im ersten Morgengrauen mitten auf den engen Straßen in grausamer Weise abgestochen werden, ziehen wir schon wieder weiter.

Im Laufe des eintönigen Tagesrhythmus werden ein oder zwei halbstündige Rasten eingelegt, um den Kulis, die ihre zum Teil bis 140 Pfund schweren Doppellasten an den Bambusstangen tragen, wenigstens ein klein wenig Erholungszeit zu gönnen. — Aber dann geht es schon wieder weiter durch die flackernde Glut der Sonne, die unablässig über dem weiten Lande brütet. — Still und ruhig ist es zur Mittagszeit auf der großen Pflasterstraße, — nur unsere Geruchsnerven kommen nie zur Ruhe. —

Ein symptomatisches Zeichen für die traditionsgebundene Intensität der chinesischen Landwirtschaft sind die vielen, eimerartigen Gruben und Löcher, die dicht neben dem Weg in die roten Kreidefelsen hineingeschlagen sind. — Sie haben den einzigen Zweck, das Heer der wandernden Lastenkulis freundlichst aufzufordern, nichts zu verschwenden, sondern auf ihre eigene Weise zur Düngung der umliegenden Felder beizutragen. — Ich beobachte fast täglich einige Chinesen, die mit Kübeln und Eimern stolz und würdig, als ob sie Vasallen am Hofe eines Königs seien, diese Gruben entleeren und die goldenen Schätze ihren Äckern zutragen.

Kein Wunder also, daß unsere Geschmacks- und Gefühlsnerven allmählich abstumpfen, aber sie müssen es auch, denn das, was wir hier in den ersten Tagen erleben, ist ja nur ein Vorgeschmack, ist das Präludium für die große Symphonie des wahren Asiens, das uns noch bevorsteht. —

Wir spornen einander an und hegen oft die letzten 20 oder 30 Kilometer im wahren Wettlauf herunter, um unser Tagesziel auch regelmäßig zu erreichen. — Der große Erfolg bleibt nicht aus, denn nach nur zehn Tagen haben wir die stolze Gewißheit, die Strecke Tschungking—Tschöngtu, das sind 1016 Li = 509 Kilometer (1 Li etwa = 1/2 Kilometer) zu Fuß zurückgelegt zu haben. —

Tschöngtu ist, wenn auch nicht die größte Siedlung dieser westchinesischen Provinz, so doch die anerkannte und schon zur Zeit der chinesischen Kaiser hoch gewürdigte Hauptstadt Szetschuans. — Diese Dase hoher Kultur gibt neben ihrem mittelalterlichen Eingeborenenviertel, — die selbstverständlich dazu gehören, durch breite Straßen, eine prächtig angelegte Universität und schön gepflegte Parks ein im höchsten Grade erfreuliches Bild von dem, was der moderne Chinese unter dem Einfluß

europäischer Zivilisation zu leisten imstande ist. — Es ist wie ein Wunder, wenn man aus dem noch im mittelalterlichen Mystizismus dahinschlummerndem „Roten Becken“ in diese mächtige Hauptstadt hineinkommt. — Da gibt es selbst Automobile, die den weiten Weg von der Küste bis zum Rand der hohen Gebirge, die das „Rote Becken“ Szechuans von dem tibetischen Hochlande trennen, gefunden haben.

Nun wohnen wir, um den eigentlichen Schlachtplan auszuspinnen, in einem wundervollen, europäisch hergerichteten Haus, inmitten eines alten Parks, wo herrlich gefärbte Subtropenvögel ihre Lieder singen, wo Palmen, Drangen, Bananen, prächtige Farne und Zykadeen wie Unkraut wachsen und wuchern. Die chinesischen Generäle überhäufen uns mit Ehren und geben Festessen und Dinners, — wir aber sind heilfroh, durch die kämpfenden Linien hindurchgefunden zu haben und bleiben den beiden Deutschen, Herrn Eger und Herrn Stachel, die unsere Landesfarben hier vertreten und in zuvorkommender Weise für uns sorgen, zu dauerndem Dank verbunden. — Ohne ihre tatkräftige Hilfe, unterstützt noch von einigen Missionaren anderer Nationalitäten, würden wir die vielfältige Arbeit ebenso wie die Ablöhnung der Kulis gar nicht bewältigt haben können. —

Nachdem alle diese Arbeiten zu einem befriedigenden Abschluß gekommen sind, bleibt als nüchterner Tatbestand folgendes:

Wir befinden uns kaum zwei Tagesmärsche von dem westlich und nordwestlich beginnenden Hochgebirge des Sino-tibetischen Grenzlandes, in dem wir unsere wissenschaftliche Arbeit beginnen werden, und wollen versuchen, in kürzester Zeit mit einer neuen Karawane dort hineinzudringen. Unser ganzer Plan soll sich nach dem altbewährten Motto des getrennten Marschierens und vereinten Schlagens richten. Bowles und Gnieser, die als Anthropologe und Kameramann für längere Zeit an größere Ortschaften gebunden sein werden, erhalten den Befehl, gemeinsam in westlicher Richtung nach Sa-t sien-lu, der großen tibetischen Grenzfestung, zu ziehen. — Dort sollen sie eine Basisstation errichten und einige Zeit arbeiten, um dann, nachdem sie sich an das Höhenklima gewöhnt haben, nach Norden mitten nach Tibet hinein vorzustößen, wo wir uns dann, irgendwo in der Wildnis, wieder vereinigen wollen. — Wir vertrauen dabei auf die längstbekannte und altbewährte Nachrichtenübermittlung der Eingeborenen, die die Kunde, daß ein „weißer Mann“ in ihrem Lande weilt, mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit von Ort zu Ort zu verbreiten wissen. —

Wir selbst, Weigold, Dolan und ich, wollen als erstes großes Ziel alles daran setzen, um im nördlich gelegenen, wilden Wastulande den

sagenhaften Bambusbären zu erbeuten, — haben dann vor, Mintal aufwärts in nördlicher Richtung über Sungpan hinaus nach Tibet vorzustößen, um nach Maßgabe der sich uns entgegenstellenden Schwierigkeiten in den Strombereich des zweiten riesenhaften Flusses Chinas, in das Gebiet des gelben Flusses, zu gelangen. Dann wollen wir Kurs in südlicher und südwestlicher Richtung nehmen, um zu versuchen, nach vier bis fünf Monaten irgendwie und irgendwo mit Bowles und Grieser zusammenzustößen. — Dabei bleibt es. — Mit "Good luck" und „Hals und Beinbruch" schütteln wir uns gegenseitig die Hände. Dann rollen die einzelnen Aktionen für sich. —

## Drittes Kapitel

### Ins Land der wilden Wassu

Kwan-hsien — Im Strombereich des Min — Wön-tschwan erreicht — Nach  
Lung-ling-schan — Goraljagden

Frisch und fröhlich brechen wir zur nächsten Etappe der Expedition auf. Während unsere Kulikarawane den letzten Rest des eintönigen Weges durch das „Rote Becken“ Szetschuans bis nach Kwan-hsien, das am Fuße der hohen Gebirge gelegen ist, zu Fuß zurücklegen muß und volle 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Tage hierzu benötigt, wird uns das Glück zuteil, ein Auto mieten zu können, mit dem wir die gleiche Strecke in nur 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden schaffen. Obwohl die Fahrt ohne größere Abenteuer vonstatten geht, gibt es doch eine Reihe von kleineren Zwischenfällen, die so recht dazu angetan sind, ein Licht auf die beispiellos verwahrloste Wegbeschaffenheit im Innern Chinas zu werfen. Die meisten Brückenübergänge spotten jeglicher Beschreibung, schon im Hinblick auf den chinesischen Aberglauben, der besagt, daß die bösen Geister und rachsüchtigen Dämonen, die die großen Straßen belagern, sich nur in gerader Richtung vor- und rückwärts bewegen können. Daher sind alle chinesischen Brücken hoch geschwungen. Sie vereiteln, ganz neben der Tatsache, daß sie die Landschaft schmücken, den Geistern nicht nur das Verfolgen eines Opfers, sondern bewirken auch, daß man bei jedem dieser Brückenübergänge Gefahr läuft, mit einem wunderbaren Hopsel aus dem Karren hinaus und über die Brüstung hinweg ins Wasser geschleudert zu werden. In einem geschlossenen Vehikel aber kann man sich den Kopf prächtig gegen die Wagendecke stoßen, daß es nur so kracht. Ich empfehle daher jedem, der im Innern Chinas reist und Automobile benutzt, einen Stahlhelm zu tragen! Die interessanteste Brücke aber, die ich je gesehen habe, erwartet uns an einem kleinen, kaum zwei Meter breiten Bach, über den einfach zwei Bretter hinweggelegt sind, die von unten her durch eine Art wackelnden Sägebocks und einem darauf liegenden, vom Flusse rund-

geschliffenen Stein gestützt werden. Ohne eine Miene zu verziehen, nötigt uns der Fahrer zum Aussteigen, und ehe wir noch so recht einen Gedanken fassen oder unsern Zweifel äußern können, drückt der kleine Schlitzaugenmann auf den Gashebel und saust mit unwahrscheinlicher Sicherheit über die Notbrücke hinweg.

Während wir uns noch wundern und das Geschick des chinesischen Fahrers gebührend besprechen, kommen uns die ersten Bergler entgegen. In rohwewebten roten Gewändern stapfen die wahrhaft herkulischen Gestalten schweigend daher. Es sind Bewohner des tibetischen Hochlandes, denen wir hier zum ersten Male gegenüber treten. Mannhaft und stolz, aber ohne irgendeine Neugierde zu verkünden, wie sie bei Chinesen die Regel ist, schreiten sie vorbei, und da wir sie anlachen, lachen sie wieder, ohne uns jedoch irgendeiner besonderen Beachtung für würdig zu halten. Diese erste, wenn auch noch völlig belanglose Beobachtung kann ich später noch zu vielen Hunderten von Malen bei allen echten Tibetern bestätigt finden. Während nämlich der kleine, geschmeidige Chinamann jegliche Gelegenheit ergreift, um seinen unzählbaren, nie verlöschenden Wissensdrang zu befriedigen, verhält sich der Tibeter auch dann, wenn er einem weißen Menschen nie zuvor in seinem Leben begegnet ist, durchaus zurückhaltend und stolz. — Es scheint gleichsam, als ob die wettergegerbten Bewohner des höchsten Gebirgslandes der Erde allen Fremden gegenüber ein starkes, wohl ausgebildetes Rassenbewußtsein besitzen.

Uns gilt diese erste Begegnung mit kernigen Tibetern mehr als ein bloßer Zufall. Wissen wir doch, daß nun in kürzester Zeit das Vorspiel beendet sein wird. Bald wird der Kampf anfangen. Nicht mehr die weiche, liebliche, mohnduftdurchschwängerte Frühlingslandschaft des „Roten Beckens“ liegt vor uns, sondern die rauhe Wirklichkeit harter Berge, die Arbeit — und der eigentliche Beginn!

Um so größer ist die Weiestunde des Abschieds aus der subtropischen Wärme; noch einmal können wir uns so ganz dem Zivilisationsleben hingeben und rauschen, in den Polstern des Wagens lang ausgestreckt, zwischen rosarotblühenden Buchweizenfeldern über den holprigen Autoweg durch die noch immer so überaus fruchtbare Ebene dahin, bis aus dem blauen Dunst des sonnenüberstrahlten Morgens, titanenhaft und unwirklich anmutend, die Berge emporsteigen. — Was für Berge! Sie steigen mit steil sich erhebenden Dschungelmauern wie dunkle Festungswerke, wie es scheint, fast senkrecht aus der Ebene empor, und ihre höchsten, noch immer mit reicher Vegetation bedeckten Gipfel verschwinden teilweise in dichten Wolkenschwaden.

So erreichen wir Kwan-hsien, das als Handels- und Umschlagort für tibetische und chinesische Waren eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzt, da es auf Grund seiner geradezu idealen Lage am Fuße der mächtigen Gebirgsmassive und am Schleusentor des Minflusses die „Pforte ins Innere“, das Tor nach Tibet, darstellt.

Geschäftiges Treiben herrscht allenthalben auf den Straßen der Kleinen, noch immer typisch chinesischen Provinzstadt. Der See, der in der ganzen Umgebung Kwan-hsiens bis auf etwa 700 Meter Höhe in wohlgepflegten Plantagen angebaut wird, bildet wie in all den anderen chinesisch-tibetischen Grenzstädten den Hauptausfuhrartikel, während umgekehrt Fellwaren, Pelze und vor allem auch Schafwolle neben vielerlei Arten von Kräutermedizinen von Tibet nach China gebracht werden. Aber nicht nur für den handeltreibenden Eingeborenen hat sich Kwan-hsien zu einem wichtigen Knotenpunkt entwickelt; auch für uns stellt es, mehr noch als Tschöngtu, das noch mitten in der subtropischen, heißen Ebene gelegen ist, einen Wendepunkt dar, weil wir hier zum ersten Male den Einfluß der Gebirge zu spüren bekommen, weil wir hier mit den Elementen der himmelanstrebenden Gebirgszüge in direkte Berührung geraten. Da bricht der brausende, seine Wildwasser gegen die Felsen werfende Minfluß aus den Blockaden des Grenzerlandes hervor und singt uns Tag und Nacht sein tosendes, berauschesendes Lied.

Frech wie wir einmal sind, requirieren wir für die Expedition den idyllisch gelegenen Tempel des Verl-Wang-Mio, dessen meterdicke Mauern mit der nackten Felswand sich vereinigend senkrecht zum Flusse hinabfallen, und dessen weit geschweifte, prächtige Bogendächer unter den ausladenden Kronen herrlicher Waldbäume liegen. Zwar ist auch dieser ehrwürdige Tempel unter dem zerstörenden Einfluß der chinesischen Soldateska stark in Verfall geraten, aber der alte Tempelwächter mit seinem weißen, langen, jedoch spärlichen Bart, der hingebungsvoll die Honneurs macht, versetzt uns wieder in den Geist der vergangenen Zeiten, wo der Vizekönig von Szetschuan noch als treuer Vasall des Himmelssohnes von Peking die fruchtbare Provinz beherrschte. Der dichte, üppige Hochwald, der sich rundum zu einem wunderschönen, urwüchsigen Tempelhain geschlossen hat, entschädigt uns mit seinem Reichtum an subtropischen und paläarktischen Faunenelementen vollständig für den Schmutz und Zerfall, mit dem wir in diesem ersten Arbeitslager vorlieb nehmen müssen.

Unweit des Tempels überspannt eine weitgeschweifte Bambushängebrücke den weißgischenden Min und gibt mit aller Eindringlichkeit Zeugnis davon, wie es die geschickten Chinesenhände verstanden haben, die

Natur der wilden Berge zu bezwingen und schon seit Jahrhunderten tief in sie hineinzubringen. Der anspruchslose Chinese, das lehrt uns diese Hängebrücke in ihrer einfachen und doch in allen Kleinigkeiten so meisterhaft gefertigten Brücke, benötigt nur einen geringen Aufwand an Geldmitteln, um eine bleibende Wirkung, ein großes Stück Arbeit zuwege zu bringen. — Aber was er braucht, ist Zeit — viel Zeit —, und die hat er noch immer beibehalten, und mit Zeit und Ruhe trogt er hier in den Grenzgebieten seines riesenhaften Reiches der mit Donnerepöller hereinströmenden Hast westlicher Zivilisation, der wir nun freudig den Rücken kehren.

Drunten auf den hellen, blankgeschliffenen Schotterbänken des Flusses bauen die Chinesen aus langen, roh zugehauenen Brettern ihre kleinen, aber sehr widerstandsfähigen und seit Generationen in den Stromschnellen des wilden Flusses bewährten Boote. Wir bewundern die Geschicklichkeit der furchtlosen Kerle, die auf schwankenden Bambusflößen mitten durch die gischtenden Stromschnellen geschossen kommen und ihre Boote und Flöße durch raschen Zugriff und meisterhafte Steuerung vor dem Zerschellen an den Klippen retten.

Das Wunderbarste und fürwahr Erstaunlichste an Kwan-hsien aber ist die genial erdachte Stromverteilungsanlage, die den unzählbar erscheinenden Minfluß in mehrere Hunderte von kleinen Armen, Flüsschen und Kanälen aufteilt, die dann jeder für sich wieder durch Wehre und Stausysteme unterteilt, dazu beitragen, die große Ebene von Tschöngtu zu einer der ertragreichsten und fruchtbarsten Ackerbaugebiete von ganz China zu machen. Aus Bambus, jenem allgegenwärtigen Werkstoff der Chinesen, werden bis zu 20 Meter lange und  $\frac{1}{2}$  Meter hohe, dicht geflochtene Röhren hergestellt, die mit Schotter, Geröll und schweren Steinen angefüllt werden, und dann übereinander geschichtet, dem Anprall des mächtigen Bergstromes einen nicht leicht zu brechenden Widerstand entgegenzusetzen. Gezähmt und ruhig muß der gebändigte Minfluß sein smaragdgrünes Bergwasser dem chinesischen Ackerbau dienstbar machen. Diese hervorragende Bewässerungsanlage, fürwahr eine der geschicktesten, die ich je kennen gelernt habe, wurde nachweislich schon im 16. Jahrhundert von dem berühmten chinesischen General und genialen Staatsmann Derl-Wang-Mio angelegt. Der Tempel aber, den wir in so rigoroser Weise mit Beschlag belegten, ist dem alten Generale geweiht und in seinen finsternen, ehrwürdigen Hallen wird derselbe heute noch als Halbgott verehrt.



Selbst hier in der weltabgeschiedenen, vom Getümmel des Bazars entfernt liegenden Tempelinsamkeit werden wir von den chinesischen Soldaten, die wir jetzt schon tief in unsere Herzen eingeschlossen haben, belauscht und belästigt. Nichts, aber auch gar nichts scheint ihnen heilig zu sein. Alles müssen sie berühren und alles, was an Expeditionsgeräten ausgepackt wird, einer eingehenden Begutachtung unterziehen. — Lange Gesichter schneiden sie nur, wie wir unsere Gewehre auspacken; jetzt geht ein Raunen durch ihre Reihen, und da wir noch die Zielfernrohre aufsetzen, macht das Staunen einer rückhaltlosen Bewunderung Platz. Die Bewaffnung des chinesischen Militärs ist, das haben die traurigen Niederlagen ja zuhauf bewiesen, wenn die Chinesen gegen Truppen mit moderner Bewaffnung zu kämpfen hatten, eine denkbar schlechte, und wie wir uns noch am gleichen Tage mit Eindringlichkeit überzeugen können, scheint es auch mit dem Exerzierreglement der hohen chinesischen Wehrmacht bis heute nicht allzuweit her zu sein. Ich kann mir nicht helfen, diese Soldaten, Soldätschen und Scheinsoldaten, angetan mit blauen, schlecht-sitzenden und oft zerrissenen und zerschliffenen Drillich- oder Leinwand-uniformen, ausgerüstet mit ungepflegten, zum Teil sogar verrosteten Gewehren, mit Strohsandalen, bunten Pantöffelchen und Regenschirmen reizen mit ihren schlaksigen Bewegungen und den kinderhaften, zum Teil noch völlig unausgeprägten Gesichtern unwillkürlich unsere Lachmuskulatur. Der Soldatenstand in China ist ja noch immer der verpönteſte der Stände! Soldat sein und Räuber sein sind Begriffe, die in der Vorstellung der Chinesen dicht beieinanderliegen und so ist es wohl auch am leichtesten zu erklären, warum die chinesische Armee mit Ausnahme der „deutschen Regimenter“, die in Nanking ausgebildet werden, unter einem entsetzlichen Mangel an guter Führung leidet, und warum es trotz des großen Bevölkerungsüberschusses für die Armee so schwierig ist, Truppen anzuwerben. Viele von ihnen sind Kulis, die man von der Straße weg in Uniformen hineinpreſte, andere sind Kinder von höchstens 13 bis 15 Jahren, bei denen ich immer den Eindruck habe, als müßten sie unter der Last ihres Karabiners zusammenbrechen. Aber frech sind sie, das können Dolan und ich nur bestätigen! Wie wir gegen Abend einen Pirschgang in die umliegenden Berge unternehmen wollen, lassen uns die Herren Uniformierten mit nicht endenwollendem Wortschwall vernehmen, daß wir die Tore der Stadt nicht verlassen dürften, ohne besondere Pässe für uns und unsere Waffen bei uns zu führen. Da wir uns aber auch nicht gleich ins Bockshorn jagen lassen, haben wir noch immer die Hoffnung, die Stadtmauer an einer niedrigen Stelle auf eigene Faust über-

steigen zu können, müssen aber auch hier die bittere Erfahrung machen, von einer etwa zwanzigköpfigen Bande von Schwadronierenden Soldaten, halbwüchsigen Bengeln und steinwerfenden Kindern, die uns Schritt für Schritt verfolgen, nicht aus den Augen gelassen zu werden. So müssen wir uns mit den Vögeln begnügen, die wir innerhalb der Stadtmauer erbeuten können. Wir kehren trotz alledem mit einem schönen Bündel für unsere Sammlung neuer Vogelarten, die am späten Abend noch präpariert werden, wieder in den Tempel zurück.

Ein frischer, beinahe kühler Windhauch, der vom Wasser hinauf und von den Bergen herunter in unser fensterloses Tempelgemach hineinbläst, weckt uns am frühen Morgen zu neuer Tat. Zwar zeigt das Thermometer noch immer 20 Grad Celsius Wärme an, aber wir verwöhnten „Südländer“ frösteln schon jetzt und werden erst warm, als wir uns mitten durch die dicht schließenden Bambushaine nach oben hindurcharbeiten. Da sehe ich, ein unvergeßlicher Anblick, den ersten herrlichen Goldfasan in freier Wildbahn. Diesen malerisch bunten, rot und golden leuchtenden Vogel in unmittelbarer Nähe eines mitten im Dschungel sich erhebenden rundgeschweiften chinesischen Tempels beobachten zu können, macht mir gerade diesen prächtigen Fasan zum wahren Symbol des geheimnisvollen Reiches der Mitte. Der Tag vergeht mit einigen Geländestreifen und Ornithologengängen in die ausgedehnten Auwälder und durch die Schotterbänke des Minflusses und beschert uns wieder viele seltene Vögel. Gegen Abend werden die Präparationsarbeiten noch rasch erledigt, die vielen Lasten gepackt und auf die einzelnen Kulis verteilt, und bei Anbruch des nächsten Morgens schreiten wir mit frischem Mute durch die Tore der schlafenden Stadt der Bergwelt entgegen. Bald rauschen die dichten Wälder rechts und links des Minflusses im leichten Morgenwind, während uns in weniger als einer halben Stunde die Berge, in die sich die Hauptverkehrsstraße nach Tibet in unzähligen Windungen hineinstrißt, verschluckt haben. In westlicher Richtung und schon ganz tief unter uns rauscht der Min sein wildes Lied. Zuweilen wirft er sich mit aller Macht gegen die vorspringenden Felssnasen und versucht sie mit tosenden Strudeln und lautem, ungezähmtem Brüllen zu zerreißen, so wie er im Laufe der Jahrtausende die beiderseits hoch aufragenden Felsen zerteilt und zerspalten hat.

Das Mintal, als geographische Einheit betrachtet, stellt eines jener typischen Trockentäler des westchinesischen Lebensraumes dar, in dem die Tier- und Pflanzenelemente Chinas fingerförmig in die tibetischen Gebirgsblockaden hineinreichen und sich in den höheren

Lagen innig mit den Elementen der Paläarktis und damit mit den Tieren und Pflanzen des tibetischen Hochlandes verbinden und verzahnen.

Die scharfe Art des chinesischen Bauern hat sich schon vor langer Zeit tief in das Tal des Mins hineingehauen und es seiner natürlichen Waldbestände fast vollständig beraubt. — Nur kahle Felsen, dornbuschbewachsene Hänge und steil abfallende, von tiefen Runsen zerfressene Halben säumen das wilde, mächtig eingefräste Tal. Überall dort, wo sich das Talbett stellenweise auf die Breite von 1—2 Kilometer erweitert, befinden sich die Kleinen, dicht bebauten Siedlungen der chinesischen Kolonisten, die auf den wenigen, die einzelnen Dörfer oft ringartig umgebenden Terrassenfeldern ihren noch immer üppigen Weizen und Gebirgsmais anbauen.

In der regenfeuchten, kühlen und am heutigen Tage beinahe feuchtigkeitsgesättigten Luft ist es gut zu wandern. Nur etwa 30 Li, das sind vielleicht 15 Kilometer, marschieren wir im Mintal aufwärts, um dann, eine mächtige, ungangbare Steilschlucht zu umgehen, in die östlichen Gebirge, ein romantisches Seitental benutzend, abzubiegen. Die übersteilen Wände des schluchtartigen Tales eines Nebenflusses des Min, der aus den hohen Bergen heruntersprudelt, sind mit einer Unzahl von Farnen, Moosen und Flechten bedeckt und triefen förmlich vom aufgesaugten, herausickernden Wasser.

Quirlend und rauschend begleitet uns das schmale Flüßchen, an dem wir zu unserer großen Freude die beiden Arten der grellbunten, weit verbreiteten Wasserrotschwänze beobachten können. Es gilt heute unter Umgehung der schon genannten westlich liegenden Schlucht den ersten hohen Paß, den Tang-ce-ling zu überschreiten, um dann nach Möglichkeit wieder bis zum Minfluß hinabzusteigen. Nachdem sich auch das kleine Seitentälchen erweitert hat, erreichen wir in der schmutzigen chinesischen Ortschaft Tutschü eine erbärmliche Wegschenke, in der es den obligaten durststillenden Grüntee gibt, der aus völlig unsortierten, ungeschnittenen, einfach getrockneten Teeblättern besteht und immer wieder aus der großen, dreieckigen Wasserkanne eingeschenkt wird, bis der Gast mit höflicher Verbeugung seine gespreizte Hand über den Tassenrand legt, um damit anzudeuten, daß es genug sei. In Tutschü leisten wir uns, da wir sonst ohne Mittagessen durchhalten müssen, auch einen chinesischen Fraß und schlürfen, obwohl die Zubereitung nicht die beste ist und besonders an Sauberkeit sehr zu wünschen übrig läßt, den faden Wasserreis und das fette, schwammige Schweinefleisch mit Wohlbehagen hinab.

Ziehende Wolkenschwaden am Berghang über uns mahnen uns an den Aufstieg, den wir nun unerzüglich in Angriff nehmen, um nach wenigen Stunden auf der Paßhöhe des ersten 2000-Meter-Kammes in dichte Nebel gehüllt zu sein. Der Weg ist steil und steinig, an vielen Stellen sogar außerordentlich gefährlich, so daß uns oft himmelangst wird, wenn wir die Kulis mit ihren schweren Lasten auf dem Rücken wie die Seiltänzer dahinturnen sehen. Beim Abstieg ereilt uns das erste Mißgeschick und hinterläßt einen nachhaltigen Eindruck. Später würde der Vorfall, den ich nun schildern will, kaum die Würdigung einiger Sätze und Gedanken und selbstverständlich der sofortigen Hilfeleistung gefunden haben. Heute aber, am ersten Tag in den Bergen, dünkt uns der Anfang nicht gerade gut. Aber man soll auf solche Dmen nicht allzuviel geben, wenn man einen langen, beschwerlichen Weg soeben erst in Angriff genommen hat. An einer abfallenden Steilwand, an der die Kulis sich mit ihren dürftigen Strohsandalen in die felsrigen Flecken müssen, um die Lasten langsam hinabzustemmen, stürzt einer unserer Träger durch einen Fehltritt ab, rollt mitsamt seiner Last dem Abgrund entgegen und bleibt mit einer schweren Gehirnerschütterung und stark blutendem Kopfe liegen. Nachdem wir ihm zur Hilfe geeilt sind und den armen Kerl verbunden haben, geht's weiter. Doch sind wir nach einigen Kilometern in Anbetracht seiner schweren Verletzung dazu gezwungen, den Mann aufzugeben und lassen ihn, nachdem wir noch einen höheren Geldbetrag deponieren, in einer Herberge zurück. Es mag roh und grausam klingen, einen Verunglückten so ohne weiteres fremder Hilfe zu überlassen, aber in diesem Falle scheint es uns tatsächlich das Ratsamste zu sein, weil wir einmal weiter müssen und auf der anderen Seite genau wissen, daß die Wegeverhältnisse nur noch viel schwieriger werden und eine Wiederverwendungsmöglichkeit des Gestürzten für uns kaum besteht. So aber kann er sich in der Herberge gesund pflegen und, wenn er Lust und Liebe hat, der Expedition nachfolgen.

Ohne weitere Angelegenheiten erreichen wir bald darauf zum zweiten Male am gleichen Tage das Mintal und stellen mit gemischten Gefühlen fest, daß wir nur 60 Li geschafft haben, aber an einen Weitermarsch während der Dunkelheit, die nun schon ihre schweren Schatten über das Tal hinabsenkt, ist in Anbetracht der Gefährlichkeit des Weges heute nicht mehr zu denken.

Während Weigold, der vor dem Weltkriege schon einmal mit der Stözner-Expedition in diesem Gebiet forschte, vorausreist, um Lungling-shan, die 3 Tage entfernte und etwa 1000 Meter höher in den Bergen

westlich des Mins gelegene Residenz des Wassufürsten zu erreichen, um bei diesem, von den Chinesen geduldeten und von ihnen abhängigen Stammesfürsten die Erlaubnis zu erwirken, im wilden Wassuland forschen zu dürfen, folgen Dolan und ich, das Mintal weiter absammelnd, langsamer nach. Unser Weg führt uns über Laukwan und Wön-tschwan, eine stark und wehrhaft gebaute Stadt, die mit ihren schon an die tibetische Bauweise erinnernden Flachdächern und den prächtigen massiven Steinhäusern einen unerwartet abgerundeten, und das sage ich nun mit besonderem Stolz und Nachdruck, sogar in gewisser Weise, sauberen Eindruck macht. Diese hoch gelegene, von mächtigen Bergzügen umrahmte Stadt zeigt aber nicht nur jene schon erwähnten tibetischen Anflänge in ihrer Architektur, sondern auch ebensoviele, die auf den chinesischen Kulturkreis schließen lassen. Nicht nur gibt es dort zementierte Straßen, die von einem fortschrittlichen Stadtoberhaupte erzählen können, sondern auch wieder jene kunstvoll errichteten massiven Peilus, die Stadtorbögen, und viele schöne Chinesentempel mit ihren Buddhas, Drachen und Götzen, die alle einen, wenn auch verstaubten, so doch in jeder Weise gut erhaltenen Eindruck hinterlassen. In Wön-tschwan haben wir die erste große Salsiedlung vor uns, in der nicht nur reine Chinesen wohnen, sondern in der die Bevölkerung verhältnismäßig stark mit den Wassus, jenem kräftigen, harten und allen Unbilden der Witterung Widerstand leistenden Gebirgsvolk vermischt ist. Unsere Herberge, das sogenannte „beste Hotel am Plage“, macht wie sein Besitzer und dessen Familie einen ebenfalls recht adretten und sauberen Eindruck. Zwar hat sie keinen „Mausfang“, so nennt man hierzulande die Örtlichkeit, wohin man sich allein zurückziehen kann. Doch gibt es zerstörte und verfallene tibetische Häuser genug, und die vielen herumlungernenden Straßenhunde sorgen genau wie im übrigen China so auch in Wön-tschwan für eine relativ hohe hygienische Sauberkeit auf den Straßen. In China, wie im übrigen auch in den größeren tibetischen Ortschaften, scheinen übrigens die Massen der auf den Straßen herumlaufenden räudigen Rötter von nichts anderem zu leben als vom menschlichen Auswurf. Diese Hunderrasse, die mit dem ganz primitiven Ursprung nahe verwandt zu sein scheint, muß eine ebenso hohe Intelligenz besitzen wie bei uns die guten Spürhunde. Höchst amüsant scheint es mir immer, wie die Rötter anscheinend ganz genau wissen, daß man sich mit hinterlistigen Gedanken trägt, und einen niemals aus den Augen lassen, sondern stumm und folgsam hinterdrein kommen.

Wir schreiben den 23. April. Da brechen auch Dolan und ich am frühen Vormittage auf, um uns hoch oben in Lung-ling-schwan, wo die

alte Burg des Wassufürsten steht, mit Weigold zu treffen. Charakteristisch für die stufenweise Kolonisierung und nachfolgende Besiedlung des Grenzerlandes durch die Chinesen ist es, daß der chinesische Machthaber im gleichen geographischen Gebiet tief unten im Tale seine Residenz aufgeschlagen hat, während die noch immer amtierenden Stammesfürsten und die nichtchinesischen Elemente der Bevölkerung sich auf die hohen Berge zurückgezogen haben, so daß auch hier ganz ähnlich wie bei Tier und Pflanze eine vertikale Staffelung der verschiedensten teils endemischen, teils von China eingedrungenen Lebenselemente festzustellen ist. Auf einem schmalen ziegenpfadähnlichen Bergweg winden wir uns in unendlichen Serpentinien, die mit Berberitzen und stacheligen Prunusarten bewachsenen Trockenhänge empor und steigen mit zunehmender Höhe in eine neue, ganz andere Welt hinein. Während sich tief unten im Tal als größere Raubvögel kaum einmal ein Milan oder Mäusebussard sehen ließ, beobachtete ich hier oben zu meiner größten Freude den ersten riesenhaften Lämmergeier, den größten Raubvogel überhaupt, den ich bis zum heutigen Tage gesehen habe. Majestätisch, mit weit klatternden Schwingen, die goldene Brust im Sonnenlichte badend, kreist der heraldische Vogel hoch am blauen Firmamente. Unten waren es gewöhnliche Spazzen und lausige Krähen, die die Landschaft proletarisieren. Hier oben dagegen erkenne ich die ersten rotschnäbligen Alpenkrähen und die prächtigen, dunkelkastanienbraun gefärbten Rötel- oder Zimtsperlinge und dann wie die farbenfreudigen Boten aus einer ganz anderen Welt umschwärmen mich plötzlich zwei kleine, langschwänzige Vögelchen, von denen das Männchen feuerrot leuchtet und schwarz ist, während das Weibchen bei derselben schwarzen Flügelzeichnung am ganzen Körper hell ockergelb gefärbt ist. Es ist *Pericrocotus brevirostris*, ein Vogel, der die grellen Farben seiner tropischen Herkunft bis hoch zu den tibetischen Alpen hinaufträgt. So spüren wir den steilen Anstieg nicht, und da wir am Abend Lungling-schan mit seinen ehernen Wachtürmen, mächtigen Gemäuern, befestigten Häusern, mit seinen wehenden Gebetsfahnen und den tiefbraunen, vollblütigen Gesichtern seiner Bewohner erreichen, da leben wir von neuem auf und fühlen so recht, daß wir dem Land unserer Träume von Schritt zu Schritt, von Etappe zu Etappe näher gerückt sind. Nichts, aber auch gar nichts, kann mich hier auch nur im entferntesten an das tiefe, weite China erinnern, aus dem wir soeben hinaufgestiegen sind. Die Einwohner, echte Wassus mit derben Knochen und starker Beinmuskulatur, richtige Bergmenschen, tragen Fußlappen und Strohsandalen darüber, während sie sich die Beine mit einer Art Wickelgamasche umgürtet haben.

Zwar sieht man noch blaue, chinesische Stoffe aus grobem Leinen, aber häufiger werden doch die schmucken, derben Hemdjacken aus ungefärbtem, rohen Hanfstoff getragen, während die Männer mit Vorliebe noch in einen aus Boralfellern hergestellten Jagdpelz, der nur bis zur Hüfte reicht, mit nach außen gekehrter Haarseite gekleidet sind.

Kurz und gut, wir befinden uns in einem Zustand hellster Begeisterung und je weniger wir von China sehen, desto beschwingter wird unsere Phantasie, die uns fortträgt, hinein in die himmelragenden Bergmassive dieses Grenzlandes, wo uns der sagenumwobene, schwarzweiße Bambusbär mehr lockt als alles andere in der großen weiten Welt. Hauptzweck unseres Besuches von Tung-ling-schan ist es, den Fürst der Wassu gnädig zu stimmen. Denn seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, um unter dem persönlichen Schutze des nominell noch immer anerkannten fürstlichen Oberhauptes in das unwegsame Land vorzudringen, scheint uns von unumgänglicher Notwendigkeit, da es ja in der Hauptsache darauf ankommen wird, ortskundige Eingeborene für unsere Pläne zu gewinnen. Bei diesen Asiaten nämlich, die zu ihren fürstlichen Häuptern wie zu Halbgöttern hinaufblicken, nützt oft ein von ritterlicher Hand gesiegeltes Empfehlungsschreiben mehr als alle guten Worte, manchmal sogar weit mehr noch als ein klingender Beutel mit barem Geld.

Weigold, der das Gelände sondiert und den guten Co-tusse (so heißt der Fürst) schon vorbereitet hatte, erwartet uns voll freudiger Hoffnung und bei dem großen offiziellen Besuche verspricht uns der Fürst seine Hilfe und persönliche Unterstützung und versichert uns weiterhin, einige im besten Tone gehaltene Empfehlungsschreiben an seine Stellvertreter und Untergebenen im Innern des Wassulandes zu senden.

Nach Landesitte überreicht uns der Fürst einige Geschenke in Form von Schwarzem und weißen tibetischen Seidenschärpen und erwartet seinerseits als Gegengabe, wie er uns unmißverständlich zu verstehen gibt, einige scharfe Patronen für seine zwar alte, aber immerhin echte Mauserpistole. Zu unserem großen Bedauern führen wir selbst nur die kleinen Waltherpistolen, so daß sich der enttäuschte Landesherr mit einigen Schachteln bester Bahlsenkels und ähnlichen Leckereien begnügen muß. Der Co-tusse, der ganz im Gegensatz zu seinen stabilen und kernigen Untertanen unverkennbar chinesisches Blut aufgenommen hat, macht mit seinem zimperlich-schwächlichen, vom dauernden Opiumgenuß entneroten Körper einen mehr als kümmerlichen Eindruck. Weigold kannte den alten Knaben von früher her und erzählt uns, daß der Fürst damals schon, also vor nunmehr 17 Jahren, ein starker Opiumraucher gewesen sei. Weigold, von

der verheerenden Wirkung des Opiumgiftes überzeugt, hatte nicht im entferntesten daran gedacht, den alten Krüppel noch lebend vorzufinden oder wenn schon, glaubte er zum mindesten, eine völlige „Opiumleiche“ vor sich zu haben. Aber trotz des dauernden Opiumgenusses lebt Co-tusse noch ebenso kränklich und ebenso freudig wie vor beinahe 2 Jahrzehnten, als Weigold das Wassuland mit der Stözner-Expedition zum ersten Male betrat.

Wegen der drängenden Zeit verweilen wir nur einen ganzen Tag im hochgelegenen Lung-ling-schan und kehren dann frohen Mutes nach Wön-tschwan zurück, um die endgültigen Pläne für die Durchforschung des Wassulandes zu entwerfen, denn nun, da wir die offizielle Zustimmung des Staatsoberhauptes erlangt haben, brennen wir darauf, in kürzester Zeit an die Durchführung herangehen zu können.

Mehrfach in den letzten Tagen hatten wir schon Gelegenheit, auf Gorals, die wilden, gamsähnlichen Bergantilopen, zu jagen und wollen nun, da wir prächtige, wilde Wassuleute als Jäger geworben haben, noch einige Jagden auf das scheue Felswild veranstalten, um uns über die Tauglichkeit und Bergsicherheit unserer neugeworbenen Jagdgehilfen ein Bild machen zu können. Die erscheinen eines Abends mit ihren kläffenden, brackenähnlichen Heshunden und sind mit vorsintflutlichen Vorderladerluntensflinten bewaffnet. Sie machen in ihrer urwüchsigen und natürlichen Art vom ersten Augenblick an einen ganz vorzüglichen Eindruck, und schon bei der ersten improvisierten Fasanenjagd vor den Toren der Stadt habe ich meine helle Freude an den wilden Gesellen, ihren tatsächlich ebenso gut — verloren suchen — wie bestgeführten Hühnerhunden. Inmitten eines weitgedehnten Komplexes von Hecken, Mauern und Feldern, die terrassenartig zum Tal hinabfallen, flügele ich einen alten Fasanengockel, und da der getroffene Vogel als „Infanterist“ mit aller Eile davonrennt und in dem dichten Dornengestrüpp verschwindet, habe ich schon alle Hoffnungen aufgegeben, ihn zu bekommen. Aber meine beiden jungen Wassujäger arbeiten sich, wie man sagen könnte, mit „tiefer Nase“ auf der Spur des Vogels mit Feuereifer in das Heckengewirr hinein und zeichnen sich in unerhörter Weise aus, indem sie einfach jeden Zweig und jedes Ästchen umbiegen und auch in die dichtesten Wildrosenbüsche hineindringen, bis der prächtige Fasanenhahn — natürlich lebend — zur Stelle ist. Eine Glanzleistung, wie ich sie tatsächlich nicht für möglich gehalten hatte. Diese Jungens sind gerade richtig für uns!







Mittsommerfest



Steinadler

Ghe wir uns nun selbst in die Felsen hineinschlagen, um den scheuen Goral zu erjagen, wollen wir uns ein wenig mit der Biologie dieses wunderschönen Jagdwildes beschäftigen. Das Verbreitungsgebiet dieser Bergantilope erstreckt sich vom westlichen Himalaja über weite Teile Ost- und Südostasiens durch ganz China hindurch bis zum Amurgebiet. Der graue Szetschuan-Goral, mit dem wir es in dem Forschungsgebiet zu tun haben, ist den großen Flußtälern, den Nebenflüssen des Jang-tse folgend, vom Osten und Süden bis tief nach Tibet hineingedrungen und in unserem gesamten Forschungsraum als hochspezialisiertes Felsentier weit verbreitet. Zusammen mit der Gemse, dem Takin, von dem wir noch hören werden, dem Cerau, der uns auch begegnen wird, und der nordamerikanischen Bergziege gehört der Goral in die weitgefaste, noch sehr vage bestimmte Familie der Berg- oder Felsenantilopen, wissenschaftlich auch Rupicaprinen genannt. In seinem Körperbau und seinem Habitus im allgemeinen ähnelt der Goral, obwohl einfarbig grau gefärbt, am allermeisten der Gemse. Sein Körper ist stark gebaut und wird von stämmigen, ziemlich kurzen Läufen getragen. Der schöne, im Profil dreieckig gedrungene Kopf wird beinahe waagrecht getragen und ist zu fast jeder Drehung und Wendung fähig. Das Gehörn, das genau wie bei der Gemse bei beiden Geschlechtern gut entwickelt ist, kann über 20 Zentimeter lang werden und ist etwas nach hinten gebogen. Die beiden Hörner divergieren leicht und sind am ehesten mit dem bekannten Hauptschmuck der nordamerikanischen Bergziege zu vergleichen. Bei einjährigen Tieren konnte ich feststellen, daß sie im Frühjahr nach ihrer Geburt die äußersten Gehörnspitzen, die locker auf der Zentralmasse aufsitzen, erneuern. Ähnliches beobachtete ich in einem Fall bei einem dreijährigen, also noch durchaus jugendlichem Bock. Selbstverständlich ist das Gehörn des Bocks genau wie bei der Gams, abgesehen von der stärkeren Krümmung, auch stets wuchtiger als bei der Geiß. Neben der gewöhnlichen grauen Färbung kommen auch beim Goral verschiedene Farbvariationen vor, die nach meinen Erfahrungen sogar den Grad von geographischen Rassen in den einzelnen Stammgebieten erreichen können. Mehrfach konnte ich ganz hellgefärbte, mitteldunkle und selbst schwarzbraune Gorals, etwa der Kohlgams entsprechend, in ein und demselben Gebiet feststellen. Die gewöhnliche, felsgraue Färbung des Goralkleides ist ohne Zweifel eine der besten Schutzfärbungen, die ich je bei wilden Säugetieren beobachten konnte. Das Winterhaar ist zumeist etwas dunkler und spielt mit der Zeit in einen prachtvollen Farbton über; außerdem ist es länger und zeichnet sich durch seinen Reichtum an Unterwolle

aus. Die Kehle des Goralis ist hellgrau bzw. weißlich oder cremefarben, eine Farbabstufung, die sich an den Innenseiten der Läufe bis zu einem rötlichen Braun vertiefen kann. Der verhältnismäßig lange Wedel, der namentlich beim Fellspringen als Steuer dient und den jeweiligen Grad der Stimmung und Aufregung des Tieres widerspiegelt, ist mit einer langen Haarquaste versehen. Ebenso wie für den Cerau sind steil-abfallende Klippen, senkrechte Steilwände und stark zerrissene Felsalden eine Lebensnotwendigkeit für diese geschickteste und anmutigste Bergantilope Ostasiens. Je günstiger der Lebensraum des Goralis gestaltet ist, je schroffer die Klippen und je dichter die sie verbindenden Dornbüschel, desto näher rückt er an die menschlichen Behausungen und Anbauflächen heran und desto tiefer steigt er in die Erosionstäler hinein. An die Höhenlagen stellt er keine besonderen Ansprüche, sondern kommt überall da vor, wo nackte Felswände sich von dem Talboden emporrecken und ihm freien Ausblick gewähren. Nur selten dringt diese Bergantilope in die Urwaldgebiete ein, sie bevorzugt die zerrissenen Trockentäler und die zwischen den einzelnen Felsmassiven eingezwängten dornbüschelbewachsenen Bergschluchten. Das Optimum ihrer Verbreitung liegt in unserem Forschungsraum etwa zwischen 1000 und 2500 Meter Höhe. Die steilen trockenen Hänge der Erosionstäler, die zuweilen gewaltige Canons bilden, wo die Felsen, die busch- und grasbewachsenen Steilhänge Tausende von Metern zum Flußbett abfallen, stellen in einem wilden Chaos von Felsen und dornenverstrickten niederen Dickungen, die sich aus Juniperus, Berberis, Cotoneaster, Rosen und dornigen Prunusarten zusammensetzen, das Lieblingsareal unserer kleinen Bergantilope dar. Den Hauptteil dieses Dorados für den Goral aber bilden nicht die vegetationsbedeckten Hänge, sondern die nackten Steilwände ansteigenden Urgesteins, in denen sich die Tiere in ihren menschen- und leopardensicheren Einständen am wohlsten fühlen. Die Wirrnisse von Abgründen, Schluchten und Schründen sind die Heimat dieser Felsantilopen, wo sie einzeln oder in kleinen Rudeln beisammen stehen.

Die Kiße, meistens nur eines, ausnahmsweise auch einmal zwei, werden Anfang Mai gesetzt. In der ersten Zeit nach der Geburt legt die Goral Mutter ihr Kiß in geschützte Stellen überhängender Felswände ab, um es vor den Steinadlern, jenen angriffslustigen Räubern, zu verbergen. Mehrfach konnte ich Goralgeißen bewundern, die mit äußerster Geschicklichkeit darum bemüht waren, ihre noch recht unbeholfenen Kiße bei herannahender Gefahr durch die abfallenden Wände hindurch in schützende Deckung zu bringen. Die Goral Kiße werden beinahe ein Jahr

lang, bis zum Herannahen der nächsten Satzzeit von der Mutter geführt und bleiben, wenn es sich um Geschwister handelt, auch noch den ganzen folgenden Sommer getreulich beisammen.

Alte, gerissene Goralböcke stehen meist allein. Sie verhalten sich im wesentlichen wie abgefemte, starke, einsamstehende Gamsböcke. Der Goral ist Meister im Klettern und auch im Sichverbergen, denn die zerrissene Beschaffenheit seines Lebensraumes fesselt ihn zumeist an ein kleines Gebiet, das ihm weite Wanderungen nicht gestattet. Auch auf der Flucht vor dem Jäger legt er oft nur kurze Strecken zurück, um nach geeigneter Deckung Ausschau zu halten und sich wieder zu verbergen. Oft kann der flüchtende Goral seine Felsenheimat, falls diese völlig isoliert als „Kloß“ sich erhebt, nicht verlassen; dann stellt er sich an den gefährlichsten Stellen ein und drückt sich mit äußerster Geschicklichkeit in die Dickungen, so daß es selbst den besten Heshunden oft nicht möglich ist, ihn wieder rege zu machen. Kommt ein Hund, der seiner Fährte gefolgt ist, an den eingestellten Goral heran, so geht dieser meist mir nichts, dir nichts zum Angriff über, und die besten eingeborenen Jäger erzählen, daß sie schon viele gute Hunde auf diese Weise verloren hätten, denn das Wild ist trotz seiner geringen Größe (er wiegt etwa ebensoviel wie die Gams) ein recht mutiges und unerschrockenes Tier, das dem Menschen allerdings im allgemeinen nicht gefährlich werden kann, aber schon viele Hunde mit sicherem Stoß in die Tiefe geschlendert hat.

Am frühen Morgen und spät nachmittags ist der Goral auf den Läufen und zieht über seine, im Gewirr der Felsen gut ausgetretenen Wechsel nach geeigneten Aßungsplätzen. Er ist in Anbetracht der spärlichen und trockenen Vegetation seines Lebensraumes ein sehr genügsames Tier, und nach meinen Feststellungen besteht seine Nahrung größtenteils aus Hartlaubgewächsen und den Blättern der Stipagräser. Am Tag tut er sich vorzugsweise in den steilsten und unzugänglichsten Gebieten seiner Felsenheimat nieder, um auszuruhen. Dabei legt er sich charakteristischerweise flach auf den Bauch und streckt hundeartig den Kopf nach vorn, während die Läufe unter den Körper zu liegen kommen. Eine Stellung im übrigen, die ihn mit den umgebenden Felsen geradzuschwimmen läßt.

In bezug auf Geschicklichkeit und Gewandtheit kann der Goral wohl kaum von einem anderen Felsentier überboten werden. Habe ich doch Tiere beobachtet, die senkrechte Felswände auf 5—6 Meter Höhe in einer einzigen Riesenflucht hinabsprangen, beim Ausprallen wie Gummibälle in die Luft federten und ihre wilde Flucht unbeschädigt

weiter fortsetzen. Der Goral ist selbst dazu in der Lage, von Felsvorsprung zu Felsvorsprung Sprünge von 3 Meter Länge auszuführen, so daß es auf größere Entfernung den Anschein hat, als ob sich dieses märchenhaft geschickte Tier unbehindert durch senkrechte Felswände hindurchbewegen könnte. Daß die Jagd auf den Goral, wenn man sie nicht mit weittragender Büchse vom flachen Talboden oder gar von der Karawanenstraße aus ausübt, sondern selbst in die Felsen klettert, allerhöchste Ansprüche an die Schwindelfreiheit und Bergsicherheit des Jägers stellt, davon will ich nun ein Klein wenig berichten. Sicher aber ist das eine, daß es viel leichter ist, einen Goral mit sauberer Kugel zu erledigen, als ein geschossenes Exemplar zu bergen.

Bei den ersten Goraljagden bin ich von einem großen Mißgeschick verfolgt worden, das ich mir nur selbst zuschreiben mußte, da ich mich erst langsam an die Kletterpartien im hohen Fels gewöhnen mußte. Gespickt mit Dornen, ohne auch nur die geringste Aussicht auf einen Erfolg zu haben, bin ich den scheuen Tieren durch Dick und Dünn auf der Fährte gefolgt und mußte immer wieder einsehen, daß der Erfolg in derartigen abscheulichen Gebieten das Daransetzen aller Energie, verbunden mit einer wohlgedachten Methodik, erfordert. Daß das Jagdgelände in diesen steilen Trockenschluchten sich nicht ideal gestalten kann, weiß ich. Oft werden meine beiden Hunde mit dem übersteilen Gelände überhaupt nicht fertig, und wenn sie dann einmal zu heßen beginnen, ein Goral flüchtig wird, so sehe ich ihn nur für Bruchteile einer Sekunde über die Felsen ziehen, und ehe ich in den halbsprecherischen Felsen die Büchse an der Schulter habe, ist der Spuk schon längst wieder verschwunden. Einmal pirsche ich im tiefen Talgrund der Karawane voraus, um kleine Tiere zu beobachten und Vögel für die ornithologische Sammlung zu erbeuten. Rechts und links, zu beiden Seiten des wildschäumenden Flusses also, ragen die sich aufstürmenden Felswände bis zum blauen Himmel empor. Tief in der Schlucht aber stehen ein paar ärmliche bewohnte Hütten, in deren Umgebung die Eingeborenen kümmerlichen Weizen und Mais anbauen. Niedergeschlagen erreiche ich eine dieser menschlichen Behausungen und suche wie zufällig rundum die Felsen ab. Da entdecke ich plötzlich fast 300 Meter, ich möchte sagen, fast senkrecht über mir, ein einsam stehendes Tier, das wie eine Bildsäule auf hoher Felsenwand steht und unverwandt zu mir herab sieht. Von der Nähe der menschlichen Siedlung verwirrt, halte ich das Wesen dort oben zuerst für eine Hausziege — doch bald kann ich mich vergewissern, daß es sich um nichts Anderes als um einen starken Goral handeln muß. Die Steil-

wand vor mir bietet leidliche Deckung und bringt mich nach schwerer Kletterarbeit bis auf 100 Meter an das scheue Wild heran. Aber die Kragerei mit der geladenen Waffe gestaltet sich weit schwieriger, als es von unten, vom sicheren Talgrunde aus, den Anschein hatte. Doch das Wild lockt, und bei jedem Klimmzug, der den gähnenden Abgrund unter mir tiefer und tiefer erscheinen läßt, kann ich mich des zweifelnden Gedankens nicht erwehren, der mir immer wieder zuraunt: „Hinauf ja, da geht's schon, wie aber soll ich nur wieder zurückkommen?“ Der sparrige Felsenbambus, in dessen Gewirr ich schon kaum 50 Meter über dem Karawanenzug die erste trockene Losung des Gorals finde, bietet mir die einzige Erleichterung beim Klettern. Oft muß ich buchstäblich von unten durch das Bambusgewirr hindurchstoßen, und da ich endlich den Kopf wieder frei habe, die Felsenbastionen sich über mir zusammensfügen und ich den hohen Kamm erspähen kann, da steht der Goral noch immer auf hoher einsamer Warte an der gleichen Stelle. Vorsichtig und behutsam rücke ich, halb liegend und halb über dem Abgrund lehrend, einige Steine zur Auflage zurecht und beobachte noch einige Sekunden in Muße das schöne, starke Bergwild, das mich so lebhaft an unsere Gemsen erinnert. Dann gilt's! Ruhig nehme ich Ziel, komme gut ab, muß aber zu meiner Enttäuschung feststellen, daß ich die Entfernung anscheinend überschätzt habe, denn die erste Kugel schlägt bergwärts hinter dem Goral ein. Ohne sich zu rühren steht das Bergwild für Sekunden — dann, wie ich gerade die neue Kugel in den Lauf geschoben und wieder geladen habe, setzt der Goral, alle seine Muskeln anspannend, mit einer einzigen gewaltigen Flucht über einen breiten Kamin, wo ihn meine zweite Kugel erreicht.

Das getroffene Wild wirft sich hoch in die Luft, überrollt sich, stürzt und entschwindet meinen Blicken in einer tiefen Schlucht, die meinen Standort vom Abschußplatz trennt.

Ich will die nun folgende enttäuschende Nachsuche nicht weiter ausspinnen, nur sagen, daß es eine bittere Pille für mich ist, da ich nach langem, gefahrvollen Krageln einsehen muß, daß keinerlei Möglichkeit besteht, zu meinem Goral zu gelangen.

Gegen Abend des gleichen Tages, da wir die Karawanenstation in reichlich übermüdetem Zustande gerade erreicht haben und ich mich durch eine Tasse Tee gestärkt wieder nach draußen begeben, um die Umgebung mit dem scharfen Fernglas abzusuchen, springt mir ein hoher Fels ins Auge, der sich unmittelbar hinter der Ortschaft erhebt und der alle Anzeichen eines guten Goraleinstandes in sich vereinigt. Da ist die Müdigkeit sofort verflogen, ich werbe rasch einen ortskundigen Jäger und in

wenigen Minuten sind wir zu viert, der Jäger, meine beiden guten Dachbracken Luchs und Ugi und ich, auf dem Weg in die hohen Felsen hinein.

Wie ein Wiesel stemmt sich der Jäger durch die Felsen hinauf, so daß es mir fast den Atem verschlägt und ich mit hämmernden Pulsen, obwohl ich keine Waffe zu tragen brauche, kaum Schritt halten kann. Nachdem wir einige 100 Meter an Höhe gewonnen haben, wird der Eingeborene zu unserem guten Glück bedächtiger. Er hält in seiner wahn-sinnigen Kletterei inne, prüft den Wind und schleicht langsam über den Kamm voraus, mit der Absicht, Einblick in die tieferen Schluchten unter uns zu gewinnen. Ich beiße die Zähne zusammen und folge, mich zur Ruhe zwingend, denn mit bebenden Lungen und hämmernden Pulsen kann ich, das steht fest, auch auf kürzeste Entfernung keinen sicheren Schuß abgeben.

Die beiden Hunde haben sich, da sie uns doch nicht auf den Felsen folgen konnten, schon längst in die niederen Dornendickungen unter uns zurückgezogen, und ich befürchte beinahe, daß sie den Anstrengungen erliegen, den Weg zum Lager angetreten haben. Doch wie wir wieder um eine scharfe Felsenspitze biegen, wirft es den Jäger herum, sachte rührt er mich an: "Gnai-yang" — Goral — sagt er leise und deutet dabei bedächtig auf die Felsen- und Dornenwirrnisse tief unter uns. Dann deutet der Jäger auf die nächste Querschlucht, und ich verstehe gleich, daß ich mich dort anstellen soll. Er selbst aber verschwindet weit ausgreifend durch die Felsen nach unten, um den Hunden Beistand zu leisten, während ich, so rasch es das Gelände erlaubt, die angesagte Stellung einnehme. Es folgen nun spannende Sekunden bis das lustige Geplätsch der beiden Bracken zu mir heraufdringt und ich feststellen kann, daß sich die Jagd mitten in der unter mir liegenden Dickung im Kreise herum bewegt. Also hinein! Ohne langes Besinnen springe ich halb stürzend, halb laufend, mich in den Felsen und an dem zähen Bambus haltend, etwa 50 Meter in die Tiefe und stehe nun in den dichteren Büschen, um Atem zu schöpfen. Da, ich habe kaum Zeit, meine Büchse zu entsichern, rast die wilde Jagd genau auf mich zu. Erkennen und anpacken ist eins! Die Büsche bewegen sich, es poltert, und schon erscheint ein großes schwarzes Etwas, dicht, kaum 10 Schritte vor mir und wird von meinem rasch geworfenen Schuß zu Boden geschmettert.

Mit ein paar Riesensprüngen bin ich dabei und Kniee dann freudestrahlend vor meinem ersten Goral, einem sehr starken alten Bock, dem die Kugel in voller Flucht quer durch den Schädel geschlagen ist. Das



ging alles so rasch, daß mir die Gefährlichkeit der Jagd erst jetzt so recht zum Bewußtsein kommt. In einem wahren Triumphzug bringen wir  $\frac{1}{2}$  Stunde später die erste hart erkämpfte Beute tief unten im Lager ein. Während des Abendessens strömt dann beinahe die ganze männliche Bevölkerung der Ortschaft herbei, um die stolze Beute in Augenschein zu nehmen. Dabei mache ich schon hier die sich noch oft wiederholende Erfahrung, daß die Eingeborenen, soweit sie nicht selbst Jäger sind, nur zu oft nicht die allermindeste Ahnung von dem Vorhandensein selbst der häufigsten Wildarten haben; sogar dann nicht, wie in diesem Fall, wenn das Wild in nächster Nähe ihrer Behausungen vorkommt. Es ist dies wohl das beste Zeichen für die Unzugänglichkeit der Felsenlabrinthe des Wassulandes und ein schöner Beweis dafür, wie der Mensch und das Wild in diesen abgeschlossenen Gegenden dicht nebeneinander und beieinander wohnen, ohne sich in ihrem Daseinskampf zu berühren. Während der eifrigen Unterhaltung mit den Bergbauern erfahren wir zu unserer freudigen Überraschung, daß ganz in der Nähe der Ortschaft zwei Bergleoparden ihr Unwesen treiben sollen und schon viele Schafe und Ziegen in unmittelbarer Nähe der Siedlung geraubt haben. Das ist ein gefundenes Fressen für uns, und wir verabreden sogleich mit einem kleinen, diensteifrigen, chinesischen Jungen, dessen Namen wir nicht behalten können und den wir von nun ab einfach "Bauze" (ein Wort, das auf chinesisches „Leopard“ bedeutet) nennen, am kommenden Morgen den gefleckten Großkätzchen mit einer lebenden Ziege als Köder zuleibe zu rücken. Der kleine, zerlumpte Bauze, dessen von einer Art Rinde völlig kahl gefressener Kopf von einem ursprünglich einmal weißen Turban gekrönt wird, stellt sich schon bei stockdunkler Nacht mit einer störrischen schwarzen Ziege ein, und wir ziehen, die Gewehre schulternd und das Vieh an einem langen Strick führend, in die Berge hinauf. Während der Morgendämmerung sind die hohen Felsenballustraden über uns in dichte Nebelschwaden gehüllt, und ein sachter Regen rieselt hernieder, da ist es fürwahr nicht leicht mit solch widerspenstigem Tier, wie es die westchinesischen Ziegen zu sein scheinen, auf den aalglatten und schlüpfrigen Felsen durch die Wildnis bergan zu steigen. Zwei Mann, Dolan und ich, ziehen aus Leibeskräften vorne an dem Tier, während Bauze schiebt, bis wir das Vieh unter enormem Schweißverlust endlich in dem von Bauze vorbestimmten Ansitzplatz bringen, wo wir es antauen, um uns mit guter Sicht auf den lebenden Köder im Gestein zu verklüften. Kaum aber haben wir unseren Stand eingenommen, da scheuert das wie rasend sich gebärdende Tier den Strick durch und verschwindet, unsere ganze stundenlange Arbeit zunichte machend,

mit lustigen Sprüngen nach unten, seinem Stall entgegen. — Während wir erst in heller Verzweiflung die Hände ringen, entschließt sich Dolan, den mörderischen Abstieg selbst noch einmal zu unternehmen und erscheint nach kaum einer Stunde wieder mit einem Ziegenlamm, das wir an der nämlichen Stelle festbinden, und nun warten wir der Dinge, die da kommen sollen. — Leider aber kommen sie nicht, denn dem total verschüchterten Zicklein fällt es, ob aus Klugheit oder übergroßer Angst mag dahingestellt sein, überhaupt nicht ein, zu blöken und, wie wir erwartet haben, nach seiner Mutter zu rufen. Es folgt ein langer nasser Anstiß, der, wie schon angedeutet, völlig ergebnislos verläuft. Das einzig Gute an dem mißglückten Leopardenanstiß ist, daß der kleine Bauze, der Vollwaise ist und in seinem Heimatdorf recht schlecht behandelt wurde, sich dazu entschließt, weiter mit uns zu ziehen. Anderntags kommt uns der kleine Kerl den weiten Weg nachgelaufen, und da er gut zu gebrauchen, dienstbeflissen und fleißig ist, sagen wir zu und haben ein neues, wenn auch reichlich ramponiert aussehendes Mannschaftsmitglied gewonnen. Bauze bleibt dann auch bei der Expedition, solange wir im Waffulande forschen und hat uns durch seine witzige Art noch manche freudige Stunde bereitet.

Bei den Goraljagden, die wir in den nächsten Tagen und Wochen mit Eifer betreiben, gibt es nicht nur halsbrecherische Klettereien in die himmelragenden Felsen hinein, sondern auch spaßige Begebenheiten, an die man sich später noch gern erinnert. Eines Abends sitze ich hoch im Felsen, durch den ein kleiner Menschenpfad hindurchführt und beobachte die gegenüberliegenden Klippen. Da kommen drei niedliche Waffukinder, die einen Weißen anscheinend noch nie in ihrem Leben erblickt haben, mit vollbeladenen Gemüsekörben ahnungslos daher. Weil ich gedeckt sitze, gewahren sie mich erst, wie sie schon auf ganz wenige Meter herangekommen sind, und stutzen verblüfft und mit dem Ausdruck des Schreckens in ihren großen schwarzen Augen, um zu überlegen, welcher böser Berggeist ihnen wohl den Weg verlegen möge. Dann, wohl nicht ganz sicher, was sie von der Erscheinung zu halten haben, murmeln sich die kleinen Racker etwas zu; zwei von ihnen machen darauf einen langen Umweg, um mich zu umgehen, während der dritte, ein kleiner Junge, Mut faßt und ohne auf mein Lachen zu reagieren, stracks und hochoberhobenen Hauptes an mir vorübergeht. Dann aber, nach vollbrachter männlicher Tat, setzt er siegesbewußt seinen Korb zur Erde nieder, um sich nochmals nach mir umzusehen. Da aber naht das Unglück in Form eines plötzlichen Windstoßes, der den Korb ergreift und mindestens 100 Meter den Abhang hinunterfegt. Und nun macht der Kleine, dem das Mißgeschick wider-

fahren ist, ein ganz bitterböses Gesicht, während die beiden anderen, die Flügel waren, in ein schallendes Gelächter ausbrechen, in das ich aus Leibeskräften einstimme. Danach lesen sie zu dritt das ganze Gemüse wieder auf und verschwinden, nachdem sie mir den Goralensiß selbstverständlich für den heutigen Abend verdorben haben.

Eines Morgens finde ich an einem steilaufragenden Goralfels eine frische Leopardenfährte, die wie gedruckt und nagelfrisch in der regenfeuchten Erde steht. Schritt für Schritt folge ich ganz langsam in gebückter Haltung und hoffe, den gefleckten Räuber, der wohl auch auf Goral pirschte, noch in der gleichen Felswand zu entdecken, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Leopard erst vor wenigen Stunden hier vorüber gewechselt ist. Diesem Leopard, von dem ich übrigens nie ein Haar sah, habe ich eigentlich mein Leben zu verdanken. Nur weil ich seiner Fährte folge, hefte ich nämlich meine Blicke auf den schmalen Wechsel am Boden und erkenne plötzlich  $\frac{1}{2}$  Meter vor mir eine der furchtbaren Selbstschußfallen (mit deren Hilfe die Eingeborenen den Gorals nachstellen), deren Abzugstrick über den Weg gespannt ist. Würde ich mit offenen Augen, nach meiner sonstigen Gewohnheit, die weitere Umgebung und die Felsen nach Gorals abgesehen haben, dann wäre mir bei Berührung des Strickes wahrscheinlich das etwa 25 Zentimeter lange, eiserne Torpedo in den Körper gefahren. Nun aber bin ich heilfroh und kann die feige Selbstschußarmbrust, die aus fest miteinander verwickelten, fingerdicken Bambusröhren gefertigt ist, in Ruhe betrachten.

An einem anderen Tage ziehen wir alle zusammen, Weigold, Dolan und ich, kurz nach Tagesanbruch mit unseren neugeworbenen Wassujägern und Hunden auf Goraljagd in die Erosionsschluchten oberhalb von Wön-tschwan. Heute wollen wir eine Art Goralriegeln veranstalten, indem wir eine ganze mächtige Felswand durch zwei Schützenstände, die von Dolan und Weigold eingenommen werden, absperren, während ich selbst mit den Wassujägern und den Hunden in die Felsen einsteige, um meinen Stand mitten in dem steilen Treiben einzunehmen. Gerade bin ich mit meinem Jäger Wang über eine steile Felsbastion hinaufgeklettert, und wir schicken uns nun an, einen geeigneten Stand mit guter Ubersicht auszusuchen, da fängt Ugi, unsere Brackenhündin, schon laut zu heßen an. Rasch schiebe ich einige Patronen ins Magazin, mache mich fertig, und schon sehe ich, wie die Jagd auf etwa 50—60 Meter von mir entfernt hangaufwärts geht. Zu allermeist gewahre ich nur die schwankenden, sich hin- und herbewegenden Büsche; manchmal, für kurze Augenblicke, erscheint der Rücken des wie ein Wiesel dahinziehenden Gorals

zwischen den dornigen Buschkomplexen. — Ich baue an, halte vor und jedesmal, wenn ich den Goral für Bruchteile einer Sekunde zu erkennen glaube, haut eine Kugel hinüber, bis mein Magazin leer ist und die Jagd weitergeht. Ich traf — nur die Büsche.

Bald darauf aber donnert ein Schuß von Weigolds Stand zu mir herüber —! „Getroffen“ klingt es gedämpft bis zu uns, dann wird es wieder still, und nachdem wir uns auf eine Felsennase hinaufgearbeitet haben, erkennen wir drunten im Tal, fast senkrecht unter uns, einen einzelnen Menschen mit einer schweren Last auf dem Rücken.

Bald können wir auch Weigold zu seinem ersten kapitalen Goralbock beglückwünschen, den er mit tadellosem Blattschuß, nachdem ich ihn mehrmals gefehlt hatte, aus einer Steilwand, wo er verhoffte, herausgeschossen hat. Es ist ein Mordsbock. Zufrieden lagern wir uns am Rande des Sturzbaches, und Dolan und ich entschließen uns, ein erfrischendes Vollbad in den weißgischenden Wassern, sehr zum Verwundern, ja zum Schrecken unserer Jäger, zu nehmen. Sie glauben anscheinend, wir seien durch die Anstrengungen des Tages wahnsinnig geworden und verhüllen ängstlich ihre Gesichter, wie wir uns lachend in die Fluten stürzen. Kaltes Wasser ist nämlich — für jeden Wassumann, der von der westlichen Zivilisation noch nicht belehrt wurde, genau das gleiche, was dem Stier das sprichwörtliche rote Tuch bedeutet. Wenn Tibeter, Chinesen oder Wassus Wasser zu sich nehmen, so sind sie ängstlich besorgt, sich die Hände nicht zu benehen, sie knien auf den trockenen Felsen nieder und ziehen das erfrischende Naß nach Taubemart schlürfend mit dem nieder gebeugten Munde ein.

Beim Abstieg überrascht uns am späten Nachmittag ein heftiges Berggewitter, vor dessen Ungestüm wir uns in eine kleine Felsnische hineinflüchten müssen. Der Himmel scheint alle seine Schleusen geöffnet zu haben, so klatscht und plätschert es um uns her, und die rollenden Schläge der Donner widerhallen wie das Getöse einer Schlacht, von Klippe zu Klippe, von Fels zu Fels. Ein Schlag, stärker noch als der gewöhnliche Donner, schreckt uns plötzlich empor — und wir sehen, wie ein gewaltiger Steinerschlag, ganze Dickungen unter sich begrabend, vom hohen Felsenkamm als todbringende Lawine herniederstürzt. Nun scheint's doch etwas brenzlich zu werden — außerdem rückt die Dämmerung schon mit Riesenschritten heran, und so fällt uns die Wahl nicht schwer, wir ziehen den nassen Buckel einem blutigen Schädel vor und steigen trotz des noch immer heftig niederrauschenden Regens zur Karawanenstraße hinab. Zu allem Überfluß noch stößt sich mein guter Wang bei der Durchquerung

einer jener furchtbaren Dornendickungen einen langen Stachel tief in den Finger. Nachdem wir den Fremdkörper gemeinsam entfernt haben, bedient sich der Halbwilde einer mehr als eigenartigen Naturhygiene, indem er sich ganz einfach Speisereste von den Zähnen tief in die Wunde streicht, um sie zu „desinfizieren“.

Noch andere Goraljagden folgen im Wassulande; so erinnere ich mich, wie Dolan einmal einen Meisterschuß quer über den Minfluß hinüber auf einen starken Goralbock abgibt, wie das zu Tode getroffene Wild noch mit einigen riesigen Fluchten durch die beinahe überhängend erscheinende Felswand setzt, wie seine Läufe dann ins Leere schlagen und es kopfüber und frei durch die Luft in den Abgrund stürzt, um mit einem heftigen Aufprall, daß das Wasser weithin spritzt, auf Nimmerwiedersehen im Flusse zu verschwinden.

Ein andermal trage ich einem starken Goral auf über 300 Meter die Kugel an, und er zieht langsam, als wenn er gesund wäre, quer durch die abschüssige Wand mitten in eine kleine Dornendickung hinein. Zwei unserer Jäger werden zum Nachsuchen geschickt und steigen nach einem stundenlangen Umweg von oben herab in die gefährvolle Wand hinein und finden (obwohl die Perspektive doch eine ganz andere ist) mit tödlicher Sicherheit den Anschuß. Langsam folgen sie in der teuflischen Wand; näher und näher rückt mein Wang an die kleine Dickung heran, in der sich der wunde Goral versteckt hält. Plötzlich erkenne ich den Goral, wie er hinter einem Busch hervorkommt, um neue Deckung zu nehmen; ich rufe Wang zu, aber das Donnern des zwischen mir und ihm dahinbrausenden Wassers verschluckt meine Stimme. Wang kann das Wild nicht erkennen; dichter und dichter kommt er, der Fährte des Tieres folgend, heran, und da gewahre ich, wie das wilde Tier die Hörner senkt, um Wang zu forkeln, der nun dicht dabei steht und es noch immer nicht sehen kann. Mir brennt es in den Schläfen; ich sitze wie auf heißen Kohlen, weil ich keinen Schuß wagen kann, ohne den Jäger durch splitternde Steine zu gefährden. Alles Rufen, alles Schreien hilft nichts, da der Sturzbach jede menschliche Stimmäußerung übertönt. Ich bin schon darauf gefaßt, meinen guten Wang jede Minute vom Goral gespißt in die Tiefe stürzen zu sehen, denn jeden Augenblick kann, ja muß der Angriff des in die Enge getriebenen Wildes erfolgen.

Wang aber zeigt sich als Meister seiner Berge; trotz der fast senkrechten Wand, an der er sich mit einer Hand festgeklammert hält, gelingt es dem kühnen Wassujäger, den todbringenden Stoß abzuwehren. Irgendwie, ich erkenne das alles nur im vor Aufregung zitternden Fern-

glas, fängt er die spizen Hörner geschickt auf und schleudert den etwa 80 Pfund schweren Goral mit der einzigen Hand, die er frei hat — ein schauerlicher Anblick — weit über die Klippen in die Tiefe, wo er Hunderte von Metern frei durch die Luft fällt und mit dumpfen Aufsprall als leblose graue Masse liegen bleibt.

Ich kann mir nicht helfen vor Freude und jauchze und jöhle hinüber, um Wang zu beglückwünschen, aber der kümmert sich nicht um mich, sondern steigt, anscheinend berauscht vom Erfolg mit dem angreifenden Goral, mehrere Kamine benutzend durch die mörderische Wand nach unten, wo er erst, nachdem er den geborgenen Goral auf dem Rücken trägt, wieder zu mir gehört.

Leider erweisen sich unsere europäischen Dachsracken schon nach wenigen Wochen im Kampfe mit der harten Umwelt und den fürchterlichen Bambus- und Dornenschungeln als völlig unbrauchbar. Sie reißen sich wund und können im Gegensatz zu den abgemagerten Hunden unserer Wassujäger einfach nicht durch den Dornenwust hindurch und jaulen auf, wenn sie sich die spizen Stacheln bei der Verfolgung eines Wildes in den Körper rennen. Die Dickichte sind ja dann auch wie Wälder von Dolchen; abgelöst von ureinsamen Schluchten, wo märchenhaft schöne Rhododendren, blaue Asters und rosarote Pänien in ungeschauter Einsamkeit blühen. Wir kleinen Menschen, die wir die Natur lieben, erleben trotz der großen Strapazen immer Neues und immer Großartigeres, aber unsere treuen, vierbeinigen Kameraden, die sich, um uns zu helfen, in den wilden Gebieten fast zu Tode hezen, brechen uns schon bald zusammen. Luchs, der Küde, hatte schon in den Tropen allzufrüh Sommerhaar angelegt und war dem Hochgebirgsklima des Wassulandes bald erlegen; während Ugi, die anfangs so vielversprechende Hündin, schon nach kurzer Zeit ihren scharfen Brackencharakter völlig verliert und für Hochwildjagden gänzlich unbrauchbar wird, so daß wir den armen Hund, noch ehe er uns auf dieselbe grauenhafte Weise ums Leben kommt wie der Küde, als Geschenk bei dem tierliebenden Magistratsbeamten in Wön-tschwang zurücklassen. Wir dürfen ja leider nicht gefühlswüßig sein, und was Ballast ist, ist Ballast, und so verabschieden wir uns von unserer den Strapazen des Landes nicht mehr gewachsenen Hündin.

Noch ehe wir in die weltentlegenen, höchsten und ungangbarsten Gebiete des Wassulandes vordringen, gelingt es mir im großen Tal des Minflusses, einen der seltenen Muntjaks, einen Kleinhirsch des asiatischen Lebensraumes, zu erbeuten. Dieses etwa rehgroße und länglich gebaute Tier gehört zu den niedersten und primitivsten Hirscharten, die die Erd-

## Muntjak

oberfläche heute noch aufweist. In früheren Erdepochen waren die Muntjaks, die ganz am Anfang des Stammbaumes des Hirschgeschlechtes stehen, selbst über weite Strecken von Deutschland und Europa verbreitet. Heute dagegen kommen sie nur noch in den Grenzorten ihres mutmaßlichen Ursprungsgebietes vor. Neben den langen, aus dem Oberkiefer weit herausragenden Haken vereinigt die Familie der Muntjaks noch eine Reihe anderer primitiver Merkmale in ihrem Körperbau, von denen die beiden sehr großen Tränendrüsen, die ihnen den Urnamen „lacrimans“ eingetragen haben, und das kurze Spieß- oder Gabelgeweih die hervorstechendsten sind. In seinem Haarkleid zeichnet sich der Muntjak unseres Gebietes durch einen an unser heimisches Rehwild erinnernden Saison-dimorphismus aus: Brandrot ist die Färbung der Tiere im Sommer und rehgrau während der Wintermonate; die Bauchseite und die Innenseite der Läufe sind weiß, ebenso wie die Unterseite des langen Wedels, der auf der Flucht in eigenartiger Weise hochgeworfen und als „Spiegel“ weithin sichtbar wird. Ein weiteres ursprüngliches Zeichen bei diesen merkwürdigen kleinen Hirschen ist es, daß das auf sehr langen Rosenstöcken verankerte Gehörn nicht regelmäßig erneuert wird, sondern in vielen Fällen 2 oder 3 Jahre hintereinander getragen werden kann. Dieser Muntjak ist ein einzellebendes und sehr standtreues Tier, das hohe Ansprüche an die Bestanddichte und ebenso an die Höhenlage seines Lebensraumes stellt, da es trockene, felsige und sehr steile Hänge nach Möglichkeit meidet, ebenso wie es die dunklen Koniferenwälder der höheren Regionen verabscheut. Es liebt mäßig steile Dschungelgebiete oft in der Nähe der menschlichen Ackerbausiedlungen und tritt in der Abend- und Morgendämmerung auf freie Stellen zur Asung aus.

Der einzige rote Muntjak, den ich das Glück habe zu erbeuten, begegnet mir auf einer einsamen Pirsch im dichten Dschungelgewirr des Mintales, wo ich etwa 150 Meter entfernt über eine Schlucht hinwegschauend plötzlich eine leichte Bewegung wahrnehme. Gleich darauf bemerke ich einen langen Tierkörper sich fast unkenntlich voranschleichen. Um welche Art es sich handeln mag, kann ich nicht entscheiden, denn in der Wildnis ist die Jagd ein Spiel des Zufalls, und es kommt lediglich darauf an, die Kugel so schnell wie möglich hinauszumwerfen. Die kurzen Augenblicke, die bei der wilden Dschungeljagd dem Jäger gehören, richtig zu erfassen und auszunutzen, das ist die Kunst bei der Jagd in völlig unberührter, von Menschen unbegangener Wildnis.

So haut meine Kugel hinüber und wirft das Wild in der Fährte zusammen. — Ich denke an einen Goral, aber nach halbstündiger Suche

finde ich im Wildrosendickicht mit glänzendem Blattschuß einen prächtigen alten Muntjakbock, der der erste und einzige in unserer sonst so reichen zoologischen Sammlung ist und bleibt. Mit besonderer Sorgfalt wird er daher auch genau wie die anderen Tiere, die wir für unsere wissenschaftliche Sammlung erbeutet haben, präpariert. Die erlegten Stücke werden nach einem bestimmten, festgelegten System vermessen und, nachdem die Schnitte gelegt sind, vorsichtig abgehäutet. Ehe die Vergiftung vorgenommen wird, müssen besonders der Kopf, die Ohren, Schnauze und Lippen ebenso wie die Füße und Hufe von allen Fleisch- und Knorpelteilen fein säuberlich gereinigt werden, und schließlich werden die Felle zum Trocknen gespannt, noch einmal vergiftet und in wasserdichten Koffern verpackt und mit genauen Etiketten versehen, die Fundort, Datum, Tierart und Umstände angeben. Während die Präparation bei Großtieren verhältnismäßig einfach ist, gestaltet sie sich bei kleineren Arten weit schwieriger. So werden die kleinen Säuger und Vögel ebenfalls abgebalgt, doch nur unter Anbringung eines einzigen Schnittes, der etwa von der Mitte des Bauches bis zum After führt. Sie werden, nachdem der Balg von allen Fleischteilen gesäubert ist und die Hauptknochen ebenfalls vergiftet sind, mit Watte, bzw. Baumwolle ausgestopft, getrocknet und für den Rücktransport fertig gemacht.

Auf Grund der glaubhaften Aussagen unserer nun schon kampferprobten Jäger soll es kaum 4 Tage entfernt in den westlichen Hochgebirgsgebieten Bambusbären und Takins, jene „lebenden Fossilien“ und seltensten Tierarten unseres Forschungsgebietes, geben. So bieten wir alle unsere Kräfte auf, um die Vorbereitungen für den Angriff auf diese beiden Säugetiere zu treffen und geben gleichzeitig unseren Dienern den Befehl, möglichst bald den für 4 Wochen erforderlichen Proviant zu beschaffen. Leider zögert sich der endgültige Aufbruch noch etwas hinaus, da unsere Lastenträger, alles kernige, muskelgepanzerte Waffus, noch nicht genügend Vorrat auf einmal zusammenkaufen können, und auch weil unseren chinesischen „Herren“ Diener, denen die Aussicht auf die kalten Gebirgslagen nicht gerade berückend zu sein scheint, sich bei der Beschaffung von Mehl, Reis, Eiern und lebenden Hühnern und den vielen chinesischen Gemüsen, die wir noch mitnehmen wollen und was dergleichen luxuriöse Expeditionsutensilien mehr sind, mehr Zeit lassen, als uns lieb ist.

Endlich, es ist der frühe Morgen des 27. April 1931, können wir mit frischen Kräften aufbrechen. Ein ganz feiner Dunst liegt über dem tiefgefurchten Mintal, frisch glänzende Tauperlen glitzern auf den mäch-



tig wachsenden dunkelgrünen Maisblättern, und die hohen Bergblockaden, die sich zu beiden Seiten türmen, sind noch in dichte wogende Wolkenmassen gehüllt. Unsere Karawane, die anfangs über 100 Träger zählte, ist nun, da es an die großen Sonderunternehmungen geht, die ein Minimum an Lasten und daher größtmögliche Bewegungsfreiheit erfordern, auf nur 20 ausgesuchte Kulis zusammenschrumpft. Den größten Teil des Gepäcks nämlich haben wir nach Sung-pan, der im oberen Mintal gelegenen chinesisch-tibetischen Grenzfestung vorausgeschickt und einen anderen Teil als Reserve in Wön-tschwan zurückgelassen, denn wir sind uns von vornherein klar darüber, daß wir nur mit einem auf diese Weise reduzierten Gepäck und mit einer kleinen, aber kernigen Mannschaft das Wagnis unternehmen können, in die wirkliche Wildnis des unerforschten Gebirgslandes vorzudringen.

Bis zu einer über den brausenden Fluß gespannten Bambusseilbrücke, die zwei Welten voneinander scheidet, geht es im Mintal voran. Dann aber, nachdem der große Fluß überquert ist, biegen wir in ein kleineres Seitental ein, in das Tal von Tsau-po, das uns in westlicher Richtung dem Ziel unserer Träume entgegenbringen soll. Noch immer bilden die hoch und senkrecht hinauftragenden graubraunen Felsen ein wahres Paradies für den Klettergewandten Goral. Allmählich steigen wir über steile Saumpfade nach oben, wo an besonders gefährlichen und vom Steinschlag bedrohten Stellen als letztes Zeichen der chinesischen Kultur primitive, winzig kleine Felsentempelchen und Schreine für die Berggötter angebracht sind. Früher pflegte man an solchen die Sicherheit des Wanderers gefährdenden Orten rotgefärbte Hähne, sogenannte „Feuerhähne“, in der Nähe solcher Tempelchen den Bergdämonen zum Opfer darzubringen. Heute aber ist auch der Chinese schon sehr viel praktischer geworden und begnügt sich damit, die blutwarmen Federn an die Felsen zu kleben und die Tempel selbst mit dem Blut des Opfertieres zu besprühen — während das Fleisch der geopferten Hähne jedoch in den eigenen Kochtopf wandert. „Die Götter seien auch so zufrieden“, behaupten unsere Dolmetscher.

Die letzten Kilometer, bis wir Tsau-po am Abend dieses ereignisreichen Tages erreichen, legen wir angesichts der düsteren, mittelalterlichen Luffenburg zurück — der Stätte, wo in früheren Jahrhunderten der Wassufürst residierte —, die sich später allerdings und von nahem betrachtet mit ihren leeren, weiträumigen Hallen und zerrissenen Papierfenstern, durch die der Nachtwind pfeift, als wenig anheimelnd entpuppt.

Glücklicherweise hat der Stellvertreter des Fürsten von Lung-ling-schan den Empfehlungsbrief mit der Weisung, uns zu helfen und uns zu unterstützen, schon längst erhalten und tut nun seinerseits alles, um uns den kurzen Aufenthalt in dem alten Ruinenschloß so angenehm wie irgend möglich zu gestalten. Eine noch viel größere Freude aber bereiten uns die mannigfaltigen Nachrichten, die wir über das Vorkommen vom Takin und Bambusbären erhalten. Tatsächlich sollen diese beiden sagenumwobenen Tierarten schon auf den umliegenden steilen Bergklümpen vorhanden sein, so daß wir neben unseren erprobten Wassujägern nur noch ortskundige Führer anwerben müssen, um den ersten Angriff auf diese seltenen Tiere zu unternehmen.

Rings umschlossen von den steilen Bergen und dem alten Festungsgemäuer mit seinen mittelalterlichen Utensilien und greulichen Folterwerkzeugen dämmert eine ruhige, silberglänzende Mondnacht herauf, die uns so recht in den Geist der alten Wassus versetzt. Tagebuchschreibend sitzen wir noch lange beisammen und spinnen unsere Pläne für die Zukunft aus. Da erscheint ein spitzbübisch aussehender, kleiner Wassu und bringt uns ein soeben gefangenes lebendiges „fliegendes Eichhörnchen“. Diese etwa bisamrattengroßen, grauen Nagetiere mit ihrem langen buschigen Eichhörnchenschwanz, dem langen, empfindlichen Schnurrbart und den großen, schwarzen Nachtaugen leben im dichten, subtropischen Mischwald und kommen nur selten auf die Erde herab. Im Sprunge sind die Tiere fähig, mehrere Meter schwebend von Baum zu Baum zurückzulegen, wobei sie alle vier Extremitäten weit von sich strecken, so daß die breiten, häutigen Flugfalten, die zwischen Vorder- und Hinterbeinen längs der Flanken des Körpers straff gespannt werden, wie eine Art Fallschirm funktionieren.

Am frühen Morgen des nächsten Tages brechen wir, 20 Träger, 5 Diener, 8 Jäger und ortskundige Führer, der kleine Bauze, 5 Hunde, Weigold, Dolan und ich von Tsau-po auf, nachdem die Proviantkisten noch einmal aufgefüllt wurden und auch der lebende Hühnerhof, dessen einzelne Mitglieder mit zusammengebundenen Beinen, Kopf nach unten, an den verschiedensten Traglasten verteilt sind, wie das so Sitte hierzulande ist, auch noch um wenige Exemplare aufgefrischt wurde.

Wohl mag es paradox klingen, daß wir als Jagd- und zoologische Expedition selbst Fleisch und, wie eben erwähnt, lebende Hühner mit auf den Marsch nehmen, aber Grundgesetz für uns muß es sein, möglichst wenig Störung in die vom Menschen nicht mehr bewohnten, abgeschlossenen Reviere des Hochwildes zu bringen, und so können wir uns



Lama im Tempel mit silberner Butterlampe



auch nicht erlauben, Vögel oder kleinere Tiere in größerer Anzahl für die Küche zu schießen, ehe nicht die großen, scheuen Wildarten zur Strecke gebracht sind. Die persönliche Einschränkung muß bei solchen Fahrten so weit gehen, daß man es selbst tunlichst vermeidet, ein Lagerfeuer zu entfachen, da die witterungsempfindlichen Großtiere solche Störung nur allzu leicht mit Auswandern aus den betreffenden Gebieten quittieren.

Höher und immer höher schlängeln wir uns hinauf in das zerrissene, wilde Land des goldenen Kindes, des Takins, und des Bambusbären. In kleinen Wassuhäusern, die teils aus Steinen, teils aus Bambus erbaut sind, und die wir immer dann treffen, wenn das enge Schluchttal sich zu einigen Schotterterrassen weitet, halten wir kurze Rast. Über den blühenden Rhododendronwäldern, den dichten Bambus- und Lianenschungeln brauen die Nebelhexen, und so geht es mehrere Tage weiter und höher und immer weiter durch das „schönste, wild bewachsene Felsental der Welt“, zu dem wir unser Eingangstal in das Reich des Bambusbären in unserer flammenden Begeisterung machen. Unten, manchmal senkrecht unter unseren Füßen, gurgeln die reißenden Wasser in tiefer Schlucht vorbei, während der Saumpfad hinauf und hinunter völlig wahllos zwischen Fels und Dschungel dahinführt. Schwingende, morsche Brücken, die unser Gewicht kaum mehr halten können, liegen quer über den Schründen, und an vielen Stellen werden schlüpfrige Abgründe und steile Ramine mit Hilfe primitiver Leiterstege bewältigt; das sind einfache Baumstämme, zum Teil auch schon völlig verrottet, in die lediglich einige Kerben hineingehauen sind. Abends kommt es uns immer wie ein Wunder vor, daß wir alle Lasten noch bei uns haben und keinen Menschen verloren. Dann liegen und sitzen wir drinnen in der kleinen, rauchigen Wohnstatt eines armen Wassubauern, unser 30 Mann hoch, am wohligh prasselnden Feuer; halb nackt kauert alles zusammen und läßt die Kleidung, die durch die häufigen Regenfälle völlig durchweicht ist, an langen Bambusstangen trocknen. Die Bambuspfeifen schmauchen, und das „Momo“, das Brot der Wassus, eine grob gemahlene Maismehlmischung, die zu einer Art Teig geknetet wird, knackt lustig in der glühenden, schwelenden Asche. Mit Dolan liege ich auf einer alten Takindecke, und beide benutzen wir einen Hund als Kopfkissen — aber an ruhigen Schlaf ist nicht zu denken, weil uns zuerst der Rauch, der reizend in die Augen sticht, dann die Zecken, die sich an allen möglichen und unmöglichen Stellen des Körpers festgebissen haben und schließlich das Heer der Flöhe, die aus dem alten Gerümpel hervorkommen, wachhalten und unsere Ruhe empfindsam stören. So rauchen wir denn mit den prächtigen Wassu-

jägern aus deren langen Bambuspfeifen, dann gehen Zigaretten reihum, und wir sehen mit behäbiger Ruhe zu, wie sich die Träger gegenseitig die Läufe absuchen, mit den Zähnen zerknacken und die chitinösen Hüllen fatalistisch in das offene Feuer hineinspucken. An Mobiliar und Ausstattungsgegenständen gibt es in einem solchen Wassuhause so gut wie gar nichts. Wenn man bedenkt, daß die niedrige, zweischläfrige Pritsche das wichtigste und beinahe einzige Möbelstück in solchen armseligen Hütten darstellt, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie denkbar ärmlich alles andere sein muß. Manchmal ist es eine chinesische Baumwolldecke, das andere Mal das Fell eines Ceraus und in einem Falle sogar eine völlig verrottete Bambusbärendecke, die die Schlafstätte schmücken. Dieser Bambusbär, dessen Fell uns als geheiligte Schlafstatt dient, soll nach Aussage des Wassubauern von einem starken, alten Leoparden vor einigen Jahren in der Umgebung geschlagen worden sein. Eine Aussage, die glaubwürdig erscheinen mag, da das Fell ohne Zweifel von einem recht jungen Tiere stammen muß.

Für gewöhnlich wohnen die Wassuleute in festgemauerten, meist sogar zweistöckigen Steinhäusern, in deren Erdgeschoß sich im Gegensatz zum tibetischen Hause der allgemeine Wohn- und Schlafraum befindet. In sich zusammengerollt schläft man auf dem flachen, kalten Boden ringförmig um die offene Feuerstätte, deren Abzug meist illusorisch ist, da der schwelende Rauch des Feuers durch die Fensterhöhlen hinaus ins Freie dringt. Von der niedrigen, nur ganz roh behauenen Balkendecke hängt an einem langen Astsparren frei schwebend und zumeist mit einer dicken Rußschicht überzogen der große, eiserne Familien- und Gästekochtopf herunter. Zuweilen, aber nicht immer, sind noch einige Feuerhaken und Schüreisen vorhanden, mit Regelmäßigkeit auch eine Reihe aus Kirschholz gedrehter oder auch nur geschnitzter Teeschalen, zu denen sich ab und zu noch einige von China aus eingeführte Emaille- oder Porzellangefäße gesellen.

Ebenfalls zu ebener Erde liegt in den meisten Häusern noch der Viehstall, in dem magere, kleine Kühe, schwarze, meist zwerghafte Schweine, langhaarige Ziegen und Hühner in friedlicher Eintracht beieinander haufen, während eine rohe, aus einem eingekerbten Baumstamm gefertigte Leiter zum offenen, freien Altan des Obergeschosses hinaufführt. Dort wird gedroschen und im Herbst das Getreide gespeichert. Der übrige Teil des Ober- und Dachgeschosses ist mit Schindeln bedeckt. — Da mag sich eine kleine verstaubte Hauskapelle oder ein Speicherraum für Mais und Feldfrüchte befinden. Meistens aber ist beides vereinigt,

und obendrein werden die zur Opiumgewinnung so wichtigen seitlich angeschnittenen Mohnkapseln auf dem Altar zum Trocknen aufbewahrt.

Der Verkehr dieser immer zufriedenen, äußerst primitiven Menschen untereinander spielt sich ohne Beachtung irgendeines äußerlich in Erscheinung tretenden Zeremoniells in freundschaftlichster und sogar rücksichtsvoller Weise ab. Am auffallendsten und bewunderungswürdigsten ist die unerhörte Opferfreudigkeit und Hilfsbereitschaft und die damit verbundene Gastfreundschaft der Wassu untereinander. — Wenn sie bei Geldangelegenheiten nicht ganz anders wären, denn hierin ist mit allen Eingeborenen nicht gut Kirichen essen, dann würde ich die Gesellschaftsform, in der diese rückständigen Menschen leben, einen auf ganz niederer Stufe stehenden „Edelkommunismus“ nennen können.

Um ein paar Beispiele zu nennen: Unsere ermüdete Kulikarawane kommt bei strömendem Gewitterregen in einem abseits gelegenen, kleinen Wassuhause an. Man klopft nicht an, man tritt einfach ein und setzt sich, ohne zu grüßen, ohne den Hausinhaber und dessen vermutlich auch anwesende Familie überhaupt eines Blickes zu würdigen, neben dem Feuer nieder, man wärmt sich, drängt womöglich den Hauseigentümer, der ja schon Zeit genug hatte, sich zu wärmen, von seiner angestammten privilegierten Stelle fort, bedient sich selbst mit Maisbrot und Mehl, benutzt den Kochtopf der Familie, spuckt mit Inbrunst auf den gestampften Tonboden, greift ohne zu fragen in den Gemüsetopf der Hauswirtin und raucht, ohne zu fragen, den Tabak des Besitzers — kurz und gut, man tut genau und hier im wahrsten Sinne des Wortes so, als ob man ganz zu Hause wäre. Später legt man sich dann in den Kreis der ruhenden Familie und schläft unbekümmert den tiefen Schlaf des müden Wanderers.

Wenn der unfreiwillige Gast in aller Herrgottsfrühe sich wieder zum Gehen wendet, buckelt er seine Last auf den Rücken, sucht sich den Ausgang und verschwindet. Kein Wort des Dankes, keines, das den Abschied bekunden könnte, wird ausgesprochen — denn all dieses sind ja Selbstverständlichkeiten bei den Bewohnern der wilden Wassuberge. Nur eines weiß der scheinbar so schmäzlich betrogene Gastgeber: Muß er einmal wandern und kommt müde und zerschlagen am späten Abend in der Hütte eines seiner Landsmänner an, ganz gleich ob er ihn kennt oder ihn noch nie in seinem Leben gesehen hat, so darf er sich ebensogut bedienen und wird ebensowenig beachtet wie ein Mitglied der Familie, oder wie er den Mann beachtet hat, der sein Gastrecht genoß und in des Morgens Frühe so sang- und klanglos verschwand.

Viele graue Regentage wechseln einander ab, während wir uns langsam den höher gelegenen Regionen entgegenschieben und manch unerwünschten Rasttag einlegen müssen, um unsere Kulis zu schonen, die keinerlei Wäsche tragen und nur einen einzigen Umhang besitzen, der nach gründlicher Durchnässung bei dem enormen Feuchtigkeitsgehalt der Luft erst am darauffolgenden Tag getrocknet werden kann. Auch unsere Jäger sind bei den anhaltenden Regengüssen in kürzester Zeit durchnässt, und da auch sie keine Kleider zum Wechseln besitzen und in dem nassen Zeug schlafen müssen, bleiben die ersten Krankheiten nicht aus. Meist handelt es sich um Grippeerscheinungen, die von rasenden Kopfschmerzen begleitet sind, und gegen die nichts hilft als ein paar Aspirinabletten und die Ruhe eines Rasttages. Schon lange stehen wir auf dem Standpunkt, unsere armen Kerle bei Regenwetter lieber zu schonen, um sie für die kommenden Sonnentage ausgeruht und leistungsfähig zu haben. Aber selbst bei uns, die wir den einen Vorteil haben, daß wir uns kraft eines mehr oder weniger stark ausgeprägten Willens gegen Krankheiten anstemmen können, machen sich infolge der allzu einseitigen Kost die übelsten Verdauungsschwierigkeiten bemerkbar, die im Verein mit den kontinuierlich niederbrechenden Regengüssen eine wenig angenehme Begleiterscheinung sind und uns zum verfrühten Lager schlagen zwingen.

Angetan mit Schiebermütze, Schal, Pullover, blauen oder rosa Pyjamahosen, Gummistiefeln und vielfach zusammengeklebtem Kleppermantel ziehen wir dann auf Vogeljagd, um wenigstens einige neue Arten für die Sammlung zu erbeuten, aber auch um den Fasänen nachzustellen, von deren Fleisch wir uns etwas Milderung der Beschwerden versprechen.

Eines Tages nach dem Mittagessen, das nur aus fadem Reiswasser bestand, zwingt mich nun schon kräftig wachsendem Vollenbart in voller buschräubermäßiger Maskerade zu einem Gang auf Kleinvögel und Fasänen, obwohl mir die Därme im Leibe zerreißen wollen.

Gemächlich suche ich den Dschungelrand ab, bis dicht vor mir ein alter Fasänenhahn lockt und nach kurzer Pirsch laut gockend vor mir hochgeht. Im gleichen Augenblick aber habe ich die Flinte an die Backe gerissen, und schon schlägt der buntschillernde Vogel verendend und in eine Wolke von Federn gehüllt zu Boden. Gerade habe ich das Gewehr neu geladen, als dicht über mir ein gewaltiges Rauschen hörbar wird und ich nur noch Zeit finde, die Waffe wiederum in Anschlag zu bringen. Da sehe ich einen riesigen Raubvogel mit angelegten Schwingen wie einen fallenden Stein aus der Luft herniederstoßen und bringe auf



eine Entfernung von kaum zehn Metern beide Schüsse des doppelläufigen Gewehres an, noch ehe er mir die Beute vor den Füßen wegholt.

Der schwerkranke Steinadler breitet die Schwingen und läßt sich, obwohl er keine Höhe mehr gewinnen kann, noch volle 300 Meter einer tiefen Schlucht entgegentragen, bevor er meinem Blick entschwindet. Mein Jäger Wang, der das seltene Schauspiel mit angesehen, nimmt die Verfolgung des verwundeten Raubvogels sofort auf, während ich selbst, so rasch mich meine schwachen Beine zu tragen vermögen, zum wenige hundert Meter entfernten Lager zurücklaufe und alle Träger, Diener, Präparatoren, den Koch, und was sich sonst noch alles herumtreibt, in die Schlucht zur Nachsuche schicke. Keinesfalls möchte ich den kostbaren Vogel verlieren.

Nach wenigen Minuten erklingen auch schon die Freudenschreie meiner Jäger, und dann bringen sie an einer Bambusstange befestigt die herrliche, trotz des schwerkranken Magens so leicht errungene Beute, einen uralten Steinadler, ins Lager ein.

## Viertes Kapitel

### Auf Takin und Bambusbär

Endlich, nach langen Regentagen jagen die Wolkenherren von den Bergen hinweg; zerrinnen im goldenen Frühlicht der sengenden Subtropensonne, und wir können an den ersten großen Jagdzug denken. So entscheiden wir, daß jeder von uns dreien mit einer gesonderten Truppe von Jägern und Gruppe von eingeborenen Trägern ein anderes Tal erforschen soll. Erst nach längerer Zeit, so haben wir uns vorgenommen, wollen wir uns wieder im Hauptlager treffen. Es gilt jetzt, alles daran zu setzen, die Reviere des Bambusbären und vor allem auch des Takins, jener büffelähnlichen Rindergemse, ausfindig zu machen. Dieses „goldene Kind“, wie es die eingeborenen Wassus nennen, gehört zu den seltensten und am wenigsten bekannten Großtieren unseres Grenzerlandes, ja Asiens und der ganzen Erdoberfläche. Schon Marco Polo, der auf seinen weiten asiatischen Reisen während des grauen Mittelalters Szechuan und Yunnan bereiste und bis Tali-fu vordrang, erwähnt in seinen phantastischen Reiseberichten ein wildes und gefährliches Tier der westlichen Grenzgebirge Chinas, das wohl mit dem Takin übereinstimmt. Aber es vergingen viele Jahrhunderte, bis es im Jahre 1908 einem Engländer gelang, den ersten Takin auf die Decke zu legen. Selbst heute sind nur sehr wenige dieser höchst merkwürdigen Tiere in europäische oder amerikanische Museen gelangt. Die schwere Zugänglichkeit und restlose Abgeschlossenheit ihres Lebensraumes gegen die übrige Welt haben der urigen Rindergemse das unumstrittene Vorrecht gesichert, bis zum heutigen Tage im Mittelpunkt des zoologischen Weltinteresses zu stehen, da man sich über ihre Familienzugehörigkeit und stammesmäßige Herkunft noch gar keine rechte Vorstellung machen kann. Zweifelsohne aber gehört der Takin (*Budorcas tibetana*) zu den wenigen ganz ursprünglichen Tierarten, die sich in den äußerst wilden und extrem zerrissenen Grenzgebirgen paläoendemisch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Der Takin bildet, wie schon erwähnt, auch im 20. Jahrhundert

noch ein stammesgeschichtliches und systematisches Rätsel, das auch die bedeutendsten Wissenschaftler noch nicht zu klären vermochten. Von vielen Forschern und Mammologen wird das seltsame Tier als Überbleibsel einer sehr alten tertiären Tiergruppe gedeutet, die so etwas Ähnliches wie ein Bindeglied zwischen Rindern, Ziegen, Ziegenantilopen und echten Antilopen darstellen soll. Sein merkwürdiger ramsnasiger Schädel mit den röhrenartig vorspringenden Augenhöhlen erinnert in seinem Aufbau stark an den grönländischen Moschusochsen, die Muffel an die von Gemse und Ziege, während seine großen Nasenlöcher und das breite, fleischige Maul entschieden etwas Rinderartiges haben. So halten wir fest, daß der Takin, der in drei verschiedenen Arten an der Süd- und Ostgrenze Tibets nur in den unzugänglichsten Gebirgsmassiven vorkommt, mannigfaltige systematische Merkmale anderer, hochspezialisierter Wiederkäuergruppen in sich vereinigt.

Der allgemeine Körperbau des bis zu 800 Pfund schwer werdenden Tieres, das die Tibeter übrigens „Pferdesteinbock“ nennen, ist auffallend plump und schwer. Seine Läufe sind im Verhältnis zur enormen Masse des Körpers sehr niedrig, stark und muskulös und mit auffallend starken, weit spreizbaren Hufen und Afterklauen. Der langgestreckte Körper steigt über dem Brustkasten in einen mächtigen Widerrist kammartig an und fällt nach hinten in augenfälliger Weise ab. Der Hals des gedrungenen Tieres erscheint wegen seiner starken seitlichen Kompression und Dicke nur kurz und geht ohne scharfen Übergang in den eigenartigen Kopf über, an welchem die hochgewölbte, elchartige Nase, die kurzen, aber sehr beweglichen Lauscher und das starke, fast gnuartige Gehörn, das bei männlichen Tieren sehr viel kräftiger entwickelt ist als bei den Kühen, am hervorstechendsten sind. Das wuchtige Gehörn ist hoch angelegt, biegt nahe an der Basis nach unten und außen um und verläuft dann in einer scharfen Biegung nach oben und hinten; wie bei den meisten Wiederkäuern wächst es proportional zur Körpergröße, so daß die schwersten Bullen gleichzeitig auch die besten Trophäen tragen.

Die Körperhaltung des Takins ist in jeder Weise imponierend. Für gewöhnlich steht das Tier gelassen und trägt den schweren Kopf ziemlich niedrig, als ob es jeder Zeit zum Angriff losbrechen wolle. In Wirklichkeit aber ist es nur eine äußerst geschickte Anpassung der Natur an die dichten Steildschungel seines Lebensraumes, durch die der Takin nicht, wie die meisten anderen Tiere, hindurchschlüpft oder kriecht, sondern vermöge seiner ungeschlachten Masse einfach hindurchbricht. Das ganze Tier macht, auf einige Entfernung beobachtet, viel eher den Eindruck eines

gedrungenen, mittelstarken Kindes als den einer Antilope, worunter sich der Laie ja meistens ein schnellfüßiges, elegant gebautes Lauftier der Steppe vorstellt.

Die Hauptfarbe des westchinesisch-osttibetischen Takins ist in der Sonne ein leuchtendes Goldgelb, das am Halse seine reinste Tönung hat, während es je nach Alter und Geschlecht am Hinterkörper und an den Flanken in einen mehr nach Grau hinüberspielenden Farbton übergeht. In der Nähe des muskelgepanzerten Stiernackens geht die gelbe Farbe gern in einen mehr rötlichen Ton über, der sich im Gesicht mit schwarzen, silbernen und gelben Abzeichen vermischt und eine äußerst wilde Physiognomie hervorzaubert. Von der Mitte der Flanken abwärts tritt eine dunklere Haarfarbe auf, die an den Läufen so intensiv werden kann, daß sie in ein ganz dunkles, ja beinahe schwarzes Braun übergehen kann. Im großen und ganzen sind die Bullen etwas intensiver und vielleicht auch dunkler gefärbt als die Kühe.

Die Tiere verbreiten einen spezifischen, intensiven und tranartigen Geruch, der auch im dichten Dschungel schon auf größere Entfernung wahrzunehmen ist. Der Takin ist biologisch betrachtet ein Kulturflüchter, ein Tier der absoluten Wildnis, das den anthropogenen Einflüssen tunlichst aus dem Wege geht und die Siedlungen der Eingeborenen meidet. Das vertikale Verbreitungsgebiet der Rindergemse liegt, wie wir noch feststellen werden, höher als das des wärmere und dichtere Dschungelagen bevorzugenden Bambusbären. Das Tier lebt von den steilsten mit dichtem Urwald bedeckten Erosionsschluchten und wildesten Gebirgstteilen des Wassulandes und anderer Teile Westszechuans in den subtropischen Urwäldern bis in die hochalpine Mattenzone oder sogar hinauf bis zur unmittelbaren Nähe der Kälteüsten und des ewigen Schnees. Zwischen den Höhenlagen von 3000—4500 Meter scheint sein Hauptverbreitungsgebiet zu liegen. Daß drohende Steilheit und weltabgeschiedene Felsenunzulänglichkeit den eigentlichen Lebensraum des Takins charakterisieren, werden wir selbst noch erleben! Nicht nur während der regenfeuchten Sommermonate, sondern auch im schneereichen Winter wird das Tier von den Eingeborenen im Dschungel und auch oberhalb der Baumgrenze gejagt, wo es oft in großen Rudeln auf den schneefreien Matten und grasbewachsenen Südhängen zur Usung zieht. Ganz besonders trifft man alte Bullen, die außerhalb der Brunftzeit ein griesgrämiges Einzelgängerdasein führen, während des ganzen Jahres hoch oberhalb der Baumgrenze in den Schneeregionen an; Kühe mit Kälbern dagegen bevorzugen die

tieferen und geschützteren Lagen, wo Bambus und Rhododendronbüschungen neben Misch- und Koniferenurwäldern vorherrschen.

Für ein in dicht bewachsenen Urwaldgebieten lebendes Großsäugetier merkwürdig mag der wohlausgeprägte Herdensinn des Takins erscheinen. Meist gehen nur ausgewachsene Bullen einzeln, während die Kühe mit den jungen und mittelalten Tieren in mehr oder weniger starken Rudeln, die bis zu 70 Stück zählen können, beisammenstehen. Täglich legt der Takin auch im undurchdringlichsten Dschungelgewirr viele Kilometer zurück, bis er oder das ganze Rudel auf besonders günstige Nutzungsverhältnisse stößt, die die Tiere dann veranlassen können, längere Zeit standtreu zu bleiben.

Mit besonderer Vorliebe nimmt die Rindergemse natürliche Salzlecken und salzführende Quellen an, in deren Nähe die Tiere dann geradezu wegartig anmutende Wechsel ausgetreten haben. Mal- und Fegebäume sind in der Nähe der großen Takinlecken auch in Menge vorhanden, und die Haufen alter Losung können an beliebten Ruheplätzen bis zu 30 Zentimeter hoch liegen. Die Krautvegetation ist dann rundum von den schweren Schalen zerdrückt und vernichtet, und die armdicken Bäume im weiten Umkreis sind völlig zerfetzt und zerschlagen.

In den dichten Dschungelgebieten fühlt sich der ungestüme Takin anscheinend völlig sicher und läßt seine Verfolger manchmal, wenn sie mit gutem Winde kommen, auf 20 oder 30 Meter heranschleichen, ehe er langsam und gemessen, gleichsam seiner Würde bewußt, davonzieht; ist er aber einmal rege gemacht, so zieht er tagelang über weite Strecken, um aus dem Bereich der Gefahr herauszukommen, wobei ihm seine ungestüme Kraft als „Brecher“ sehr zustatten kommt.

Obwohl ich die geistigen Qualitäten des Takins nach meinen Erfahrungen nicht hoch einschätzen kann, so ist der angeschweifte Bulle in seiner Rachsucht und Angriffslust doch ein nicht zu unterschätzender Gegner. Die Zahl der von angreifenden Takins getöteten oder schwerverletzten eingeborenen Jägern beweist, daß mit dieser mächtigen Schalenwildart des osttibetischen Grenzlandes nicht zu spaßen ist. Daher bevorzugen es die Eingeborenen, die sich auf ihre vorsintflutlichen Luntens Flinten trotz deren kolossalen Kalibers nicht in allen Fällen verlassen können, den Takin mittels Selbstschüssen und teuflischer Speerfallen zu überlisten.

Schon längst sind die zum Leben in den einsamen Dschungellagern für notwendig erachteten Utensilien wie Bettsack, Ersatzwäsche, Geware, Präparierbestecke, Verbandszeug und Munition zu möglichst kleinen Bündeln zusammengeschnürt worden, und bei Tagesgrauen ziehen wir

los mitten hinein in die düsteren Dschungeln, wo der Mensch ein Nichts ist und der Takin herrscht. Unabhängig voneinander, vor allem aber frei und ungebunden von Zeit und Hauptlager will nun jeder für sich versuchen, das scheue, große goldene Rind zu erjagen. Ich selbst habe es mir zum Ziele gesetzt, möglichst bis über die Baumgrenze hinaus zu gelangen, um dort nach allem Erreichbarem vom Takin bis zur Maus und vom Steinadler bis zum winzigen Zaunkönig zu fahnden. Alles will ich beobachten und festhalten, nur Takin oder Bambusbär aber sollen das Ziel meiner Büchse werden.

Viele, viele Stunden steigen wir in mühseligem Marsche durch ein steiles, mit Dschungel dicht bewachsenes Gletschertal aufwärts. Der arme Träger mit dem Schlaffack und dem übrigen Gepäck, das insgesamt wohl 70 Pfund ausmacht, kann uns kaum auf den Fersen bleiben. Aber der Kerl ist stark. Obwohl nicht viel mehr als 1,50 Meter groß, erscheint der braungebrannte, schlißäugige Bursche beinahe ebenso breit, wie er lang ist. Sein kleiner, an einen Menschenaffen erinnernder häßlicher Kopf mit der breiten flachgedrückten Nase wird von einem stiernackig-muskulösen Hals getragen, an dem die Sehnenbänder bei der harten Steigearbeit wie Drahtseile hervorstehen. Die Brust dieses Bergmenschen ist bewundernswert breit, Bauch ist so gut wie gar keiner vorhanden, aber das Erstaunlichste an diesem kernigen Wasserträger sind seine muskelgepanzerten Beine. Bei jedem Tritt, den er vorwärts und zugleich auch immer aufwärts tut, und mit dem er seine Last nach oben stemmt, wächst die Beinmuskulatur hartumrandet wie eine Anzahl von Eisenklumpen aus den Waden und Oberschenkeln hervor. Er ist ein Kind seines Landes, ein Mann, wie ihn eben nur solche Berge hervorbringen können.

So lange die dichte Vegetation noch anhält und wir uns wie Kletternde Affen überall anklammern können, bin ich um meinen Träger gänzlich unbesorgt, aber mit Erreichen der Knieholzregion, die wir wegen der von der winterlichen Schneelast niedergedrückten Rhododendrenwirrnisse nicht mehr durchbrechen können, sehen wir uns gezwungen, einem Erosions-schlund nach oben zu folgen und müssen uns mit den Händen und Fingern fest in den Boden einkrallen, um nicht Gefahr zu laufen, plötzlich abzurutschen und einige 100 Meter tiefer mit zerbrochenen Knochen wieder zu landen. Da habe ich doch ernstliche Befürchtungen, daß die schwere Last den armen, schon ziemlich ermüdeten Träger nach rückwärts und unten ziehen könnte. Aber, ich werde des Staunens nicht müde, er folgt uns mit einer tierhaft sturen, ja völlig unbeschreiblichen Zähigkeit; stundenlang krabbelt der unterwüßliche Bursche nun schon auf allen Vieren

hangauf, und wenn wir atemschöpfend stehenbleiben, um auf ihn zu warten und er wie eine dampfende Lokomotive herangekeucht kommt, dann lacht er noch obendrein ein verschmigtes Lächeln, als wolle er sagen: „Na, wenn's nicht dicker kommt, dann will ich sehr zufrieden sein.“ — In dieser Art und Weise winden wir uns immer höher hinauf, bis nur noch ganz wenige Alpenrosenbüsche vorhanden und die steilen, karstigen Kämme greifbar nahe herangerückt sind. Da, als wir den hohen Grat erreichen und uns ein eisiger Wind, wie mit Blasebälgen gefacht, entgegenweht, fällt die rasche subtropische Dämmerung gewaltig schnell und drohend über uns herein, die wir vom heißen Aufstieg noch völlig naß geschwitz, in denkbar unangenehmer Lage nach einem Lagerplatz Ausschau halten. Vergeblich irren wir, vom bitterkalten Sturmwind umfaucht, auf dem schon über 4000 Meter hohen Grate umher, bis uns durch das Dunkel der Nacht endlich etwas Weißes entgegenblickt. Das ist der erste Schnee, der unseren ausgetrockneten Gaumen wohler tut als der köstlichste Wein zu Hause in der Zivilisation. Rasch werfen wir die Lasten nieder, schleppen von der Baumgrenze her knorrige Rhododendronstämme heran, planieren einen norddürftigen Lagerplatz und bauen mit dem letzten frischen Mut, der in uns wohnt, des jagenden Windes ungeachtet, in kürzester Zeit das kleine Zelt auf. Wang holt weiteres Holz, der Träger Schnee, den er in meinem zu diesem Zwecke geradezu unentbehrlichen Gummimantel zusammenkragt, mein zweiter Jäger ebnet den Boden und ich selbst reinige die vom langen Anstieg schmutzigen, feuchtigkeitsbeschlagenen Gewehre.

Nach getaner Arbeit setze ich aus ein paar Felsbrocken unseren „idealen“ Kochherd zusammen und kaum eine Viertelstunde später faucht der Wind ins kleine, hell leuchtende Feuer, dessen Rauch nun keinen Takin mehr vergrämen kann, da wir über uns nur den Himmel spüren und die weiten, ewig segelnden Wolken. So sitzen wir denn getreulich im Kreise herum und lassen uns die Rotglut mit dem Gefühle inniger Behaglichkeit mitten in die Gesichter blasen.

Im Rühentopf schmort langsam unser Abendmahl zurecht, eine mehr oder weniger glückliche Mischung von gelbem Maismehl, braunem Maggiwürfel und klarem Schneewasser. Dazu gibt es halbgares Fleisch und für jeden zwei Stücke feiner Leibnizkeks. Es ist ein würdiges Festessen auf hohem Gebirgskamm, das so lange anhält, bis die Finger auch die letzten Reste der angebrannten Suppe aus dem Pott herausgekragt haben. Dann wird noch gemütlich eine Pfeife geraucht, die, wie das sich im Wassulande gehört, in Kameradschaftlicher Weise reihum geht.

Leider aber wird unsere hingebungsvolle Gratromantik nur allzu bald gestört. Den Göttern dieser Berge scheint der unerwartete Besuch nicht willkommen: Der Wind wird zum Sturm, böenhast klatschend wirft er sich gegen das Zelt und plötzlich fängt es an zu donnern, während rasende Blitze wie Drachengeheuer durch die Wolken jagen. Wir haben gerade noch Zeit, unsere wenigen Habseligkeiten zusammenzuraffen und in unsere lustige Behausungen zu verstauben, als das Wetter auch schon losbricht und laut prasselnder Regen das sturmgeblähte Zelt Dach hin- und herschüttelt. Da breiten wir des Wetters ungeachtet unsere Siebensachen auf dem Boden aus; ich krieche in meinen Schlafsack und zu jeder Seite einen meiner Getreuen, die mich wohlrig wärmen, schlafe ich trotz des eisenharten Bodens sofort ein.

Es mag 2 Uhr am frühesten Morgen sein, da wird's mir bitter kalt, und erwachend muß ich zu meinem Leidwesen feststellen, daß ich von einigen ebenso kleinen wie blutdürstigen und unangenehmen Insekten, die über Nacht gemerkt haben, daß eine Rassenabwechslung in der Speisekarte gar nicht so übel ist, ziemlich schonungslos behandelt worden bin.

Trotz der fast noch mitternächtlichen Stunde sind alle meine Leute, die vor Kälte und Nässe wohl kaum schlafen konnten, draußen damit beschäftigt, das ausgegangene Feuer wieder in Gang zu bringen.

So zwänge auch ich mich aus engem Zeltloch hervor und stehe betroffen und hingerissen von dem unwahrscheinlich zarten Mondnachts-panorama, wie ich es überwältigender nie zuvor gesehen habe. Fast taghell ist es da draußen. Diese Helligkeit, vom gleißenden Firnschnee in tausendfachen Reflexen widergespiegelt, übt einen unvergleichlich märchenhaften Zauber auf mich aus, da ich gänzlich unversehrt statt dichtem Nebel, wie ich schon beinahe erwartet hatte, einer solch erhabenen mondlichtüberglänzten Alpenschönheit gegenüber stehe. Tief drunten in den Schründen und im Schlagschatten der labyrinthisch wirr durcheinander laufenden Rämme liegen weiß und schwer die kalten Nebelhegen, gebannt und verzaubert zu einem weit sich dehnenden flockig und leicht gewellten Meer, das sich in unzählige Arme zerklüftend wie nordische Fjords zwischen die Bergrücken hininschiebt. Dicht darüber aber türmen sich dämonenhaft dunkel die schwarzen Umrisse der Urwälder, die, nach oben lichter und grauer werdend, schließlich in die unwirklich gleißende, ewig schimmernde Region des kalten Eises und des Firnschnees übergehen. Zu phantastisch geformten, von mir wie wohl auch von keinem anderen Menschen von dieser Stelle je gesehen, silberglänzenden Kristallkegeln erheben sich die höchsten Gipfel, und es scheint, als ob sie mit blauem magischen



Silberlichte von innen heraus erleuchtet seien. Sie sind es, die die Landschaft krönen und den Reiz des Berglandes ganz unbeschreiblich in die Seele des Kleinen Menschen hineingraben, sie und alle die vielen leuchtenden Sponder, die rundum, weit im Kreise, wohin ich immer nur schauen mag, ihre weißen und elfenbeinfarbigem Zinnen dem sternensunkelnden Firmamente entgegenstrecken.

Lange, ich weiß nicht wie lange, stehe ich berauscht und gebannt vor der Unendlichkeit, vor dem unnahbar Schönen, bis das harte eiserne Schlagen der Feuersteine mich wie aus einem großen Traume hochreißt und mich wieder das warme pulsende Leben spüren läßt.

Da sitzen meine Leute schweigend um das prasselnde Feuer, saugen die Wärme ein, legen ab und zu noch dicke Äste auf und scheinen wieder gänzlich ruhig und zufrieden. Vom Feuer ausblickend suchen meine Augen weit unten im Tal — aber noch über dem wallenden Nebelmeer — das Gelände ab und werden von warmen, blizenden Flammenzeichen gefangen genommen. Es ist Dolans Lagerfeuer, der genau wie ich, frierend zu nächstlicher Stunde hervorkam, um sich mit seinen Leuten vor der Kälte zu schützen. Meine eingeborenen Kameraden gähnen, legen sich lang und schlafen auf den harten Steinen dicht am Feuer ein. Auch mich überfällt die Müdigkeit von neuem, ich zwänge mich zwischen sie und bin in wenigen Minuten ins selige Traumland hinübergewechselt.

Der Mond geht unter, der Osten erglüht. — Spuk und Zauber der Nacht sind mit den frischen Morgenwinden hinweggeweht, und das Leben ist wieder da.

Während ich rasch meinen heißen Tee und ein kargliches Frühstück hinunterschlinge, packen Wang und die beiden Gehilfen mit Windeseile das Zelt zusammen und schnüren wieder alles zu festen Bündeln. Zur Kontrolle rasselt noch einmal das Schloß meiner Büchse. Sie ist geladen.

Auf! Welche Richtung? — Los! Für den heutigen schweren Tag haben wir uns ein anderes Talsystem ausgesucht und müssen die ersten Morgenstunden, die noch nebelfrei sind, zur Pirsch ausnutzen, denn kaum haben uns die ersten goldenen Sonnenstrahlen begrüßt, da kommt das wallende Nebelmeer unter uns auch schon in langsam gleitende Bewegung, und ich befürchte, daß wir nur kurze Zeit zur Verfügung haben, um uns über das stark zerrissene, gewaltige Schluchtingelände unter uns klar zu werden. Wie eine in sich erstarrte, sturmgepeitschte See liegen die Wellentäler und Rämme des Berglabyrinthes in stillem Frieden unter uns. So machen wir uns nach erster Orientierung sofort an den wahrhaft fürchterlichen Abstieg, um in der Nähe der Baumgrenze nach unten

gedeckt langsam voranzupirschen. Leider ist das Gelände in einem Maße schwierig, daß uns die beiden Träger kaum folgen können und wir durch dauerndes Warten eine Reihe von kostbaren Minuten verlieren, denn es ist in dem steilen Felsengelände kaum möglich, unsere Spuren auszugehen. Zu allem Unglück fällt mein Jäger und verletzt sich, nach unten stürzend, an einem harten Felszacken, so daß er eine lange Zeit gestützt werden muß und es mehr Mühsal und Beschwerden als sonst kostet, da wir aalglatte Felswände hinunterhangeln müssen, wo uns nichts Anderes übrig bleibt, als uns die Gewehre von Mann zu Mann zuzureichen. Dann endlich, im dichten Alpenrosendickicht, finden wir eine breit ausgetretene, frische Takinfährte, der wir stundenlang unter Beachtung aller Vorsichtsmaßnahmen folgen, bis sich die mächtige Trittspur des goldenen Kindes auf einer glatten, unübersehbaren Steinhalde verliert. Bei einer anderen Fährte, die wir finden, scheitert die Verfolgung an der Schwierigkeit, die uns der stark mit Rhododendronunterwuchs bestandene Koniferenurwald entgegensetzt. Da kommt es mir mehr als sonst zum Bewußtsein, daß diese urigen Takins ungeheure Kräfte haben müssen, denn die Fährte bricht auf ihrem einsamen Wege mitten durch Rhododendrendickungen, deren schneegeprückte Äste so dick und dicht stehen, daß wir sie nicht mehr auseinanderbiegen oder hindurchschlüpfen können. Die Hoffnungslosigkeit des Unterfangens einsehend, müssen wir auch diesen Tatin aufgeben und kämpfen uns bis Nachmittag vergeblich durch die tiefer liegenden, aber noch immer mit Fichten, Tannen und Tsugen untermischten Alpenrosen- und Bambusdschungel hindurch. Nachdem wir eine halbe Stunde im tropfnassen Urwald Rast eingelegt haben, müssen wir zu unserem Leidwesen erkennen, daß wir unseren Hauptträger verloren haben. Wahrscheinlich konnte er mit seiner schweren Last gegen die dichten Dschungelwände nichts ausrichten und ist auf eigene Faust zu Tal gestiegen. Also bleibt nichts anderes übrig, als das Mittagessen, auf das wir uns alle so gefreut hatten, durch stramme Haltung zu ersetzen. Es bleibt nur die eine Hoffnung, daß der Träger schlau genug sein wird, am folgenden Abend nach dem Scheine unseres Feuers Ausschau zu halten, denn ohne Nahrungsmittel scheint die Fortsetzung der Jagd ein Ding der Unmöglichkeit. Mit bösen Ahnungen setzen wir nun noch alles daran, um wenigstens den uns noch bleibenden Rest des Tages in bester Weise auszunutzen und kreuzen wieder quer durch das Dschungel hindurch, ohne jedoch noch einmal auf eine frische Takinfährte zu stoßen. Vom quälenden Durst gepeinigt entschließe ich mich dann, direkt zu Tal zu steigen, von wo uns das dröhnende Wasser schon den ganzen Tag lang begleitet.

Dort finden wir in einer sandigen Stelle den unerkennbaren Sohlenabdruck eines Europäers. Die Verfolgung wird sofort aufgenommen, und nach kaum einer halben Stunde stoßen wir auf den Amerikaner, der, von der hoffnungslosen Jagd ebenso deprimiert wie ich, gerade eine Rast eingelegt hat und seine im Dschungel gerissenen Wunden am sprudelnden Wildbach spült und reinigt. Selbstlos teilt Dolan seine Ration an Lebensmitteln mit mir und meinen Leuten, und dann, nachdem ein neuer Schlachtplan entworfen ist, jagen wir in getrennten Richtungen, aber mit gemeinsamem Ziele weiter talauf. In der Abenddämmerung stoßen wir ganz plötzlich auf menschliche Spuren und gelangen nach kurzer Zeit zu einer Holzhauerhütte, wo wir mit Dolan und seiner Mannschaft wieder zusammentreffen. Da wir meinen verlorengegangenen Träger schon längst aufgegeben haben, so teilt Dolan wieder seinen ganzen Proviant mit mir und meiner Abteilung, und unsere Jäger sammeln rasch noch einige Hände voll von knoblauchähnlichem Wildgemüse, das in Salzwasser gedämpft und gebrüht den allergrößten Teil unserer heutigen Abendmahlzeit ausmacht. Es ist ein denkbar niederschmetterndes Gefühl, so von aller Welt verlassen, nur mit stinkendem Gänsefutter im Magen auf sich selbst gestellt zu sein. Doch Dolan findet, da wir wieder alle mit noch hungrigen Mägen ums flackernde Lagerfeuer sitzen, noch ein paar Zigaretten, die uns über die schwermütige Stimmung etwas hinweghelfen. Dann legen wir uns schlafen, während es draußen Bindsäden regnet und wir unter dem brüchigen Schindeldach der Hütte gründlich naß regnen, besonders weil wir uns zu zweit in Dolans Schlafsack teilen müssen. Die halbe Nacht verbringe ich frierend im Halbschlaf, wälze mich von einer Seite auf die andere und muß an meinen Träger denken, für den die „wahre Sintflut“, die draußen niederprasselt, wohl auch nicht gerade angenehm sein muß. Aber ich hoffe doch, daß der Kerl so flug war und das Zelt aufgebaut hat, dann wird er wahrscheinlich eine bessere und angenehmere Nacht erleben, als wir in der tropfnassen Holzhauerbude.

Unsere Bewunderung für den Ortsinn der Eingeborenen findet keine Grenzen, wie mein prächtiger Träger am kommenden Morgen schon gleich nach Einbruch des Tages naß wie eine Katze und völlig erschöpft und ausgepumpt ankommt. Er hat uns, gleichsam einem tierischen Instinkte folgend, die ganze Nacht hindurch gesucht, ist natürlich nicht auf den Gedanken gekommen, das Zelt aufzustellen, sondern schlief ganz in der Nähe dieser Holzhauerhütte im strömenden Regen vor Erschöpfung ein. Erst heute morgen sah er die Rauchschwaden unseres Feuers durch die Urwaldbäume ziehen und war dann gleich zur Stelle. Nachdem

ihn eine Zigarette wieder etwas aufgemuntert hat, lassen wir, die wir an neue Taten denken, dem erledigten Träger seine Ruhe und sind glücklich darüber, für zwei weitere Tage Proviant zu besitzen und beschließen, die Holzhauerhütte noch für eine Nacht als Schlafstätte zu benützen.

Unser alter Tsau-po-Jäger, der diese abgeschlossenen Talsysteme alle genau zu kennen scheint, tut beim gemeinsamen Ausbruch sehr geheimnisvoll und führt uns, nachdem ein steiler Aufstieg durch Fichten- und Tannenwald überwunden ist, zu einem kleinen salzführenden Rinnsal, wo wir viele uralte und sogar einige frische Taktinzeichen in geradezu unwahrscheinlicher Menge finden. Da ist der Boden rundum wie von einer Kuhherde zertrampelt, die Büsche und Bäume zerfegt und zerfegt, Losung liegt in wahren Haufen herum, und der Tsau-po-Jäger erzählt, daß dies die große Salzlecke für alle die uralten, wilden, goldenen Kinder der ganzen Umgebung sei, und daß die mineralführende Quelle in monatlichen Abständen von gewaltigen Taktinherden, die manchmal bis zu 70 Stück zählen sollen, besucht würde, um das aromatische Wasser zu schöpfen. Es ist fürwahr ein gewaltiges Erlebnis, mitten im dichten Urwald, wo wir seit Tagen nur ab und zu eine gewaltige Fährte des goldenen Kindes fanden, nun die Spuren und Zeichen des gesuchten Wildes in solch geradezu unglaublicher Anhäufung zu finden.

Mit neuer Hoffnung pirschen wir die undurchsichtigen Hänge im weiten Umkreise ab; aber das Gelände ist denkbar schwierig und die Nebelschwaden hüllen uns schon bald so dicht und dick ein, daß wir wiederum völlig unvorbereiteter Sache den Rückmarsch antreten müssen, um erst spät am Abend im Lager anzukommen. Weil wir am nächsten Morgen wegen der jeglichen Orientierung verhindernden Nebels an keine größere Unternehmung denken können, entschließen wir uns, von unseren eigenen Körpern angeekelt, zu einer wohlthuenden Generalreinigung. Die Bettsäcke werden durchsucht, die Flöhe zerknackt, die Läuse mit Sublimat am ganzen Körper entfernt; die eiternden Wunden werden ausgewaschen und zu guter Letzt auch die Gewehre einer gründlichen Reinigung unterzogen. Bei noch immer strömendem Regen packen wir dann mißmutig und verdrießlich unsere Habseligkeiten zusammen, und talab geht's denselben furchtbaren Weg, der kein Weg ist und den wir vor einigen Tagen heraufgekommen waren. Nur geht es diesmal nicht so glimpflich ab, da die dauernden Regengüsse nicht ohne Folgen geblieben sind. Dolan, der seine schwere Büchse über dem Rücken trägt, schlägt mehrere Male lang hin, und wir können nur von Glück sagen, daß er und sein Gewehr



Tibetischer Seeadler

Sturm über Tibet



mit heiler Haut davonkommen. Beim Übergang über einen der schäumenden Sturzbäche bricht der morsche Baumstamm, der uns als Brücke dient, in der Mitte durch, und drei unserer Leute sausen kopfüber ins Wasser, mit ihnen auch mein treuer Jäger Wang, der eine schwere Knöchelverletzung davonträgt und nur humpelnd wie ein lahmer Gaul den Weg fortsetzen kann und für die nächsten Tage nur bedingt diensttauglich ist. Am Zusammenfluß der beiden von uns bejagten Täler des Maumau-gou und des Jen-chi-gou entschließen wir uns, das Lager zu schlagen. Dort treffen wir nach kurzer Zeit mit Weigold zusammen, der Weidmannsheil gehabt und einen mächtigen Takinbullen mit tadellosem Blattschuß auf weiteste Entfernung zur Strecke gebracht hat. Als er deprimiert im Talboden saß, zogen plötzlich zwei starke Takins über eine Steinschlaghalde hinüber, aber noch ehe er ein gutes Ziel nehmen konnte, war der Spuß hoch über ihm schon wieder verschwunden. Wie gebannt blieb Weigold sitzen und starrte in finsterner Ohnmacht dort hinauf auf die Stelle, wo das urige Wild verschwand. Da aber teilte sich der Dschungel von neuem, und die beiden schon aufgegebenen Takins kamen zurück, worauf er einem von ihnen die Kugel an den rechten Fleck setzen konnte.

Wir schreiben den 28. Mai. Da dämmt für uns sowohl wie für unsere Leute der Tag unserer Feuerprobe herauf. Es ist einer der anstrengendsten und schwersten Tage der ganzen Expedition, an den wir uns immer wieder erinnern werden. Entmutigt von der nervenzerreißenden Jagd in den dichten Urwäldern und Dschungeln um die 2000 und 3000 Meter-Grenze haben wir uns nun endlich entschlossen, die hochalpine Zone trotz des anhaltend schlechten Wetters einer genaueren Durchforschung zu unterwerfen.

Mit dichtem Nebel und kaltem, fauchenden Wind beginnt dieser denkwürdige Tag — und mit einem noch dichteren Nebel und noch kälterem Winde sollte er zur Neige gehen. In schwerem Rhythmus ziehen wir den ganzen langen Tag steil bergan. Bereits gegen 11 Uhr am Morgen, als es plötzlich scheint, als ob der runde, wie ein Schemen durchs Nebelmeer auftauchende Ball der Sonne die Herrschaft an sich reißen wolle, erreichen wir die tropfnasse Baumgrenze, aber wir sollen uns getäuscht haben, denn in wenigen Minuten zieht der Vorhang wieder zu, und es beginnt nun eine kalte majestätische und, wie es scheint, unnahbare Landschaft aus Felsen und Steinen, Almenmatten, Grashalden, aus Nebel, Wolken und Regen. Oft tauchen gigantische Balustraden mächtiger Felsentürme vor uns auf. Aber noch ehe wir sie so recht ins Blickfeld nehmen können, schieben sich wie von ungeheuerlichen Blasebälgen

getrieben, aus tiefen Schründen aufsteigend, neue und immer wieder neue Wolkenfahnen und Nebelhegen dazwischen. Eine Kulisse nach der anderen baut sich auf, wir tappen, obwohl der Sonne am nächsten, wie im Dunkeln dahin und wissen nicht, wo Anfang und Ende liegen. Mit den offenen Steilhalden beginnt eine ganz andere faunistische Region, wo wir dann auch nach kurzem Suchen die ersten tiefeingetretenen Fährten der Blauschafe finden, und selbst ein Glanzhuhn, jene prächtig schillernden Fasanen der höchsten Alpenzone, kommt uns für kurze Augenblicke im dichten Nebel auftauchend zu Gesicht, bis das scheue Tier mit angelegten Schwingen, gellende Schreie ausstoßend, von hoher Felsennase in die unabsehbare schwindelnde Tiefe saust. Höher und immer höher steigen wir hinan, finden mehr Zeichen von den wilden Schafen und sogar frische Leopardenspuren. Von außen durch den uns wie nasse Tücher umgebenden Nebel und von innen her durch den schweißtriefenden Körper völlig durchnäßt und daher wie die Hunde frierend, erreichen wir bei hereinbrechender Dämmerung auf 4500 Meter Höhe eine den Wassen wohlbekannte niedrige Schindelhütte, in der die Medizinsammler, die Kräuter- und Wurzelsucher zu nächtigen pflegen. Wir sind weit vor der nur langsam folgenden Kulikarawane und sitzen nun schlotternd und unsere nassen Kleider auswringend in der triefenden Bretterbude, in der im letzten Winter anscheinend die wilden Schafe gehaust haben, denn überall, selbst ganz dicht neben der alten Feuerstatt, liegen ihre Losungsballen zu Haufen herum. Wir warten und warten, ab und zu tritt einer von uns hinaus in den Nebel und Regen und beginnt zu schreien, zu rufen, zu jodeln. Alles vergebens. Wir erhalten keine Antwort. Wie könnte auch die menschliche Stimme durch solche dicht geballten Wolken hindurchdringen?

Endlich, wir sind der hellen Verzweiflung schon nahe, erscheint draußen, durch den Nebel kommend, und immer deutlicher werdend unser zäher Koch und bei seinem Anblick, weiß der Teufel, da müssen wir trotz der beinahe gefährlichen Situation laut und schallend lachen, denn der Alte versucht uns nun mit Worten, Redeschwall, Gebärden und Grimassen klarzumachen, daß unsere sämtlichen chinesischen Diener schlapp gemacht hätten, daß sie wie Betrunkene hin- und hergetaumelt und dann einfach umgekippt und zusammengebrochen wären. Auch der allergrößte Teil der eingeborenen Wasseträger sei plötzlich bergkrank geworden und könnte die Medizinhütte wohl kaum mehr erreichen, wenn sie nicht gar alle sterben müßten.

Die Situation ist also keinesfalls erfreulich zu nennen! Was bleibt uns, die wir in diesen Bergen völlig hilflos dastehen, die wir über-



dies noch nie in unserem Leben eine solch gewaltige Höhenlage erreicht haben und selbst etwas unter der dünnen Luft zu leiden beginnen, anderes übrig, als nun, da die Dunkelheit schon hereingebrochen ist, eine sich aus unseren Jägern zusammensetzende Rettungsmannschaft mit Sturmlichtern zurückzuschicken. Wir geben ihnen die strikte Weisung, daß einige der kräftigsten Träger, die sich mit Proviant und unseren Schlaffsäcken bepacken sollen, noch in dieser Nacht unter allen Umständen zu uns heraufkommen müssen. Allen anderen aber lassen wir den Befehl übermitteln, daß sie die Zelte aufschlagen und sich erst einmal gründlich ausschlafen sollen, ehe sie bei Tagesanbruch des nächsten Morgens alles daran setzen müssen, uns zu erreichen. Auf diese Weise verlieren wir, wie sich anderen Tags herausstellt, nicht einen einzigen Mann und können uns, nachdem fünf der kräftigsten Träger tatsächlich hereinkommen, gegen 11 Uhr nachts in unsere feuchten und klammigen Schlaffsäcke zu einem tiefen, wohlverdienten Schlummer verziehen.

Und nun folgen die ersten berausenden Tage zwischen Fels und Nebel in der höchsten und grandiosesten Zone unseres Forschungsraumes. Vor Tau und Tag bin ich immer schon auf den Beinen und halte Ausschau nach dem Wetter, von dem wir hier im gefährlichen Hochalpengebiet noch weit mehr abhängig sind, als in den tiefen Dschungellagen der Täler. Trotz dichten Wolkenbehanges, der uns fast tagtäglich umgibt oder überdacht, ist es hier oben über 4000 Meter tagsüber auf Grund der hohen Strahlenintensität der Sonne so heiß, daß einem bei der geringsten Anstrengung das Wasser nur so am Körper herunterläuft.

An einem Morgen, da wir das Lager schon früh verlassen haben, klettern wir ohne Weg und ohne Steg über die Halden und Alpenmatten bergan, immer hoffend und bangend, doch nur ein einziges Mal einen freien Blick zur hier beinahe lebensnotwendigen Orientierung zu erhaschen. Ein altes Glacialtal mit viel Moränenschutt und einem kleinen einsamen Bergsee nimmt uns auf. Da endlich reißt der Himmel über uns auf, und für Sekunden wird das Hochtal vom goldenen Sonnenlichte übergossen, daß auf jedem Hälmschen und allen den vielen kleinen Polsterpflanzen Millionen und Abermillionen von glitzernden Perlen erscheinen, während die hohen Gipfelmassive mit ihren Schneefeldern und Gletschern wie Diamantkronen zu uns herüberleuchten. Grandalax, jene staren großen Himmelsvögel, die Schönsten der gefiederten Sänger unseres Forschungsgebietes, die am höchsten brütende Vogelart, die es überhaupt gibt, jene azurblauen Juwelen der Schneeregion, die ihre Farbe vom Himmel selbst

geliehen haben, umschwärmen uns zu Duzenden und bilden eine Augenweide, wie man sie sich schöner nicht vorstellen kann.

Wie nun die Sonne noch greller wird und die Lichtintensität um uns noch stärker, blicke ich auf Wang, der eine merkwürdige Grimasse zieht und sich wie schwindelnd im Kreise umherschaut. Dann kraucht er zusammen und zieht einen Buckel wie die Krage, die das Wasser scheut. Auch mir ist ganz seltsam zumute! Ich beobachte das alles sehr genau und will meinen treuen Wang gerade fragen, ob er denn plötzlich krank geworden sei; doch dann folge ich seinen Blicken und weiß plötzlich, daß irgend etwas nicht stimmt, und etwas Elementares, etwas Gewaltiges passieren muß.

Am Firmamente nahe über den elfenbeinfunkelnden Gipfeln preßt sich wie ein drohendes Ungeheuer ein ganz dichtes kohlrabenschwarzes Band zusammen und verdunkelt, rasend zunehmend, schon bald den halben Himmel.

Pfeilgeschwind kommen ein paar Felsvögel (Lerva) wie von ungefähr dahergebraust, fallen wider Erwarten nur ganz wenige Meter vor uns ein und ducken sich furchtsam in den Felspalten.

Was bedeutet das alles?

Wang hat Angst und auch mir ist nicht geheuer, denn ich weiß nicht recht, was nun kommen wird, wittere nur Gefahr und ahne, daß ich mich dagegen anstemmen muß.

Mir kommt es beinahe vor, als ob die beiden Männer, die mich begleiten, der Tsau-po-Jäger und mein Wang, eine völlige Veränderung durchgemacht hätten, als ob sie Raubtiere, wilde Bestien und keine Menschen mehr wären. Auch der Träger, der seine Last zu Boden setzte, macht das gleiche verschüchterte, furchterfüllte Gesicht.

Ohne daß auch nur ein Wort gesprochen würde, sind wir plötzlich alle in Lauffschritt verfallen und streben wie in panischer Flucht einer hochaufragenden Felswand zu. Die Dunkelheit nimmt rasend zu. Plötzlich werden wir von einer Windböe beinahe in die Luft gehoben. Wir stürmen weiter, was die Muskeln hergeben. Der Schweiß läuft uns in Strömen herunter, und doch kommen wir bei den enormen Maßstäben, die diese Landschaft hat, nur unendlich langsam voran. Der Wind, der gegen uns anprallt, nimmt uns alle Kraft.

Ebenso urplötzlich wie der Sturm einsetzte, beginnt nun ein wahnsinnig dichtes Schneetreiben, so dick und undurchsichtig, daß wir in wenigen Sekunden völlig weiß sind. Augen und Ohren sind mit Schnee verstopft, die Felswand ist unseren Blicken entschwunden, wir tasten uns

nur noch langsam voran. Endlich taucht die Wand, die unsere Rettung bedeutet, ganz dicht vor uns auf; wir tappen halbblind an ihr entlang und klemmen uns dann dicht an dicht in einer Felsnische fest.

Nun sind wir in Sicherheit und lassen den ungestümen Schneesturm in seiner ganzen Elementargewalt an uns vorüberbrausen. Mit erhitzten Körpern lehnen wir gegen die tropfnassen Wände und zittern vor Kälte. Wang aber, der seine Sicherheit sofort wiedergefunden hat, schlägt Feuer, die Pfeife geht reihum, wir wischen uns den Schnee aus den Gesichtern, draußen aber fegen die Flockenwirbel fast waagrecht vorbei. 10 Minuten, im höchsten Fall aber eine Viertelstunde mag der ganze Sturm angehalten haben! Solch gestrenge Herren regieren ja zumeist nicht lange. Dann ist das Element gegangen, blendende Helle bricht in unsere Felsennische hinein, ganz langsam fallen nur noch wenige, schwere Flocken, da entschließen wir uns, die Pirsch fortzusetzen.

Fußhoch liegt der Schnee. In Strohsandalen, wie man sie im Wassulande bei Bergtouren zu tragen pflegt, stapfen wir durch das weiße, klebrige Naß, und ich möchte die Unvorsicht verfluchen, daß ich meine Bergschuhe unten im Lager ließ, denn die Zehen und Ballen, aber auch die Hacken und Fesseln, besonders an den vielen geschwollenen und vereiterten Stellen, schmerzen infam. Aber auch das geht vorüber.

Nicht ein Lebewesen, kein Tier begegnet uns. Streckten nicht die gelben, wachsfarbenen Alpenmohn- (Meconopsis-) Blüten und die himmelblauen Enziane ihre zarten Köpfechen über den kalten Schnee, so hätte man meinen können, in einer Polarlandschaft zu wandern. Nach kurzem, steilem Aufstieg bezwingen wir einen Kamm, um in das nächste weite Hochtal Einschau halten zu können.

So sind nun mal die rasenden Wechsel in dieser Landschaft der Extreme: Dort auf der anderen Passseite stehen wir plötzlich in einer blühenden Frühlingswiese. Hier hatte der Schneesturm nicht getobt, sondern war nur auf einem schmalen Streifen vorbeigezogen. Dieses Erlebnis, in der gleichen Minute von einer tief verschneiten Winterlandschaft in ein Meer von Frühlingsblüten zu tauchen, wird mir immer unvergeßlich bleiben.

Still und zufrieden lassen wir uns nieder. Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt suche ich mit dem scharfen Feldstecher die vielen zerrissenen Felsenhalden im weiten Umkreis ab und erstarre: Da steht auf mehr als Kilometerentfernung inmitten einer jener wüsten Trümmerhalden hoch wie ein Denkmal auf mächtigem Felsvorsprung ein riesiger Lakin. Golden erglänzt sein Fell. Er sichert, ohne sich durch irgendeine Be-

wegung zu verraten, in die Tiefe der Täler, als wenn er sein weites Reich überschauen wolle.

Im Nu sinken wir zusammen, kriechen auf allen Vieren in Deckung, und dann folgt eine rasende Pirsch, immer hinter Felsbrocken geduckt, springen wir voran, kriechen weiter und arbeiten uns mit aller Vorsicht bis zu dem letzten Kamm, von wo mir der Schuß gelingen muß. —

Da — ja da ist die Felsnase!

Aber zum Teufel — sie ist leer!

Nun gilt es, alle Kräfte anzuspannen.

Sollte der Takin Wind bekommen haben?

Schnell sind wir heran und finden nach kurzem Suchen die kapitale Fährte des urigen Wildrindes, die nach oben zu in ein gewaltiges Labyrinth von Felsbrocken hineinsteht. Unverzüglich folgen wir und steigen nun, meist von Fels zu Felsen springend, Hunderte von Metern bergauf, daß die Pulse fliegen. Ich bin 1 oder 2 Meter vor meinem Wang, der die geladene Büchse hinter mir trägt. Auf einmal, ganz urplötzlich fahre ich zusammen; kaum 50 Meter vor mir reckt der Takin wie ein Berggeist sein gewaltiges Haupt über eine Felszinne und äugt mich, rückwärts über seine Schulter sehend, wild an. Ich stehe wie angegossen, rühre mich nicht, strecke nur ganz langsam meine Hand nach hinten, nach meiner Büchse aus.

Aber das ist ja zum Verzweifeln! Die Büchse kommt nicht! Ich möchte kochen vor Wut, wende mich um und sehe, wie Wang mit dem Gewehr hinter mir liegt und wie Espenlaub zittert. Da fahre ich herum, entreiß ihm das Gewehr, schmeiße den Sicherungsbügel herum, und wie ich wieder aufsehe, ist alles schon vorbei.

Keuchend und bebend geht es mit äußerster Kraft an die Verfolgung, immer der Fährte nach, die nicht etwa flüchtig, sondern ganz gemächlich ziehend nach oben und immer tiefer in die tollen Felsenwirrsale hineinsteht.

Bei jedem Vorsprung, jedem hochragenden Felsen, jedem Absatz hoffen wir des königlichen Wildes ansichtig zu werden. Aber vergeblich, immer und immer wieder vergeblich.

Alle Kleidungsstücke, allen unnützen Ballast schmeiße ich hin und lasse ihn einfach liegen. Jetzt kommt's auf alles an. Ich glaube noch immer an den Erfolg, so viel Pech, nein, das kann doch nicht sein. Nur mit Hemd, Lederhose und Strohsandalen angetan folgen wir nun stundenlang bergauf. Von den Felsen geht es durch den hohen Schnee und dann mitten über eine lange Firnschneemulde hinweg, die der Takinbulle vor uns wie eine Dampfwalze durchgefegt hat. Wir aber versinken und

bleiben bis an die Hüften im tiefen brüchigen Schnee stecken. Keinen Schritt mehr kann ich weiter und muß — aufgeben.

Um uns nur Stein, nur Fels und Schnee. Der eisige Gletscherwind heult auf und pfeift höhnisch lachend an den scharf aufragenden Felsnasen vorbei und singt sein kaltes Lied durch die Kamine. Enttäuscht steigen wir wieder hinab und leben trotz des niederschmetternden Mißerfolges sofort von neuem auf, da wir 1000 Meter tiefer das hackige Eis von den bloßen Füßen schütteln können und das erste Enzianglößchen wieder in einer Felsenspalte blüht.

Eine starke Sakinherde, deren nagelfrische Fährten direkt vor der Felsenhöhle vorbeiführen, die wir uns gerade als Nachtquartier ausgesucht haben, treibt uns kurz vor Dunkelheit noch einmal über Almen und Steinhalden, durch Schnee und Nebel bis in eine Höhe von 5500 Meter. Dann bin ich endgültig am Rande meiner Kräfte. Wir verlieren die Fährten und folgen schicksalhaft ergeben wie aufs Geratewohl durch den dichten Nebel. Aber nicht genug der teuflischen Rachsucht dieser Berggeister, nicht genug der Ironie des Forscherchicksals: Da ertönt plötzlich in dichter Wolkenwand vor mir ein wiederholtes lautes Prusten, ein Schnarchen, Steineschlagen und ab poltert das ganze große Rudel. Alle Energie zusammenreißend liegt die Büchse ganz ruhig an meiner Backe, jeden Augenblick hoffe ich, einen breiten Rücken aus dem Nebel auftauchen zu sehen — aber umsonst und vergebens. Meine Büchse bleibt stumm, und die Sakins kommen ungesehen im Schutze des Nebels davon.

Wir stehen wie betäubt. Daß es noch mehr Pech an diesem einen Tage geben konnte, will mir gar nicht in den Sinn. Was bleibt mir übrig als abzusteigen — und die Zähne zusammenzubeißen und auf das nächste Mal zu hoffen.

Darauf lichtet sich der Nebel etwas und fauchend fegen die Schwaden in ihrer ganzen unpersönlichen Fremdheit an uns vorüber. Wir wenden uns, umzukehren und da, als ob der Berggott mir noch einmal und noch eindringlicher zeigen wolle, wer hier herrscht, geht auf wenige Kilometer Entfernung vor unseren Augen ein fürchterlicher Bergrutsch in die Tiefe. Die Luft dröhnt und der Boden erzittert. Es sieht so aus, als ob die ganze Bergwelt zusammenstürzen wolle, wenn man erblicken muß, wie eine lange Hangfläche unter ungeheurem Getöse lawinenhaft nach unten in unsichtbare Tiefen verschwindet. Noch lange klingt der Donner der nachstürzenden Felsmassen in meinen Ohren. Vielleicht bin ich zu müde, zu angespannt, zu geschlagen, um die Situation voll würdigen zu können. Doch stehe ich völlig bewußt unter dem Eindruck dieses gewaltigen Natur-

ereignisses, das für mich nichts mehr und nichts weniger als Symbol ist und bleibt. Wenn ich mich jetzt auch nicht wehren kann, so schwöre ich mir doch, alles daranzusetzen, um aus diesen Bergen als Sieger hervorzugehen. Wang, der meine innere Bewegung wohl als plötzliche Bestürzung oder gar Furcht deutet, lacht wie immer in solchen Fällen über sein breites, scharf geschnittenes Mongolengesicht.

Noch weitere acht Tage jagen Wang und ich über die Höhen des großen Wassuschneegebirges, des Schien-liang-schan. Es gibt noch manche erhebende Stunde und manche tiefe Depression, denn einen Takin bekommen wir nicht. Einmal geht uns fern vom Hauptlager, das noch immer in der Nähe der Baumgrenze an der Medizinhütte steht, der gesamte Proviant zu Ende, so daß wir uns nicht anders zu helfen wissen, als nur vom rohen und halb gerösteten Wildbret der Blauschafe zu leben, und da wir hier oben auf den Ulmenmatten keinerlei zusagende Wildgemüse finden, so wird der Panseninhalt von Blauschafen in unserer Not zu einer schmackhaften Gemüsesuppe zusammengekocht.

Ein andermal dämmert ein sonnenklarer Morgen über der Majestät der Hochalpen herauf, und voller Freude eilt der Ruf durchs Lager: „Kan-de-tau, Kan-de-tau“ — klare Sicht! Da lockt mich ein langgezogener, lauter, rein und voll ertönder Flönton aus dem warmen Bettsack hervor. Hoch über dem Lager blockt als scharfe Silhouette sich frei gegen den Himmel abhebend, ein auerhahngroßer Vogel auf dem Fels, ein Glanzhahn, der mit lautem Warnschrei plötzlich in die Tiefe einer Schlucht dem schon wieder heraufwallenden Nebelmeere entgegenstreicht. Höher noch aber ziehen ein paar Blauschafe ihren sonnenbeschiedenen Wechsel an der Felswand entlang. Unschlüssig, was zu beginnen sei, beobachte ich die große Landschaft um mich her, bis ich in der weiteren Umgebung des Lagers drei köstlich schimmernde Glanzhähne, die Königsvögel der Hochalpenwelt, ausmachen kann. Mit tief hängenden Schwingen und leicht gefächertem Stoß stehen die herrlichen, balzenden Hähne auf den sonnenübergossenen Felszinnen und lassen ihre unwahrscheinliche Pracht im Strahl der Morgen Sonne wie funkelnde Edelsteine aufleuchten. Das Gold und Purpur des Halses und der weiße silberglänzende Unterrücken stechen brillant gegen das Smaragdgrün, Azurblau und tiefe Purpurrot des übrigen Gefieders ab.

Es folgt eine stundenlange, mühselige Pirsch, bis uns die Nebelfrauen wieder umgarnen und grau in grau an uns vorüberziehen. Dolan ist die Hänge von einer anderen Seite angegangen. Da bringt der scharfe Widerhall eines Schusses Leben in uns. Wir verlassen unseren

Stand und steigen in der Richtung des Knalles nach. In einer steil abfallenden Klippe kommt Dolan, der plötzlich auftaucht und seinem geschossenen Hahn meisterhaft nachgestiegen ist, unmöglich weiter; deshalb dirigiert er uns von oben, bis wir die Federrutschbahn des abgestürzten schweren Vogels gefunden haben und nun weiter nach unten steigen. Im Augenblick nun, wo Wang einsieht, daß wir diesen, unseren ersten Glanzfasan, den nicht sein Herr, sondern eben Dolan geschossen hat, mit Sicherheit finden werden, raunt er mir rasch zu: „Schieß doch einfach in die Luft hinein, und wenn wir den Vogel gefunden haben, sagen wir Dolan, daß Du ihn geschossen hast!“ — Später haben Dolan und ich noch lange über meinen guten Wang gelacht, dessen ergebene Treue und Wohlwollen mir gegenüber einfach keine Grenzen kannte. Aberdies wirft diese kleine Begebenheit ein typisches und bezeichnendes Licht auf die Mentalität der Asiaten.

Leider ist Dolans erster Glanzhahn, den wir nun bald finden, durch den furchtbaren Absturz völlig unansehnlich geworden und scheint wie gerupft zu sein.

Wieder trennen wir uns und pirschen auf getrennten Wegen dicht oberhalb der nahen Baumgrenze entlang, bis ein anderer Hahn von irgendwoher aus dem Nebel herüberlockt. Da nehmen wir Deckung und Wang ahmt, auf zwei Fingern pfeisend, die Stimme des balzenden Glanzhahnes so naturgetreu nach, daß wir bald schon Antwort erhalten. Noch einmal pfeift Wang den melodischen Pfiff, und im gleichen Augenblick erscheint senkrecht unter uns eine Henne und gleich darauf ein prächtiger Hahn in voller Balzstellung. Beide königlichen Vögel trippeln mit hochgehobenem Kopf auf einer Felsplatte hin und her, da nehme ich den Hahn ganz ruhig ins Zielfernrohr, komme auf dem Flügelbug ab und ziehe ruhig durch. Der Hahn macht auf den Schuß einen mächtigen Luftsprung und verschwindet laufend um eine Felsecke, während die Henne davonstreicht. Nach etwa zehn Minuten haben wir den Anschuß erreicht, und dann finden wir den herrlichen Vogel, der in allen nur erdenklichen Farben glänzt. Vorsichtig pirschen wir weiter, von Schlucht zu Schlucht, schauen über die Zackigen Kämme, ahmen den Balzruf der Glanzhähne nach und erleben noch manch köstlichen Augenblick bei der Jagd auf diesen hoheitsvollen „Auerhahn“ der ostasiatischen Schneeberge. In der Tat ist das Glanzhuhn, das kann ich wohl mit Recht behaupten, das edelste und zugleich schönste Jagdgeschloß, das ich bis zum heutigen Tage je gejagt habe.

Durch das unerhörte Waidmannsheil Weigolds, dem es gelingt, mit nur acht Kugeln sieben starke Blauschafe auf die Decke zu legen, finden die erlebnisreichen Tage im Hochalpengebiet des Wastulandes einen würdigen und durchaus erfolgreichen Abschluß.

Meinen ersten kapitalen Takinbullen aber erlegte ich auf folgende Weise: Wir stecken tief im Bambusmeer. So dicht schließen die Dschungelmauern um uns, daß wir kaum einen Meter weit vor uns sehen können, denn die hohen, sparrigen Rhododendronkronen und die gigantischen Schirmsichten, die über dem Urwald aufragen, lassen nur spärliches Licht hindurchfallen. Langsam steigen wir der Baumgrenze entgegen mitten hinein ins Wunderland des Takins, dem mein größtes Hoffen gilt. Noch umgibt uns berauschende, dichte Vegetation. — Durch farbübergossene Alpenrosenwälder verfolgen wir die urige Trittspur eines jener goldenen Kinder — und im Firnenglanz über uns locken die Schneeberge. An einem lichten Windbruch halten wir an und entdecken rundum eine Unmenge von Zeichen des mächtigen Bullen, der, ein alter, starker Einzelgänger, hierhin, wo die Krautvegetation üppiger wächst, öfters zur Alung zu kommen scheint. Starke Rhododendronbäume am Rande der Dickung hat der eigenwillige Bulle völlig zerschlagen, ja, sie zum Teil wie Streichhölzer geknickt und zu Boden gestampft, während die Erde, rundum aufgewühlt, Zeugnis gibt von der ungestümen Kraft, die hier ausgelassen wurde. In aller Stille gehe ich sofort daran, mir einen Ansitzplatz für die kommende Nacht zu bauen, während Wang, der schon lange gelernt hat, mit einem Reißglas umzugehen, unterdessen Wacht und Umschau hält.

Wie von der Tarantel gestochen kommt der Jäger plötzlich auf mich zu, stößt mich an und flüstert: „Bambusbär“. Aufgeregt deutet er auf die gegenüberliegende Dschungelwand, wo auf etwa 300 Meter Entfernung soeben ein, wie auch mir scheint, gelblichweißer, vom Dickicht halb verdeckter langer Strich, von der Steinhalde hinweg wieder im Dschungel verschwindet. Ohne mich zu besinnen, jage ich einen Schnappschuß hinüber auf die andere Seite, wage aber bei der Geschwindigkeit, mit der alles geschehen mußte, an einen Treffer gar nicht zu glauben und schickte deshalb wutbebend über das anscheinende Mißgeschick meinen Wang zum Anschuß hinauf, während ich selbst hierbleiben will, um den Jäger in die genaue Richtung zu dirigieren.

Naturkinder haben oft etwas im Gefühl, was wir Zivilisationsmenschen nicht begreifen können und was uns immer ein Rätsel bleiben wird. Nachdem Wang kaum ein paar Minuten verschwunden ist, kehrt er mit bittender Miene zu mir zurück und fleht mich nun förmlich



an, mit ihm zu kommen. Er sagt mir, das Tier könne doch verwundet sein und würde ihn dann sicher angreifen; er habe doch keine Waffe und deshalb solle ich ihn begleiten.

Aber ich lache den Jäger nur aus, gebe ihm noch einmal meine Weisung und schicke ihn energisch zum Anschuß hinüber. Wang geht, wird unschlüssig, bleibt wieder stehen und kommt trotz meines Befehles noch einmal zurück. Er hat Tränen in den Augen. Ich weiß nicht, was das alles bedeuten soll, frage auch nicht mehr lange, schultere meine Büchse und gehe mit ihm, — ich soll es nicht zu bereuen haben.

Wohl eine Viertelstunde klettern wir eine steile Halbe hinauf und fangen dann an, Stein für Stein, Blatt um Blatt zu betrachten und umzuwenden. Denn hier muß die Stelle sein, wo das Wild die Steinalbe überquerte. Wang, der etwa 20 Schritt vorausgeklettert ist, bückt sich auf einmal, hebt hastig etwas auf und verschwindet auf allen Vieren kragelnd und kriechend mit ungeahnter Geschwindigkeit, wie ein Schweißhund, im Dschungel. Ich entsichere meine Büchse, suche festen Stand, da hebt auch schon ein wüstes, unartikuliertes Schnauben an, ein lautes Krachen von dürrem Bambus und alten Rhododendronstämmen, — und mit vorgequollenen, angst erfüllten Augen kommt mein Jäger förmlich aus dem Dickicht heraus auf mich zugeflogen. Ihm folgt ein riesiger Takin mit gesenktem Gehörn. Wie der Jäger mich sieht, wirft er sich augenblicklich zu Boden und rollt mir entgegen, und da der Takin mich eräugt, stutzt er und hält im Angriff inne.

Fast senkrecht über mir steht nun mit stolz erhobnem Haupte das große, wilde Tier, für das es nur eines gibt: Tod und Vernichtung seinem Feinde! „Schieß — schieß!“, ruft mein bebender Jäger, und ruhig steht der tödliche Zielstachel mitten auf dem riesigen Körper des Takins. Ich selbst bin ganz kalt und genieße diesen herrlichen Augenblick, solange ich kann. — Erst, da sich das massige Gehörn zum erneuten Angriff senkt, bricht mein Schuß — und mit ihm der Takin. Aber — er rollt mir entgegen, will vorn wieder hoch, kommt völlig auf die Läufe und nimmt mich an. Nun ist die Sache bedenklicher. Auf nur einen Meter setze ich ihm die dritte Kugel ins Genick, wie er gerade zum Stoß ausholen will. Mit gewaltigem Schlag, der die Steinalbe in Bewegung bringt, sinkt das schwere Tier augenblicklich zusammen.

Da liegt er — aber noch habe ich die köstliche Beute nicht ganz gewonnen. Da ich im wilden Aufruhr von Freude und Weidlust das schwere, stark bewehrte Haupt emporheben will, geht ein letztes Bittern über die goldene Decke und den mächtigen Körper — die Steinalbe

kommt in Bewegung — und polternd saust der Takin zu seiner letzten grausigen Fahrt in die Tiefe. Mächtige Steinblöcke reißt der tote Takin auf der 300 Meter langen Rutschbahn mit sich. Um und um geht's! Wir stehen wie erstarrt. Die Trophäe des gewaltigen Takinbüllens scheint verloren. Nur ein blutig zerschlagenes Etwas werden wir da unten vorfinden — dann aber stürzen wir hinter dem Steinschlag her, der mit unverminderter Stoßkraft und Hestigkeit noch immer im Rutschen und Schlagen ist. Kaum eine Minute mag's gedauert haben, dann stehen wir vor der Beute.

Sauber und, wie es scheint, gänzlich unberührt liegt das köstliche, goldgelbe Tier auf grünem Moos gebettet, als ob er sich dort selbst zur letzten Ruhe niedergetan habe, als ob alles, die aufregende Jagd und die fürchterliche Rutschbahn nur ein Traum gewesen seien. Das goldene, schwarz gezeichnete, seltene Wild, dem ich nun die Totenwache halte, mutet mit seinem büffelähnlichen Aeußeren in der wilden Umgebung nur noch vorsintflutlicher an, als ich mir das Erscheinungsbild dieses Tieres in meinen Traumbildern ausgemalt hatte.

Später sind 10 Kulis nötig, um allein den abgehäuteten, fast 8 Zentner schweren Körper zum Lager abzutransportieren; am schwersten aber haben die beiden Träger zu schleppen, die Kopf und Decke zu tragen haben.

Am Abend sitzen wir dann im Freien und lassen siegestrunken die ganze Lagerromantik auf uns einwirken. Die Träger haben sich fünf kleine, kreisrunde Bambuswigwams gebaut — und vor jedem flackert lustig hell ein Lagerfeuer. Die gebückten Gestalten rösten sich Takin-  
fleisch am Spieß, und die rotwiderspiegelnden Mongolengesichter im Verein mit den im aufflackernden Feuer laut knallenden Bambusrohren versehen uns in eine vorweltliche Stimmung der unbedingten Abgeschlossenheit, in die Stimmung der Wildnis.

Nicht ein Stück vom Takin bleibt ungeessen. Selbst die Därme waschen unsere Träger aus und verzehren sie; dann kommt der Pansen daran, und erst nachdem diese Suppe, die mit Wildgemüse gut gewürzt ist, nach einer Viertelstunde verschlungen ist, werden Wildbret und Knochen der Beute verteilt. Das Fleisch aber wird in lange Streifen geschnitten und zu Bündeln geordnet an den Siebeln der kleinen Burgen, wo die Hitze des Feuers sich im Blätterdach des Wigwams verfängt, getrocknet. Die Fleischstöpfe sind wieder einmal gefüllt.

Wochen der herauschendsten Bergerlebnisse, ausgefüllt von romantischen wilden Jagdfahrten auf der Fährte des uralten goldenen

Kindes, haben wir nun im schönen Wassulande zugebracht, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, den Bambusbären, um dessentwillen wir in dieses wilde Bergland eingedrungen sind, zu erbeuten. Zwar haben wir hier und dort die seltsamsten Erlebnisse mit diesem sagenumwobenen, schwarzweißen, bärenähnlichen Raubtiere gehabt, ohne daß es uns jemals geglückt wäre, diesen Höhenbewohner unter den seltensten Wildtieren der übersteilen Bambusdschungel einmal auf weidgerechte Entfernung vor die Büchse zu bekommen. Obwohl uns die Erlegung eines Bambusbären, den wir als das Goldene Vließ, gewissermaßen als die Krone der Expedition betrachten, bisher nicht geglückt ist, möchte ich die verschiedensten Erlebnisse bis zum endgültigen Siege und ersten großen Triumph der Expedition zusammenhängend berichten.

Düsterschwere Wolkenballen sind von Süden her hereingebrochen und haben die firnfunkelnden Bergspitzen des Hochgebirges seit Tagen umnebelt. In den tiefen Tälern aber hat sich die ungestüme Macht der zwischen hängenden Dschungelmauern ungestüm dahingischtenden Bergflüsse noch vervielfacht, denn mit den Wolken, die von Süden kamen, ist der Sommermonsun hereingebrochen und hat die Schleusen des Himmels geöffnet. Seit vielen Tagen prasselt der Regen noch stärker als je zuvor auf die Dächer unserer Zelte und einsamen Behausungen nieder; nachts aber werden wahre Wolkenbrüche entfesselt, so daß es am darauffolgenden Tage unmöglich ist, die Fährte eines Wildes des Dschungels zu halten oder ihr bis zum Tageseinstand des Tieres zu folgen. In der regennassen Einsamkeit, wenn alle Kleider feucht und klamm am frierenden Körper zu haften scheinen, überdauern wir manchen Tag im Trübsinn dahin, ohne auch nur die geringste Möglichkeit an eine erfolgversprechende Jagd zu haben. Trotzdem kenne ich nicht eine einzige Rast- oder Ruhepause, mit verbissener Energie krieche ich Tag für Tag durch die naßkalten Dschungel, bis mir der Schweiß aus den Poren tritt und ich dankbar bin, die eine oder andere für unsere Sammlung neue Vogelart mit ins Lager zurückzubringen. Oft hat es den Anschein, als ob der klatschende Regen und die nieselnden Nebelwolken, die uns wie böse Gespenster umgarnen, die leuchtend frohen Farben der Rhododendronblüten für immer ausgelöscht habe. Dann befällt mich der Mißmut. Ich verdamme die Regenzeit. Hoffend und bangend blickt man dann immer wieder zum bleischwer verhangenen Himmel empor und beobachtet mit stets wachsamem Auge die über dem Bergriesen dahinziehenden Wolkengeschwader, als ob es einmal aufreißen, einmal wieder licht werden müsse. Ich wünsche mir Flügel, fliegen

möchte ich dahinauf, wo über den Wolken der eberne Sonnenschein Sieger bleibt, aber dann kriech' ich klagend wieder zum Lager zurück. Es gießt ohne Pause, und die Ledergarnitur, die ich trage, hat dreibis vierfaches Gewicht, von all dem Wasser, das sie aufgesogen hat. Als unangenehmste Beigabe dieser harten Tage des hereinbrechenden Monsuns machen sich in einigen Schluchten und Dschungelhängen die Landblutegel bemerkbar, die durch alle Maschen der Kleidung hindurchdringen, um uns das Blut, das wir gerade jetzt in dieser wilden Bergnatur so nötig haben, wegzusaugen. In dichten Kränzen sitzt das vollgesogene, blutgierige Gezücht an beiden Knöcheln und hinterläßt Wunden, die noch stundenlang nachher das Blut herausickern lassen. Mit ihren harten, sägeartigen Mundwerkzeugen fressen sich die Biester in die Haut hinein und spritzen ein Gift, das die Blutgerinnung unterbindet, in das Gewebe der Unterhaut, daß die zurückbleibenden Anschwellungen sich zu gefährlichen Eiterbeulen auswachsen. Geradezu fürchterlich werden die blutsaugenden, pfriemenähnlichen, aalglatten, schwarzen Würmer erst dann, wenn man sich an den eisenharten Lianenschlingen und den Dolchspitzen abgestorbener Bambusschossen gerissen hat und die Egel, vom Geruch des Blutes angelockt, gleich darauf die Wunden in dichten prallen Kränzen bedecken, so daß die Füße manchmal einfach schwarz erscheinen. Selbst in den Zelten lassen uns die Quälgeister nicht in Ruhe und bereiten uns viel Kummer und Sorgen, da die Fußvereiterungen kein Ende nehmen wollen.

Wenn es die wenigen klaren und regensfreien Tage zulassen, bin ich schon vor Tagesgrauen auf den Beinen und steige oft tausend Meter und mehr durch die verworrenen Dschungel hinan, um dem königlichen Wilde nachzujagen.

Die Vegetation ist so üppig, die immer grünen Hänge und wuchtenden Steildschungel entfalten eine solche Fülle und Formenmannigfaltigkeit an stets aufs neue sich dehnenden Knospen, daß man schier an Wunder glauben könnte. Gestern noch schien alles, was an duftigen Blüten vorhanden war, im Regen ertrunken und im bleischweren Nebelgehänge erloschen, heute aber, da die Sonne für wenige Stunden wieder leuchtend und schimmernd durch die Wolkendecke hindurchbricht, wimmelt es von Insekten und riesenhaften in den buntesten Farben schimmernden tropischen Schwalbenschwanzarten, und die Steilhänge sind ganz erfüllt von dem berausenden Duft einer kleinblütigen weißen Wildrose. Da blühen in wirrem Durcheinander lichtblaue und tiefamethystfarbene Schwertlilien, bauschige, riesengroße Schneebälle, purpurrote Kamelien, rosafarbene

Pfingstrosen, zarte braungrüne, rotabgesetzte, wachsfeine Frauenschuhorchideen, eine Unzahl von Clematis, Spiräen, Epiphyten und daneben eingestreut auch noch große dunkelrot blühende Rosen; wilder Rhabarber wuchert hier in seiner Heimat in dichten Stauden, daß man sich oft mit dem Haumesser hindurcharbeiten muß.

Mit unwiderstehlicher Gewalt aber zieht es mich höher hinauf in die Region der riesigen kornfeldähnlichen Bambusdschungel, die das eigentliche Ziel meiner alltäglichen Klettertouren darstellen. Zu meinem Schrecken aber muß ich bemerken, daß sich dort oben, wie schon während der Tage zuvor, die dichten Nebel zusammenbrauen und sich zu einer feuchten, weichen, undurchsichtigen Mauer zusammenschließen. Nach Atem ringend, prustend und keuchend, kriechend, rutschend und auf den Knien liegend, biege ich schweißgebadet die zähen Hölzer auseinander, ein Klimmzug löst den anderen ab, bis die Bambusregion endlich erreicht ist. Nun wird das Spiel und das zähe verbissene Gefecht gegen die dichtschießenden, etwa acht Meter hohen, oft daumendicken Bambusstengel fortgesetzt; es ist ein mühseliger, langwieriger und Kräfte raubender Kampf, ein beinahe aussichtsloses Unterfangen, denn wenn ich hier berichte, daß ich fast eine halbe Stunde brauchte, um nur hundert Meter vorwärts zu kommen, so wird mancher wohl glauben, es sei das weitaus beste gewesen, die Flinte ins Korn zu werfen und die Biologie des Bambusbären einen anderen fanatischeren erforschen zu lassen. Das steile Riesenkorfeld der fahlgrauen, säulenartig sich zu wahren Domgängen vereinigenden Bambusstengel schließt das wüste Dschungel über mir und läßt das vom feuchten Nebel gedämpft erscheinende Licht nur in spärlich langen Strahlenbündeln in die nun wieder triefend nasse Wildnis fallen. Höher und höher winde ich mich hinauf und bringe langsam in eine der überwältigendsten Vegetationszonen der subtropischen Urwaldregionen ein. Es ist dies die immerfeuchte, wildwuchernde Kampfzone zwischen den Elementen der tropisch heißen, tiefen Täler und der subalpinen kühl gemäßigten Bergregion, wo 40—50 Zentimeter dicke Alpenrosenstämme wie ineinanderverschlungene Riesenschlangen, verschroben und gedreht in teuflischer Wirrnis durch die lichter werdenden Bambusdschungel kriechen, wo von wehenden, meterlangen Fahnen der Bartflechten grimmig überhangene Riesensichten das schier undurchdringlich anmutende Urwald Dickicht mit gewaltigen Schirmhauben überschatten. Gestürzte oder halb zusammengesunkene Baumleichen und verfaulte Stämme liegen über tiefen Abgründen, und alles ist überzogen mit einem feingewobenen Teppich von unzähligen Flechtenarten und feingliedrigen Mooswäldchen, die den

brennenden Füßen Abkühlung bringen und die langersehnte Milderung wie ein von Wasser vollgesogener Plüschbehang.

Hier kommt man sich selbst nur vor wie ein kriechendes Insekt, da vermutet man Kobolde, Gnomen und Elfen, die zwischen Wurzeln und Flechtwerk ein heimlich stilles Leben führen. Jeder Ast, der unter meinen leisen Sohlen bricht, jagt mir einen Schrecken ein, jeder Dschungeloogel, der mit gellendem Warnschrei durch die modernde Wildnis davonschwirrt, läßt mich unwillkürlich zusammenfahren, und so pirsche ich, alle Nerven und Sinne bis zum äußersten gespannt, so lautlos das halbsbrecherische Gelände es eben erlaubt, vorwärts, voraus, tiefer und tiefer hinein.

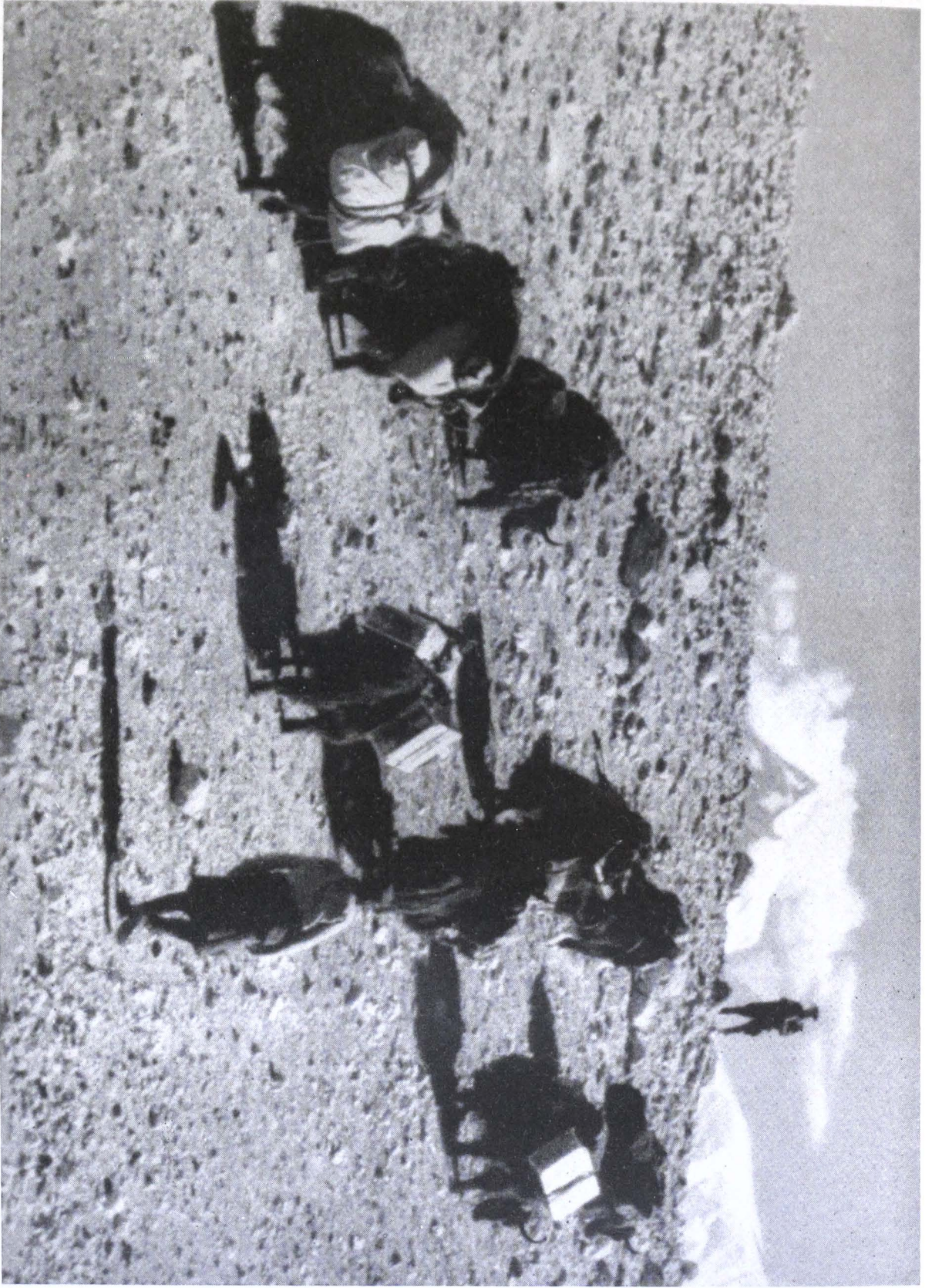
Mit einem Male stuze ich, stehe vor einem hohlen, mächtigen Baumstamm und durch das Bambusgewirr schimmert etwas Längliches, Helles: Faustgroße, eiförmige Klumpen pflanzlichen Stoffes. Ich springe näher heran, lasse mich nieder und halte diese merkwürdigen, einen säuerlichen Geruch ausströmenden, zäh zusammenbackenden Klumpen in meiner Hand. Obwohl ich dergleichen nie gesehen habe, so kann es doch von nun an keinen Zweifel mehr daran geben, daß diese Exkremente — und solche müssen es unzweifelhaft sein — nur vom großen Panda stammen können, von unserem Sagentier, dem Bambusbären, dem all mein Hoffen gilt, den ich suchen werde und den ich finden muß. Glückselige Augenblicke sind das: Zum ersten Male im Leben den handgreiflichen Beweis vom Vorhandensein des Käseftieres vor Augen zu haben! Wieviele Monate hatte uns allen dieses Tier doch im Gehirn herumgespußt, wieviel bange Zweifel waren ausgesprochen worden, wie oft war ich von Professoren in der Heimat gewarnt worden, als sie mir sagten und rieten, nicht alles auf eine Karte zu setzen, aber ich war hart geblieben und hatte auf die Frage, die mir so oft gestellt worden war, immer wieder geantwortet, „daß das Auffinden und die Erlegung des weißen Sagenbären das Hauptziel der Expedition sein sollte“. Nun bin ich ganz sicher, denn mein jagdlicher Instinkt sagt mir, daß ich ihn bekommen muß, mag's biegen oder brechen, jetzt heißt es nur durchhalten und mit Zähigkeit an der großen Aufgabe bleiben. Dann wird es schon klappen.

Dann aber gibt's kein Halten mehr, durch einen tunnelartigen Wechsel kriechen ich in gebückter Haltung oft minutenlang verharrend und in die schweigende Wildnis hineinhorchend, Stunden um Stunden. Ich entdecke im Wust von Bambus und Lianen eine Reihe von Bißstellen, wo der Bär den eisenharten Bambus zerknackt und mit seinem hochspezialisierten Mahlgebiß zerrieben hat. Die Tatsache,



Pferd am Bambusseil

2) Auffahrt auf dem Sitarj





daß der Bär als reiner Bambusfresser bei dem Zellulose-reichtum seiner Futterpflanze viel Nahrung zu sich nehmen muß und entsprechend auch eine unnatürlich große Zahl von Kotballen von sich gibt, die ich in alter und vertrockneter Form und Beschaffenheit überall in diesem Gebiete auffinde, erleichtert die Beobachtung über das mutmaßliche Verhalten des geheimnisvollen Tieres. Mich dünkt schon jetzt, und später sollte sich diese Vermutung noch oft bestätigen lassen, daß der Bambusbär ein streitsüchtiges, einsam lebendes Tier ist, das abgesehen von der Paarungszeit jeden Nebenbuhler seiner eigenen Art nach Möglichkeit aus dem Felde schlägt. Anscheinend besitzt jeder Bär im unzugänglichen und wildesten Teile seines wachsam verteidigten Revieres eine Art Lieblingsgebiet, in dem er sich vorzugsweise aufhält. Zudem finde ich nach stundenlangem Suchen teils in Felshöhlen, teils in hohlen, muffig riechenden Baumstämmen oder auch in dem Wust von lianenschlungenen, gefallen und halb verrotteten Astgewirr regelrechte Lagerstätten, und weil diese Zustände meist an besonders exponierten Punkten auf kleinen Kämmen angebracht sind, so nenne ich sie „Burgen“. Aber man könnte sie auch Kessel heißen, da Laub und Bambusblätter fein säuberlich zusammengetragen eine beinahe trockene Schlafunterlage bieten. So fällt es gar nicht schwer, auf den mit Losung überhäufteten Wechsellern von Burg zu Burg hindurchzukriechen und ich kann mich schon jetzt des Eindruckes nicht erwehren, daß der Bär seine Wege planmäßig, tunnelartig verborgen unter dem Meer des steilen Bambusdschungels dahintrottet. Aber ich befürchte, daß das merkwürdige Tier nur ausgesprochen nächtliche Gewohnheiten hat und tagsüber irgendwo im Labyrinth seines unzugänglichen Lebensraumes schläft. Auch fällt mir auf, daß Bambusbisstellern, also sozusagen Weideplätze des pflanzenfressenden Bären in der Höhe, in der ich die ersten Burgen des Tieres entdeckte, verhältnismäßig selten zu sein scheinen; ohne Zweifel liegen sie in tieferen Regionen, in denen die wachsende Kraft stärker und der Bambuswuchs jünger und schmackhafter ist als in der „Kampfzone“ mit ihrem kühl gemäßigten Klima hier oben. Nächlicherweile zieht der Bär dann auf behaarten, weichen Sohlen den tiefer gelegenen Regionen zu, um dort zu weiden oder sich auch mit seinen Stammesgenossen ein Stelldichein zu geben. Ganz sicher zieht der Bär die jungen und saftigen Bambusschößlinge den verholzten Stengeln vor; die Hauptmasse seiner Nahrung aber besteht, wie ich mich heute und an noch vielen anderen Tagen vergewissern kann, aus den grünen, fingerdicken und steinharten Bambusstengeln. Mit seinem starken Mahlgebiß ist der Bär imstande, die bis zu 8 Meter langen Stengel

etwa 20 oder 40 Zentimeter hoch über dem Boden abzubeißen, um dann den mittleren Teil bis zum Ansatz der Blätter Stück für Stück zu zermalmen, während er den unteren und noch härteren Teil regelmäßig verschmäht. Es dauert lange, bis ich auch solche Bißstellen, auf allen Vieren mich durch den Wald von Bambusstengeln quälend, gefunden habe. Sie liegen einsam mitten im Dschungel und sind meist nicht größer als 1—2 Quadratmeter, wo dann vielleicht 15—20 Stengel abgebissen sind und die nicht gefressenen Teile den Boden rundum bedecken.

Viel leichter dagegen ist es, dem Wechsel des Bären durch den Steildschungel zu folgen, da die intensive Verdauungstätigkeit des auch in dieser Hinsicht mehr als eigenartigen Tieres ihre Spuren in den schon erwähnten mächtig großen Kotballen hinterläßt. So erstaunlich es klingen mag, so ist es doch eine Tatsache, daß ein voll erwachsener Bambusbär innerhalb von wenigen Stunden 50—70 Kotballen zu hinterlassen imstande ist. Viel Zeit vergeht so im beschaulichen Ausspionieren der einsamen Gewohnheiten des rätselhaften Tieres. Bleistiftdünn und doch so eisenfeste Lianen, daß ich sie unter Anspannung aller meiner Kräfte nicht zerreißen kann, versperrten mir den Weg fast vollständig. — Ich bleibe hängen, verliere das Gleichgewicht — stürze vornüber — und bleibe schließlich in feuchtes Moos gebettet völlig erschöpft liegen.

Der Stand der Sonne, nur zu erkennen an den hellen Nebelfahnen, die von der Hauptmasse der Wolken abgespalten durch die schroffen Kamine über mir blasen, hat ihren Kulminationspunkt längst überschritten. Mich fröstelt, kleine Schauer laufen mir über den Rücken, und ich muß mich erinnern, daß ich seit dem frühen Morgen keine Nahrung mehr zu mir genommen habe. Dazu dämmert mir die ängstliche Erkenntnis, daß der Abstieg ebenso lang und beschwerlich sein wird, wie es der Aufstieg in den Vormittagsstunden gewesen ist.

Die Nebelfrauen fangen nun auch an wie dichte Wattebüsche, hin- und hertanzend, mich zu umgarnen. Immer dichter ziehen sich die langen, weißen Schwaden zusammen. Lange wird es nicht mehr hell sein!

Ein leises Rascheln ertönt von irgendwo her. Gespannt lausche ich auf und vernehme leise Schritte, und da erkenne ich schon den beschopften, haushuhn großen Vogel, der mit seinem grün überhauchten, mattrot abgesetzten Federkleid so recht in diese regenfeuchte Landschaft der gedämpften Farben hineinpaßt. Wie ein Gnom schreitet das schmucke Tier mit seinen feuerroten Beinen über einen gestürzten Baumstamm,

— schüttelt sich — zum letzten Male — dann wirft ihn mein Schuß von hoher Warte hinunter ins weiche Moos.

Wenn keinen Bambusbären heute, dann eben einen Blutfasan, der uns auch noch in der zoologischen Sammlung fehlt, denke ich mir und werde auffallend schnell nüchtern. Wo bin ich eigentlich? — In einem Revier, wo es Bambusbären gibt, das ist sicher — etwa 1000 Meter hoch über unserem Lager, aber im übrigen ist jegliche Orientierungsmöglichkeit durch die immer tiefer sinkenden Nebelmassen unmöglich geworden. Es dämmt schon stark, und in wenigen Minuten wird hier oben die Finsternis ihren Einzug halten. So verlasse ich mich auf meinen Briestaubensinn, schöpfe noch ein paarmal tief Atem und renne los, abwärts so rasch und ungestüm, wie es die schlüpfrigen Steinhänge, die dicht schließenden Dschungel und der kostbare Fasan, der nicht verletzt werden darf, eben zulassen. Nach einer halben Stunde hat sich die Nacht über das Engtal hinabgesenkt; im Dunkel häufig stolpernd und fallend ist es mir endlich wie eine Erlösung, da tief unter mir das Licht des Lagers einer alten, einsam stehenden Wassuburg heraufleuchtet. Ich beiße die Zähne zusammen — noch eine halbe Stunde heißt es durchhalten, dann endlich erreiche ich meine Kameraden, die mit dem Nachtmahl auf mich gewartet haben, und denen der heutige Rasttag beinahe ebensoviel Siegesbewußtsein eingeflößt hat, wie mir das Kraxeln in den Bergen der Bambusbärenheimat. Wie ich dann aber die getrockneten Bambusbärenzeichen, von denen ich mir vorsorglich die Taschen voll gestopft hatte, als erfolgsverheißende corpus delicti hervorbringe, da kennt unsere Begeisterung keine Grenzen, und wir gehen im Überschwang unserer Gefühle so weit, uns den Tag des Sieges schon im Geiste auszumalen.

Eines Nachts war hoch auf den Bergen glitzernder Neuschnee gefallen, und da die Sonne hinter dem zackigen Felsmassiv hochkommt, läßt sie einen goldenen Märchentag erstehen, mit weißleuchtenden Zinnen und verschneiten Alpenrosenblüten in den Hochregionen — und lustigem Vogelsang in den tauglitzernden Büschen und Bäumen tief unten im Tal. Die Natur scheint zu jauchzen — pfeilgeschwinde, große tropische Alpensegler jagen falkengleich durch die Lüfte —, Fasanen locken rundum, und wieder überqueren wir den brausenden Fluß, über den nur ein morscher Baumstamm, in die immer wachsende, ewig sich erneuernde Wildnis hinüberführt. Wir treten in die in den Stamm hineingeschlagenen Kerben, balancieren mit den Gewehren, stützen uns gegen die überhängenden Felsen und steigen, das Lager verlegend, höher in das Talsystem hinein. Willig

schleppen unsere eingeborenen Träger ihre Lasten hinauf über die morschen Brücken hinweg. — Manchmal führt der Weg, einem Saumpfade gleich, zwischen gähnendem Schrunde und himmelansteigenden Felsen, über schützende Baumstämme hinweg — talauf —, begleitet immer vom brausenden Wasser, das von Kaskade zu Kaskade in die Tiefe fällt. Auch an den gefährlichsten Stellen haben wir Glück, die Baumstämme halten das Gewicht der Belastung aus, und so kommen auch unsere schwersten Lasten und alle unsere Träger mit heiler Haut hinüber. — Den ganzen Tag geht es bergan.

Die Anstiege sind oft so steil, daß es uns das Wasser aus den Poren treibt, und als ich endlich im Abenddämmern weit weg vom rasch errichteten Lager in der Wildnis sitze, um auf ein paar seltene Vögel zu passen, da kommt mir alles so unwahrscheinlich vor, daß ich glauben möchte, in eine andere Welt versetzt zu sein. — Leise rieselt das Wasser, — es gluckst und quillt unter dem Baumstumpf, auf dem ich sitze und der mir als Unterlage für mein Tagebuch dient, in das ich nun die berausenden Erlebnisse des Tages mit klammen Fingern in nüchternen Buchstaben zu Papier zu bringen versuche. Mein Jäger Wang, der Getreue, hockt wie ein großer Menschenaffe neben mir und schaut verwundert — er kann anscheinend ganz und gar nicht begreifen, daß es Menschen gibt, die über die wilde Landschaft, die seine Heimat ist, und damit das Natürlichste auf Erden, genaue Aufzeichnungen machen. Bedächtig stopft er seine lange Bambuspfeife, schlägt sich Feuer und schmaucht, lange Rauchfahnen vor sich hin blasend, in stiller Besinnlichkeit in den herrlichen Abend hinein, der wieder einmal einem erlebnisreichen Tage einen würdigen Abschluß verleiht.

Am nächsten Morgen ziehen Wang, unser Hund und ich, bis an die Zähne bewaffnet, die Brust voll schwellender Hoffnung, den Steilhang hinauf, neuen Abenteuern und neuen Erlebnissen entgegen. Bald schon umschließt uns wieder das dichte Bambusmeer, daß wir kaum einen Meter weit vor uns sehen können. Aber wir müssen durch diese dichteste Zone subtropischen Dschungelbewuchses hindurch, bis sich in den höheren Regionen abermals Alpenrosenbestände und düsterschwere Fichtenwälder zu dem Bambus gesellen. Frische Fährten und Losung vom Cerau, jener grimmig aussehenden, wilden Bergantilope, haben wir in Massen gefunden — nun aber sind wir wieder im ureigenen Gebiete des Bambusbären. Oft müssen wir uns die Gewehre gegenseitig zureichen, um die Felsabstürze zu überwinden, aber wir stürmen weiter und werden erst langsam und bedächtig im spähenden Schauen und marderähnlich in den

Bewegungen, als uns von neuem ein wahres Dorado für den großen Panda umgibt. — Nun kommt es darauf an, Schritt für Schritt, den zähen Bambus leise auseinanderbiegend, quälen wir uns voran. — Losung und Kratzstellen bedecken rundum den Boden, und in einer kleinen Felsenhöhle entdecken wir sogar wieder eine echte Bambusbärenburg, wo sich, nach der Frische des abgerissenen Laubes zu urteilen, ein mächtiger Pex vor noch nicht allzulanger Zeit aufgehalten haben muß. So vielversprechend all diese Zeichen auch sein mögen, ebenso lähmend kommt es mir doch zum Bewußtsein, daß in diesem furchtbaren Gebiete alle Pirschkünste versagen müssen, wenn man nicht mit dem unwahrscheinlichen Zufall, auf einen schlafenden Bambusbären zu stoßen, rechnen könnte. Es ist etwa dasselbe, als wenn man eine winzige Maus in einem mächtigen Kornfelde erspähen und erbeuten wollte! So bleibt, wie es mir scheint, nur die einzige Möglichkeit, den Hund jagen zu lassen und zu hoffen, daß er den schwerfälligen Bären zustande heizen oder gar auf einen Baum hinauf jagen könnte. — Gedacht, gesagt, getan — Wang, dem ich mit Flüster- und Zeichensprache mein Vorhaben verständlich zu machen versuche, deutet mit gewichtiger Miene auf unseren vierfüßigen Begleiter und macht eine zustimmende Kopfbewegung. — Unter uns liegt ein dichtes, undurchdringliches Dschungel, in das der Hund — nur auf meine Handbewegung hin — lautlos, bedächtig und mit tiefer Nase sich vortastend, verschwindet. —

Wir beziehen unterdessen zwei verschiedene Stände auf hochragenden Felsbrocken und warten der Dinge, die da kommen sollen. — Mehrere Minuten herrscht eisiges Schweigen — nur von tief unten herauf dringt das Brüllen des Flusses an mein Ohr. Ich ergehe mich in Vermutungen, wo meine Kameraden Weigold und Dolan heute wohl stecken, denn sie hatten ja vor, die gegenüberliegenden Talflanken nach Bambusbären abzapirschen. Ich schaue da hinüber und stelle nun, da ich zum ersten Male etwas Muße habe, mit Verwunderung fest, daß es dahin eine fast ebenso lange oder kurze Entfernung ist wie bis hinunter zum Talboden: So steil und zerrissen sind die Täler im Heimatlande unseres Fabeltieres.

Plötzlich reißt mich ein heller, giftiger Laut, ein scharf ausgestoßenes „Tiff“ aus sinnender Betrachtung heraus. Ich fasse die Büchse fester, werfe den Sicherungsflügel herum, öffne die Kammer noch einmal, gleichsam um mich zu vergewissern, ob die Waffe auch schußbereit sei. Jeden Augenblick, so nehme ich an, könnte das schwarzweiße Ungeheuer mit den dunklen Augenbrillen vor mir erscheinen — Sekunden höchster Spannung vergehen — wie lange Minuten kommen sie mir vor, aber dann ganz

deutlich wird das Geläut des Hundes wieder vernehmbar — es kommt heran, es heßt auf mich zu; ich vernehme ein Poltern und Prasseln! Jeder Nerv vibriert, am liebsten würde ich dem Hunde zurufen: „Hierher, hierher.“ Das Blickfeld ist doch so klein, aber ich weiß auch, daß ich dem treuen Hunde, der nur sein Bestes will, seinen eigenen Kopf lassen muß. Und dann möchte ich jubeln — der Heßlaut wird kräftiger, stärker, scheint nur von einer Stelle herüberzudringen und nun — ich glaube, ich zische die freudige Erkenntnis selbst durch die Zähne: „Standlaut — das muß doch, das kann doch nur S t a n d l a u t sein.“ — Und dann mit einem Riesensprung, Wang, vor Jagdgier fiebernd, hinter mir her, geht es in tollem Trubel hinein in das nasse Wirrwarr von frischem und moderndem Bambus — von durcheinander geschobenen Alpenrosen-ästen, von teuflischen Lianen und gefallenem Riesensstämmen. Mit größter Hast, die gebotene Vorsicht jedoch keinen Augenblick außer acht lassend, arbeiten wir uns schweigend und schweigend auf die vermeintliche Stelle zu, wo der glockenreine Laut des Hundes in verbissener Wut immer heftiger anzuschwellen beginnt.

Plötzlich — wie von einem Faustschlag getroffen fahre ich zusammen —, da saust es schon durch die Luft: ssssssssssch sch — peng! ssssssssssch sch sch peng! — Ich denk', mich laust der Affe, das sind doch Kugeln, die da ganz in meiner Nähe einschlagen; Donner und Teufel, was ist das? — Während ich noch wie gebannt am gleichen Platze stehe, verstummt das Geläut. Aus Standlaut wird wieder Heßlaut. Ich könnte mich ohrfeigen. Kochend vor Wut rase ich weiter, aber alles ist vergeblich — das Bellen des Hundes bringt nur noch undeutlich an mein Ohr. — Immer weiter entfernt sich die wilde Jagd und schließlich, nach einer Viertelstunde vielleicht, die wir in dumpfer Niedergeschlagenheit verbracht haben, kommt der Hund zurück. Völlig ausgepumpt, schmiegt er sich mit seiner kalten, feuchten Nase an mein Bein. „Ja, — hast's schon recht gemacht, gutes Tier — diesmal lag's an uns“ und eine böse Ahnung dämmert herauf.

Warum mußten sich die gottverdammten Kugeln von Dolan oder Weigold auch gerade in unser Gebiet verirren??? —

Wie ein Spiel des Teufels, wie hohnlachende Ironie des Schicksals, kommt mir das alles vor, und später soll sich auch alles bestätigen! Nachdem wir uns noch stundenlang in diesem fürchterlichen Wald der tausend Dolche bis zum späten Nachmittag hinein verausgabt haben, wird mir die Gewißheit, daß Herrn Bambusbär auf diese Weise nie und nimmer beizukommen ist.

## Fronte des Schicksals

Im Dämmerlicht des scheidenden Tages erreichen wir in völlig ausgepumptem Zustande das Lager, und da fällt mir die räthselhafte Geschichte von den so dicht vorbeifliegenden Kugeln wie Schuppen von den Augen: Weigold und Dolan hatten sich nämlich zur gleichen Zeit, als der Hund den Bären zustande gehezt hatte, auf der gegenüberliegenden Talseite befunden und sahen, als sie gerade Ausschau hielten, einen mächtigen, schwarzweißen Bambusbären auf meiner Seite der Schlucht, wie er sich, von dem Hunde gehezt, grade in der Krone eines mächtigen, alten Urwaldbaumes zurechtsetzte. Trotz der viel zu großen Entfernung hatten sie, mir nichts, dir nichts, ein wahres Schnellfeuer eröffnet, das der alte Herr im Baume auch höllisch übel genommen haben mußte, denn er bequemte sich auf der Stelle dazu, langsam, aber sicher abzustiegen und wieder im Wust des Dschungels zu verschwinden. — Unangenehm muß es dem Pech bestimmt gewesen sein, dem bläffenden Köter, dem er sich nun endlich entronnen glaubte, wieder entgegenzusteigen — und die Hezjagd weiter nach sich zu ziehen. Meine Kameraden konnten selbstverständlich nicht wissen, daß sie mich durch ihre überstürzte Schießerei um die größte Chance und uns alle um den schönsten Erfolg betrogen hatten. — Wenige Minuten später — und ich wäre zur Stelle gewesen. So aber hatte die Lücke des Objekts gesiegt, und der Bär, dessen Schicksal schon beinahe besiegelt war, Schindluder gemeinster Art mit uns getrieben. — Pech — Pech — nichts als Pech! —

Drei Tage haben wir noch einmal alles daran gesetzt, um diesen alten, großen Bambusbären mit allen Regeln der Kunst zu überlisten, aber anscheinend hat er den kleinen Zwischenfall mit den fliegenden, blauen Bohnen und dem häßlich kläffenden Köter doch übler genommen, als wir vorerst annahmen. Drei volle Tage spionieren wir seine Burgen aus, drei Tage im strömenden Regen pirschen wir im undurchdringlichen Dickicht über Steinschlaghalden und Felsen, klettern wir durch flechtenüberzogene Bambusdschungel und hochragende Koniferenwälder — vergeblich — immer wieder vergeblich. — Dolan ist nun auch mit aller zähen und verbissenen Willenskraft herangegangen, dem kapitalen Pech den Weg zu verlegen; so hat er sich dazu entschlossen, mit seinem kleinen Einmannzelt mitten im Burgengebiet des alten Bambusbären zu nächtigen, obwohl es kaum einen fußbreit ebenen Grundes gab — er versuchte es zu erzwingen und wollte dem Bären gerade in den Stunden der Abenddämmerung und des Tageserwachens, wo er nach unserer Annahme am regsten sein würde, so nahe als irgend möglich sein. So muß es Dolan bei stockdunkler Dschungelnacht erleben, daß der alte Bär sich dem Zelte

des zweibeinigen Eindringlings bis auf wenige Meter nähert und ein schauriges Mitternachtskonzert anstimmt, ohne daß der Amerikaner, der mit schußfertiger Büchse auf das Erscheinen des Raubtieres wartet, auch nur irgend etwas unternehmen kann. —

Ein andermal hat Dolan das namenlose Pech, einen starken Bambusbären Frankzuschießen, ohne ihn, trotz vielstündiger Nachsuche, zu bekommen.

Das trug sich wie folgt zu:

Dolan pirschte mit seinem eingeborenen Jäger tief im Talboden entlang, als sie plötzlich hoch über sich auf einem von Waldbrand vernichteten Dschungelkomplex, wo schon wieder neuer Bambus sprießte, einen starken Bären erblickten, der sich die jungen Bambuspröflinge in aller Gemächlichkeit zu Gemüte führte. — Das Licht, — schon im Schwinden begriffen, — reichte gerade noch zur schwierigen Pirsch, und dann auf beste Schußentfernung von kaum 100 Metern trug ihm Dolan die Kugel an. Laut brüllend überschlug sich der Bär, kam aber, noch ehe die zweite Kugel den Lauf verlassen hatte, wieder auf die Pranken, und verschwand im nahen Dschungelgewirr — auf Nimmerwiederssehen.

Die Pechsträhne, die uns mit zäher Hartnäckigkeit verfolgt, will anscheinend überhaupt kein Ende mehr nehmen. Auch ich habe noch einmal einen guten Unblick auf einer solchen abgebrannten Bambusfläche, wo ich im Morgengrauen ein großes, helles Tier auf Kilometerentfernung entdeckte und mit dem starken Glas vor den Augen erkennen muß, daß es sich nicht, wie ich vorher annahm, um einen Takin handelt, sondern tatsächlich um einen voll erwachsenen, prächtigen Bambusbären, der im Frühlicht des Tages, völlig ungeniert, auf der freien Fläche herumspaziert, sich im vollen Bewußtsein seiner Sicherheit sogar niedertut und wie ein Hund, sich auf dem Rücken wälzend, mit den schwarzen Pranken vor wohligem Behagen in der Luft herumschlägt.

Guter Rat ist teuer. Die Entfernung für einen sicheren Schuß viel zu weit, und so muß ich in schicksalhafter Ergebenheit warten, bis der Spuk wieder im Dschungel verschwunden ist. Dann aber geht es im Eiltempo zurück zu Dolan, wo wir einen langen Kriegsrat abhalten. Aber beim Reden bleibt es und beim Pech in gleicher Weise. Wochen vergeblicher Bergarbeit gehen dahin ohne Erfolg, ohne daß wir auch nur noch die geringste Hoffnung haben, das sagenhafte Tier wenigstens in einem Exemplar unserer Sammlung einverleiben zu können.

Nur eines bleibt: Das ist der zähe Wille zur Erfüllung unserer Pflicht. Viel lieber wäre es uns gewesen, die Zelte abzubrechen und in



andere Gebiete des Berglabyrinthes hineinzuziehen. Aber hätten wir das verantworten können? — Wenn das Hoffnungsbarometer auch auf den Nullpunkt gefallen ist und unsere Spannkraft unter der Intensität unseres Kampfes gelitten hat, so berechtigt uns doch nichts dazu, jetzt schon nach wenigen Wochen die Flinte ins Korn zu werfen — und so bleiben wir. —

Die Bambusbären spannen unsere Geduld immer wieder auf harte Folterbänke: Einmal muß ich es doch erleben, daß mir der Bär nach vielsündigem, harten Kampf mit dem Bambusdchungel seine kraftvolle Stimme wie zum Hohn auf wenige 100 Meter entgegenschleudert. — Da schauern wir alle zusammen und alle Willenskräfte verkrampfen sich von neuem: Nur 'ran — nur jetzt nicht lockerlassen. Ich lasse den Jäger zurück und versuche, auf dem Bauche kriechend, durch dichte Dschungel heranzukommen. Aber das Knackholz wird mir zum Verhängnis — die Pirsch mißlingt und wieder muß ich in total zerlumptem, und zerrissenem Zustande, müde und abgesspannt den greulichen, immer wieder erfolglosen Abstieg zum Hauptlager hinter mich bringen. Alte, uns wohlbekannte Plätze, an denen wir in den ersten Tagen viele Zeichen und eine Unmenge frischer Losung fanden, werden in Abständen immer wieder aufgesucht, und immer erleben wir die gleiche niederschmetternde Enttäuschung, daß die Bären durch die Beunruhigung vergrämt, anscheinend andere, noch abgeschiedenere Gegenden aufgesucht haben. Mehr als einmal muß ich es erleben, daß die Bären nächtlicherweile bis dicht an unser Lager herankommen und im heißenden Hohn ihre Losungsballen mitten auf dem Wege liegenlassen. Man könnte sich die Haare ausraufen, — man könnte an dieser ganzen wahnsinnigen Jagd verzweifeln, würden nicht die dauernden Enttäuschungen nur noch mehr reizen, das Schicksal auf diese aus Grotteske und Lächerliche grenzende Art und Weise endgültig zu erproben.

In aller Herrgottsfrühe brechen wir, nachdem wir wieder einmal tagelang gepircht und angeessen haben, zum Bambusbärenhezen auf. — Unsere Hunde, die den Anstrengungen des Geländes und den Unbilden des Klimas nicht mehr gewachsen sind, erweisen sich leider als völlig untauglich, wenn sie überhaupt noch den Schneid aufbringen, das ersehnte Wild zu hezen und nicht gleich, auf unserer Fährte folgend, zurückkehren; dann treiben sie die wenigen, noch nicht vergränten Bären über alle Berge. Die Jagd verliert sich bald, und ich entschlief mich nach qualvollem Warten, von nun ab allein und nur auf mich selbst und die raubtierhafte Geschicklichkeit meines Jägers gestellt, allein zu pirschen

und allein zu jagen. — Einmal finde ich, von langer Suche erschöpft niedergesunken, im Stamme einer alten Fichte merkwürdige Kraxer, die, auch viele Meter vom Boden entfernt, noch mit Deutlichkeit zu erkennen sind. Jetzt endlich flammt die Hoffnung wieder auf. Rasch lege ich Gewehr und Glas zu Boden und erklettere den hohen Baum, um nach der Ursache der rätselhaften Kraxspuren selbst zu fahnden. Ganz wie ich vermutet, finde ich selbst hoch oben in der Krone der alten Fichte Spuren von Bambusbären, — ja regelrecht plattgedrückte Aste, wo der Bär ohne Zweifel ausgeruht oder geschlafen haben muß. Genau wie es sein kleiner Verwandter, der langschwänzige, baumlebende Panda tut, jenes hübsche, kleine Ragenbärlein, oder die „Feuerkage“, wie der kleine Panda von den eingeborenen Wassu wegen seiner tiefroten Färbung genannt wird.

Eines steht also fest: Der Bambusbär läßt sich nicht nur in der Not vor den verfolgenden Hunden auf Bäume hegen, sondern er geht auch aus freien Stücken hinauf. Es bleibt nur noch zu ergründen, wann er das tut — und dann sehe ich den Erfolg schon greifbar nahe vor mir. Bei solch seltenen und rätselhaften Tieren muß man eben zuerst einmal die Lebensgewohnheiten ergründen, um überhaupt die Möglichkeiten zu finden, des Tieres habhaft zu werden. — Und so achte ich auf alles, selbst auf die Himmelsrichtung, der der hohe Baum ausgesetzt ist, denn mir dämmert die Vermutung, daß die Bären sich gerne in den frühen Morgenstunden, wenn die Tunnel der Dschungel noch regenfeucht oder gar triefend naß sind, hoch in die Kronen der Bäume klettern, um sich den dichten Pelz zu trocknen, wenn die Sonne auf den Hängen liegt. — Von diesem Glauben beseelt, breche ich die Jagd des heutigen Tages auf der Stelle ab und rase mehr als ich klettere, zum Hauptlager zurück, um meine Siebensachen zu neuem Angriff zusammenzupacken. — Ich will nun einige Tage in einer Dschungelbewachsenen Urwaldschlucht und den bergwärts daran grenzenden Bambusdschungeln verbringen, um, ein halbes Baumleben führend, selbst im Gezweige stehend, die Kronen der Urwaldriesen zu beobachten. — Dann müßte es bei allen guten Geistern eigentlich klappen! Also arbeiten wir uns, der Träger, mein Jäger und ich, im langwierigen Kampfe mit Haumessern nach oben, werden aber, noch ehe das eigentliche Bambusbärengebiet erreicht ist, von der rasch hernieder sinkenden Dämmerung eingeholt und dazu gezwungen, am feuchten Dschungelhang ein Notlager zu errichten. — Viel Mühe und zeitraubende Arbeit kostet es, im Scheine lodrender Bambusfackeln, den Boden so weit einzuebennen,

daß mein Schlaffack nicht abrollen kann, und dann, am Vorabend eines ereignisreichen Tages scharen wir uns im trauten Kreise um das gespensterhaft flackernde Lagerfeuer. Krachend stiebt der brennende Bambus auseinander und jagt lodernde Feuergarben zum Himmel empor; wie Glühwürmchen umspritzen uns die Funken und verwehen im leichten Abendwind, während Rotglut die wettergegerbten Gesichter meiner braven Begleiter überstrahlt. Es ist eine wilde Romantik einsamen Lagerlebens, die uns hier umweht. Von der aufsteigenden Hitze bewegt, schwankt das von tausend strahlenden Reflexen zitternde Dschungeldach gespensterhaft über unsern Häuptern hin und her, und da der letzte, gemeinsame Zigarettenstummel in die lange Bambuspfeife gewandert und zu Rauch und Asche verbrannt ist, legen wir uns nieder.

Noch bei Dunkelheit wird ein Klumpen faden Maisbrotes hinuntergeschlungen, kaltes, erfrischendes Bachwasser geschlürft, Zelt und Bettsock verpackt, und sobald die ersten hellen Morgenzeichen am Himmel über uns erscheinen, klettern wir keuchend über Felsen und Hänge nach oben und immer tiefer ins wilde Revier des Bären hinein. Das Gelände wird schon bald so schwierig, daß ich den Träger zurückschicken muß und ihm durch Zeichen bedeute, daß er weitere Weisungen im Lager zu erwarten habe. Gang- und klanglos kehrt er um und verschwindet in Richtung Hauptlager. —

Wang und ich sind wieder einmal allein und können unsere Kunst probieren, bis wir uns schließlich durch alles hindurchgeschlagen und den Kamm erreicht haben. Neben vielen Zeichen vom Bären und auch vom Takin finden wir hier — und das ist das Wichtigste — eine große Anzahl von weit über die Felsen hinaushängenden, starken und knorrigen Rhododendronbäumen, die es uns in hervorragender Weise gestatten, das Gelände einzusehen und die Baumkronen des Dschungels unter und über uns genauestens zu beobachten. Wie die Eichhörnchen klettern wir, immer verschiedene Stände und Positionen einnehmend, in die sparrigen Kronen dieser Alpenrosenbäume und lassen das gesamte Gelände sechsfach vergrößert im scharfen Zeißglaste vorüberwandern. Dann wieder schieben wir uns ganz langsam und bedächtig, oftmals viertelstundenlang sitzend und lauschend, über den wilden Dschungelkamm weiter voran und erleben im Glanze des frühen Morgenlichtes, wie sich die unabsehbare Wildnis in allen nur erdenklichen Farben des Spektrums und den matten Tönungen ihrer dunstverschwommenen Landschaft widerspiegelt.

Ein herrlicher, alter Tragopanhahn, Kastanienrotbraun, mit breiten, blauen Hautlappen am Kinn und zwei langen Hautohren von der gleichen Farbe, verschwindet leise gockend im dichten Gebüsch. — Dieses wundervolle Catyrhuhn, das niemals häufig auftritt, aber dessen weithin schallende Stimme über Berge und Täler ertönt, teilt mit dem Bambusbären den Lebensraum der dichtesten Subtropendschungel.

Das plötzliche Auftreten des seltsamen, scheuen Hühnervogels mahnt uns nur zu noch größerer Vorsicht, und so biegen wir die Äste ganz behutsam zur Seite, prüfen Schritt für Schritt den Wind und stellen mit äußerster Befriedigung fest, daß sich die Zeichen des Bambusbären häufen und häufen. Auf einmal tritt ein scharfer Nadelkamm von der Seite heran, und tief unter uns dehnt sich ein von hohen Birken überschatteter bambusbewachsener Talkessel über der Schlucht. Wir klettern hinunter, lassen uns von einem Baum zum anderen, von Felsblock zu Felsblock gleiten und beobachten vor allem die Baumkronen, in die wir von obenher eine prächtige Einsicht gewinnen. Da!! In einer Birkenkrone eine ganz leichte Bewegung. — Oder sollte ich mich getäuscht haben? Aber dann scheint wieder ein leises Zittern durch die dichtbelaubte Krone des weitentfernten Baumes zu gehen. Und gleich darauf vermeine ich vage Umrisse zu erkennen. In der Tat! Da schimmert es doch in weißer Farbe. Ich stehe wie gebannt, zittere am ganzen Körper und flüstere nur leise: „Beschung“ — „Weißer Bär“. Dann blicke ich scheu auf Wang, der wie versteinert neben mir steht. Der Jäger, an dessen Gehschärfe ich mich längst gewöhnt habe, lugt aufmerksam hinüber, wischt sich, als ob er etwas verscheuchen wolle, über die Augen und sagt dann ganz ruhig: „Das ist nichts!“ Zum Teufel, hab' ich geträumt?

Eine Vision gesehen? — Ja, das ist doch kein Spuk!

Ich stehe wie vor einem Rätsel! Dann suchen wir beide, wie die wilden Katzen schleichend, am knorrigen Stamm einer hohen Fichte Deckung und starren unverwandt zwischen Hoffen und Zweifeln wie geistesabwesend auf die fragliche Birke, die uns alles gilt und nichts. —

Ich habe doch richtig gesehen, habe doch auch Augen im Kopf, aber nun scheint mir alles eine Täuschung, während Wang mit fatalistischer Duldermiene nur immer sein gequältes: „Das ist nichts, das ist nichts“ hervorbringt. — — Die Spannung wird unerträglich, bis ich wieder eine leichte Bewegung vernehme, Wang antippe. Und schon bin ich ganz sicher, denn nun erscheint einwandfrei und klar sichtbar

über dem Blätterdach des Baumes der schwarzweiße Kopf eines Bambusbären. — „Beschung“, haucht Wang zitternd, und schon krampft sich meine Hand im plötzlichen Aufwall des Gefühles in Wangs Schulter; als ob ich um Hilfe flehen wollte, blicke ich umher. —

Jetzt nur den rechten Augenblick beim Wickel packen. Nicht zweifeln! Nein! Jetzt geht's um alles.

Soll ich versuchen, noch näher heranzupirschen, um einen sicheren Schuß zu haben, — nein, da flammt mir die bittere erste Erfahrung mit dem alten Bären durchs Gehirn, — nein, auf keinen Fall dieses Risiko eingehen, die Entfernung ist zwar verteuftelt weit, 400 Meter.

Ich reiße mich zusammen, — suche eine gute Auflage und warte, bis der ganze Oberkörper des Bären frei wird.

Da saugt sich der Zielstachel auf der Schulter des Bären fest. Längst habe ich gestochen: Leise, ganz leise berührt der Finger den Abzugsbügel, raus saust die Kugel!!

Während das Echo des scharfen Schusses von allen Seiten beantwortet wird, läßt sich der Bär fallen. Wang ruft schon rasend vor Freude: „Getroffen, — getroffen“, aber sein Übereifer erstirbt in der gleichen Sekunde. Freischwebend hängt der Bär noch immer lebend mit einer Vorderpranke sich haltend in der Luft. — Und ich jage, was raus will, noch sechs Kugeln hinüber.

Der Bär fällt. — **H u r r a !** —

Der Büchsenlauf ist glühendheiß. Wang und ich schreien laut vor Freude, fallen uns in die Arme und rasen los.

Drei Schluchten müssen wir überqueren, und einundeinehalbe Stunde mindestens hat es gedauert, bis wir endlich freudetaumelnd vor dem längst verendeten, von 3 Kugeln durchschossenen Bären stehen.

Nach kurzer Totenwacht geht's in toller Rutschfahrt heimwärts.

Und meine Kameraden wollen es mir gar nicht glauben. Später aber, da die Träger die Beute hereinbringen, brechen auch sie in ein Freudengeheul aus: Ist doch mit der Erlegung dieses köstlichen Tieres eines der größten Ziele unserer Expedition erreicht! —

Es ist dies der zweite Bambusbär, der bisher überhaupt von weißer Hand erbeutet wurde. Der erste war die glänzende Trophäe einer amerikanischen Expedition, die 1929 von den Göttern des alten großen Raubreiterpräsidenten Roosevelt durchgeführt wurde. Wie ich am Abend in stolzer Siegerfreude mein Tagebuch schreibe, erkenne ich erst, daß wir am heutigen Tage den 13. Mai schreiben und erinnere mich, daß die Roosevelts ihren Bambusbären am 13. April erlegt hatten. — Seltsamer Zu-

fall — merkwürdig, schicksalhaftes Zusammenfallen der Daten, wie ich es in meiner Forscherlaufbahn noch oft erleben konnte. —

Vor mir die Bambusbärendecke, denke ich nach, ja, es gibt tatsächlich kaum ein zweites großes Säugetier auf der Erdoberfläche, dessen systematische Stellung so umstritten, dessen geographische Verbreitung so wenig bekannt und dessen Lebensgewohnheiten noch so ungeklärt sind, wie von dem großen Panda, Pranten- oder Bambusbären (*Ailuropus melano-leucus*).

## Fünftes Kapitel

### Tibet entgegen

Das Trockental des Min — Hiobsbotschaften — Wechsel der Natur —  
Gung-pan, die Grenzfest — Der Lama-Lung — Hoang-lung-ce — Das Mitt-  
sommerfest

Mit stiller Befriedigung und im Bewußtsein, unsere hauptsächlichsten Ziele in den Hochgebirgen des Wassulandes erreicht zu haben, brechen wir unsere Zelte alsbald ab und ziehen wieder dem tiefgelegenen Mintal entgegen. — Trotz der wild wuchernden Pflanzenwelt, die uns in ihrem leuchtenden Frühlingsgewande schon auf dem Hinweg begleitet hatte, umfängt uns nun wieder ein völlig neues Vegetationsbild, denn überall dort, wo auf dem Hinweg kleine Frühlingsblüten an den Felsen leuchteten, sind nun herrliche, große Feuerlilien aus dem Boden geschossen, deren zart duftende, fleischige Blütenblätter den Eingeborenen als schmackhaftes Gemüse willkommen sind.

In einem einzigen, langen und trockenheißen Marschtag erreichen wir wieder Wöntschwan, wo uns der freundliche Magistratsbeamte das Rast- und Gasthaus des Wassufürsten zur Verfügung stellt und wo wir Platz genug finden, unsere zoologischen Sammlungen zu ordnen, allerlei notwendig gewordene Ausbesserungsarbeiten durchzuführen und den Weitermarsch nach Gungpan vorzubereiten.

Während mehrerer geschäftiger Tage geht es von früh bis spät wie in einem Taubenschlage hinein und heraus. Da werden Vorräte gebracht und verpackt, bis schließlich alles wieder marschbereit steht. Wir sind heilfroh, Wöntschwan verlassen zu können, denn während die Tage durch nützliche Beschäftigung ausgefüllt sind, drangsalieren uns die gottverdammten Wanzen, die allabendlich zu Hunderten, um nicht zu sagen Tausenden, sobald das Kerzenlicht gelöscht ist, aus den papierverklebten Wandrißen hervorkamen. — Dieses stinkende, widerliche Ungeziefer, gegen das wir uns anfänglich dadurch schützen wollten, daß wir die Füße unserer Zeltbetten mit einer Rinne von Petroleum umgossen,

übt sich nun mit meisterhafter Geschicklichkeit im „Fallschirmspringen“, indem die Diebster sich einfach von der Decke herab auf uns fallen lassen.

Auch die wichtigste Frage — weiterhin zuverlässige und anständige eingeborene Kameraden mit uns zu nehmen, wird in Wöntschan angeknüpft und gelöst. Die meisten unserer prächtigen Waffenträger bleiben auch weiterhin in unseren Diensten, obwohl sie über Arbeitsmangel während der letzten Wochen wirklich nicht zu klagen hatten. — Mein treuer Wang, der sich im Takin- und Bambusbärengebiet, von allen asiatischen Schwächen abgesehen, als treuer Begleiter und ausgezeichnete Jäger bewiesen hatte, tritt nun, da wir seine Heimat wieder erreicht haben, sogar aus freien Stücken mit der Bitte an mich heran, weiter bei mir bleiben zu dürfen. — Es ist ein beinahe ergreifender Augenblick, wie Wang, den ich beim besten Willen nicht verwöhnt hatte, mir mit Tränen in den Augen besiegelt — was ich immer schon hinter der rauhen Schale dieses braven Kerls vermutet hatte: Seine wahrhafte und zu jedem Opfer bereite Treue. — Er erbittet sich Urlaub, um seine Familie über unsere gemeinsame Weiterreise in Kenntnis zu setzen und um noch einmal in seiner kleinen Landwirtschaft nach dem Rechten zu sehen. — Es ist ein schönes Zeichen von Vertrauen, das mir Wang von Stund an nur noch unverbrüchlicher entgegenbringt, daß er eines Tages — vom Gefühl des echten Vaterstolzes beherrscht — ankommt, um mir seinen kleinen vier- oder fünfjährigen Jungen vorzuführen. — Diese Talwässer sind genau wie die Chinesen, von denen ihre Kultur weitgehendst beeinflusst ist, auf ihre männlichen Nachkommen ganz besonders stolz, während die weiblichen sich nicht gerade der größten Beliebtheit bei den Vätern erfreuen, sondern eigentlich nur ebenso als unvermeidliche Beigaben geduldet werden.

Die Stellung der Frau in gesellschaftlicher wie auch in familiärer Hinsicht ist ja bekanntermaßen im gesamten ostasiatischen Kulturkreis, nach europäischen Begriffen und Maßstäben gemessen, eine unerhört demütigende und erniedrigende. — Bis vor noch nicht allzulanger Zeit gipfelte diese Geringschätzung und Nichtachtung des weiblichen Geschlechtes darin, daß man weibliche Nachkommen kurz nach ihrer Geburt im Säuglingsalter einfach aussetzte oder tötete. Diese mittelalterlich grausame Sitte des „Mädchenmordes“ ist heutzutage glücklicherweise in fast allen Gebieten Chinas im Aussterben begriffen.

Oft habe ich mich mit Wang über das Verhältnis zwischen Mann und Frau unterhalten. Wang, der noch jünger ist als ich und doch schon 5 Jahre verheiratet war, konnte es in seinem von Weltanschauung unbeschwertem Gehirn niemals begreifen, daß es bei unserer Ehe eben nicht





*Kapitaler Blauschafwidder*



*Starker tibetischer Gazellenbock*



Mädchen aus Osttibet

nur wie bei den Naturvölkern darauf ankommt, daß sich ein Männchen und ein Weibchen zusammenfinden, um Nachkommen zu erzeugen und einen durch zeitliches Glück und harmonische Zusammenarbeit, als wirtschaftliche Einheit, erleichterten Existenzkampf zu führen, sondern daß bei unserer Kultur der Entschluß zur Eheschließung außer materiellen Fragen eine seelische Reife und weltanschauliche Festigung zur Voraussetzung hat — oder doch haben sollte. —

Manchen Abend verbringen wir im trauten Kreise unserer Getreuen und lauschen ihren Erzählungen und Erfahrungen, die von vergangener Zeit handeln und eigentlich nur darin gipfeln, uns die enorme „Räuberfahrt“, die uns im unwirklichen Tibet erwartet, so kraß wie irgendmöglich zu schildern. — Li, unser erster Diener und Dolmetscher, ein Mann von großem Geschick, aber, wie sich später herausstellt, von verhältnismäßig geringem persönlichen Mut, scheint sich letzteren nur dadurch einflößen zu wollen, daß er aus seinen langen Erfahrungen die schauerlichsten Begebenheiten zum besten gibt:

So sei er vor einigen Jahren mit seinem amerikanischen Chef, dem Direktor der „Standard Oil Co.“, von nicht weniger als 200 Räubern überfallen und völlig ausgeraubt worden. Während die Banditen alles Geld und Gut mitgenommen hätten, mußte sich der stark enttäuschte Herr Direktor, dem man als einziges Bekleidungsstück nur sein Hemd gelassen hatte, in eine Felshöhle zurückziehen, bis der gute Li nach wenigen Tagen von Tschöngtu wieder angelangt war, wo er neuen Proviant und frische Kleider gekauft hatte.

Solche und ähnliche Gespräche sind es also, die im Lager kursieren und die beinahe dazu angetan sind, einigen unserer Chinesen das Herz in die Hose fallen zu lassen, denn für sie sind die Tibeter sogenannte „Man-tse“, d. h. Barbaren, auf die ein seiner Würde immer wohlbewußter Chinese stets herabblickt und vor denen er, solange er im hohen Tibetlande reist, in Angst und Schrecken lebt.

Bald setzt sich die kleine Karawane wieder in Marsch, und eine öde, steinige, nur mit wasserspeichernden Pflanzen und Dornengestrüppen dicht bewachsene, heiße und staubige Karstlandschaft beginnt. — Zwar sind die üblichen Weiler im Mintal zuweilen von stämmigen, hoch gewachsenen Gruppen alter Walnußbäume umgeben, und manchmal treten sogar frischgrüne Pappeln auf, aber im übrigen ist der Eindruck, den wir von diesen sonnenüberglänzten Talböden erhalten, ein denkbar niederdrückender, und der Wechsel aus dem immergrünen Tropenschungel in

## Tibet entgegen

diese graue Landschaft offenbart sich mit jedem Kilometer des eintönigen, langen Weges umso krasser. An vielen Stellen sind fleißige Eingeborenenhände schon mit der Getreidernte beschäftigt, — andernorts machen sie sich in den ausgedehnten Chili- oder Paprikapflanzungen, die ziemlich häufig an den terrassierten Hängen auftreten, zu schaffen. So erreichen wir Mau-chow, eine kleine, im Mintal gelegene, noch rein chinesische Stadt, wo wir von einem fortschrittlichen Oberhaupt freundlich aufgenommen und mit allen Großen der Stadt im „Yamen“, d. h. Magistratsgebäude, zum Essen eingeladen werden. — Dort erreicht uns auch am 18. Juni, als wir gerade mit Präparationsarbeiten beschäftigt sind, ein eiliger Bote, um uns einen nachgesandten Brief von Bowles zu überbringen. — Bowles und Gniefer teilen uns darin mit, daß überall an der westchinesisch-osttibetischen Grenze Guerillakrieg und lokale Aufstände zwischen den in den Tälern vordringenden Chinesen und den auf den Bergen ihre Stellungen behauptenden Tibetern ausgebrochen seien, und daß sie beide, durch die Ungunst der Verhältnisse stark behindert, — ja, im Augenblick sogar völlig blockiert seien.

Es ist das die alte Leier: Seit 1910, da die Chinesen einen großangelegten Eroberungszug nach Tibet durchführten, und selbst Tibets geheimnisvolle, von wissenschaftlichen Forschern noch nie betretene Hauptstadt Lhasa besetzten, befinden sich beide Länder noch immer offiziell im Kriegszustande. Zwar haben die Engländer, die das größte Interesse daran haben, Tibet als Pufferstaat gegen Rußland unabhängig zu erhalten, schon zu wiederholten Malen zu vermitteln versucht; doch haben diese vom westlichen Geiste getragenen Interventionen wirkliche Früchte niemals zeitigen können. Der Machttraum der Chinesen nämlich ist und bleibt es, die Tibeter zu unterjochen und Tibet wie zu Zeiten der Mandschudynastie zu einem Vasallenstaat Chinas zu erniedrigen. Die Tibeter dagegen versuchen alles, ihr Land frei und unabhängig zu erhalten, da sie der republikanischen Regierung des neuen Chinas aus mehr oder weniger religiösen Motiven heraus nicht die gleiche Achtung schenken wie der Kaiserdynastie in früheren Zeiten. So kommt es, daß die Plänkelleien noch immer nicht zum Abschluß gekommen sind und die Chinesen allsommerlich versuchen, ihren Machtansprüchen Geltung zu verschaffen, während die Tibeter alles daran setzen, um der in den tiefen Flußtälern vordringenden chinesischen Welle Einhalt zu gebieten. —

Wir haben uns auf solche Zwischenfälle, wie sie Bowles und Gniefer augenblicklich den Weg verlegen wollen, längst vorbereitet und wissen, daß man in Ostasien mit Ruhe und Beharrlichkeit meistens doch

zum Ziele gelangen kann. — Jedenfalls darf man sich von der Ungunst der Verhältnisse nie in seinem Willen beeinflussen lassen und muß vor allen Dingen eins sein: „Ein starker und gläubiger Optimist.“ —

Daher halten wir, den Hiobsbotschaften zum Trotz, an unseren alten Plänen fest, orientieren Bowles in dieser Richtung und wollen auch unsererseits alles versuchen, um nach einigen Monaten doch zu unseren Kameraden zu stoßen und die Wiedervereinigung der Expeditions-gemeinschaft herbeizuführen. Die wenig erfreuliche Nachricht ändert daher weder irgend etwas am Gesamtziel, noch vermag sie uns und unseren augenblicklichen Weitermarsch nach Sungpan irgendwie nachhaltig zu beeinflussen. —

Also geht es weiter durch die trostlos kahle Karstlandschaft, das Mintal hinan. Schon bald zeigen zerstörte tibetische Dörfer mit Eindringlichkeit, daß hier erbitterte Kämpfe zwischen den ihre Bergstellungen haltenden Tibetern und den von Süden nachdrängenden Chinesen stattgefunden haben. Hier unten, im vom heißen Subtropenklima begünstigten Talgrunde sind augenscheinlich die Chinesen als Eroberer Sieger geblieben; ihre unscheinbaren, leicht gebauten Holzbuden sind wie Pilzgärten an den Stellen überall dort aus der Erde geschossen, wo früher die kühnen tibetischen Steinbauten ragten, sich heute aber, verlassen, unbeachtet und ein Bild des Verfalles darstellend, nur noch alte Gemäuer und Ruinen befinden.

Eine Schlucht, die den Fluß vor uns zum rasenden Ungeheuer werden und die Bergwände von beiden Seiten heranrücken läßt, zwingt uns wiederum, den Min westlich liegen zu lassen und quer durch die Berge einen weiten Umweg zu machen. — Hier, von der kühlen Gebirgs-luft umweht, kann man endlich wieder frisch und frei aufatmen nach den heißen Marschtagen durch das sonnendurchglühnte Trocantal. — Der Vegetationsaspekt auf den feuchten Hängen ist wiederum frisch und grün und erinnert mit seinen paläarktischen Elementen stark an die Heimat, während nur noch die dem trockenen Karst zugewandten Südhänge einen kahlen und öden Eindruck hinterlassen. Hier erblicken und erkennen wir voll Freude die ersten Anzeichen dafür, daß wir der tibetischen Hochebene langsam näherrücken, denn die schroffen himalajanischen und alpinen Gebirgs-formen bleiben zurück; die Berge werden sanfter, runder, denudierter, ja, sie scheinen nur noch gigantische, aneinandergereihte Hügelketten zu sein. Der spärlich auftretende Wald aber mit seinem saftig-frischen Frühlings-grün nimmt beinahe nordischen Charakter an, und man denkt unwillkürlich an rote Rehe im grünen Wald. Alles macht einen heimatlichen Eindruck,

der durch mächtige Tannen, fast europäischer Wuchsform, die an unsere Alpenländer erinnern, noch unterstrichen wird. Der die subtropische Zone kennzeichnende Maisbau hat endgültig aufgehört. An seine Stelle ist der Gerstenanbau getreten, und mit dem ganzen, großen Wechsel der wilden wie der kulturbedingten Pflanzenarten geht auch eine völlige Änderung der zoologisch-faunistischen Bedingungen Hand in Hand. — Die gleichen Arten der Vögel und Säugetiere, die in der Höhe von Wönschwan und Lung-ling-schan noch vertikal gestaffelt waren, folgen sich nun im Nord-Südverlauf des Mintales horizontal nebeneinander gelagert. — Neben einer Reihe von paläarktischen kleinen Vögeln gibt es hier vor allem Alpenkrähen, tibetische Elstern, große Turteltauben, Felsentauben und Fasanen, die für uns eine willkommene Bereicherung des Küchenzettels darstellen. Nun darf man sich jedoch keinesfalls vorstellen, daß der Fasan hier in seinem ostasiatischen Ursprungs- und Heimatgebiete etwa so häufig vorkäme wie in den gutgepflegten Fasanengebieten Mitteleuropas. Beileibe nicht; der Fasan ist hier in seiner natürlichen Umwelt stets ein verhältnismäßig seltener und vor allen Dingen recht scheuer Vogel, von dem ich nur in den seltensten Fällen an einem Tage mehr als 5 Exemplare erlegen konnte. —

Tibet rückt mit Macht heran; bald begegnen uns die ersten Yaks, jene langhaarigen, schwarzen, grunzenden Ungeheuer, die von kernigen, rotbraunen Tibetern mit braunen Filzhüten, Lederstiefeln und rohgewebten Gewändern, geführt werden. — Der Yak ist das Kind des Tibetens, die wichtigste Haustierart des zentralasiatischen Hochlandes überhaupt, auf dem die gesamte Kultur der hochtibetischen Stämme aufgebaut ist. — Die ersten tibetischen Frauen, die uns hier begegnen, tragen rohe, braune Gewänder (aus Pulo, einer Art Wollstoff), die mit bunten Schärpen und ziselierten Broschen zusammengehalten werden und manchmal sogar mit hübschen hellroten Aufschlägen verziert sind. Ihr mächtiger Kopfschmuck ist mit schönen Knöpfen, dicken Bernsteinknollen, Silberornamenten, Korallen und Türkissteinen geschmückt, während sie fein gehämmerte Broschen und silberne Amulettbüchsen, die sie gegen die finsternen Mächte bewahren sollen, auf der Brust tragen. —

Noch haben wir uns nicht recht an die neue Umgebung und die seltsamen, uns so offen und sympathisch dünkenden Menschen gewöhnt, da begegnen uns auch schon einige echte Lamas, — diese das „Land der Götter“ beherrschenden Priester, und ich muß sagen, daß der erstmalige

Anblick der allmächtigen, geheimnisvollen Seelsorger des tibetischen Volkes bei uns einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat. —

Die Sonne bescheint gerade die leuchtend grüne Uferlandschaft, — die rötlichen Felsen glühen im Abendsonnenschein, da biegen sie um eine jähe Felsenecke und sind vorerst nur als ein weiß-rot-goldnes Gewimmel zu erkennen; dann kommen sie näher, reiten über die grüne Aue und springen von ihren Schimmeln herunter. Es sind drei Lamas mit goldenen Hüten und wilden, harten Tibetgesichtern in Seidengewändern, die mit goldenen Schärpen und Silberbrokat abgesetzt sind.

Reich und vornehm wirken auch die Stiefel dieser hochasiatischen Hierarchen, und selbst das Zaumzeug der fetten Pferde, die silberbeschlagenen turmartigen Sättel und die rotleuchtenden Sattelbehänge bieten einen unvergeßlichen Anblick von Kraft und gediegener Schönheit, von Farbenharmonie und edlem Tibeterstolz.

Auf diesem Marsch nach Sungpan treffen wir auch einen rein tibetischen Fürsten und 100 Mann seiner Gefolgschaft, die von der chinesischen Soldateska als Geiseln festgehalten werden, weil ihre freien Stammesbrüder im weiten Hochlande des Nordens sich geweigert hatten, Abgaben und Steuern an die nominell chinesischen Machthaber zu zahlen. — Der hochgewachsene Tibeterfürst, Sohn des Stammeshäuptlings von Mergé, beehrt uns mit seinem Besuch, da er irgendwo erfahren hat, daß wir sein Stammesland zu besuchen gedenken. — Von seinen wild aussehenden, derben, indianerhaft braunroten Gefellen begleitet, die alle mit Schafspelzen, hohen Reitstiefeln, Silberschmuck und Amuletten angetan sind, erhofft der hohe Tibeter irgendeine Hilfe, die wir seinem Lande bringen könnten. Wir fühlen uns von der freien, hoheitsvollen Art des hünenhaften jungen Häuptlings angezogen und möchten schon gerne etwas für ihn tun, aber da er nicht einmal zu wagen scheint, uns ein Schreiben an seine Untertanen mitzugeben, — weil er sonst seine Hinrichtung durch die Chinesen befürchtet, — halten wir es doch für angebrachter, uns mit einigen wohlkündenden Redewendungen aus der Affäre zu ziehen. Für uns kommt es ja in der Hauptsache darauf an, in das tibetische Gebiet vorstoßen zu können, und die Chinesen, — das wissen wir schon, — werden nichts unversucht lassen, um uns irgendwelche Hemmschuhe in den Weg zu legen. Die verschiedensten Magistratsbeamten und Gouverneure, mit denen wir Verhandlungen pflegen, raten immer wieder davon ab und möchten uns am liebsten die Pässe abverlangen, da sie, wie sie in einem fort beteuern, nur auf unsere Sicherheit bedacht seien und uns vor den von Räubern und Mördern sowie

von bösen Geistern wimmelndem Tibet warnen wollen. Außerdem, so behaupten sie mit nicht endenwollenden, blumigen Redensarten, sei das tibetische Land so wild und kahl und öde, daß man dort nicht leben könne, sondern schmähslich verhungern müsse. Um keinen unnötigen Widerstand hervorzurufen und um zuerst einmal so dicht wie möglich an das tibetische Steppenland heranzurücken, geben wir den so sehr um unser Wohl besorgten Chinamännern natürlich recht und sagen nichts von unseren eigentlichen Plänen. Im übrigen aber bewirken die chinesischen Einwände das genaue Gegenteil von dem, was die hohen Herren bezwecken wollen, denn was könnte uns mehr reizen als gerade dieses Land, das man uns als so weltabgeschieden und unnahbar schildert.

Kurz vor Sungpan wird unsere Karawane eines Spätnachmittags auf schmalem Saumpfade von einem Gewitter überrascht, wie ich es nie zuvor erlebt habe. In kürzester Zeit ist der Sturm über uns, die Schleusen des Himmels öffnen sich, und ehe wir uns versehen haben, stürzen gewaltige Steinschläge mit braunen Wasserfällen vereint in die Tiefe des Talbettes hinab und erfüllen die blitzdurchzuckte Luft mit rollendem Krachen, das von tausendfachem Echo von den Bergen widerhallend, eine wahrhaft infernalische Musik intonierend, begleitet wird. Mit einigen unserer Kulis und in Begleitung meines getreuen Wang stehe ich gegen eine überhängende Felswand gelehnt und hoffe, auf diese Weise vor dem tobenden Elemente gesichert zu sein. — Plötzlich aber bröckelt die Decke der höhlenartigen Nische, und die Wand stürzt mit tumultarischem Krachen berstend über uns zusammen!! —

Noch heute ist es mir ein vollständiges Rätsel, wie es uns damals gelingen konnte, aus der verderbenbringenden Höhle herauszukommen, ehe uns die herabstürzenden Erd- und Felsmassen erreichten und unter sich begruben. —

Nun stehen wir im strömenden Regen, den rasenden Elementen preisgegeben, benutzen die Lasten als Schilde gegen den tollen Hagel der Steingeschosse, die unaufhörlich von der Bergwand herunterkommen. Jeder kämpft für sich und manch rascher Seitensprung rettet den einen oder andern vor der Vernichtung durch Steinschlag oder Absturz. — Bis auf die Haut durchnäßt, aber völlig unverletzt, können wir nach kaum einer Viertelstunde den Marsch fortsetzen und treffen in einem verwüsteten Tibeterdorf gegen Abend wieder mit der durch das Unwetter total zerrissenen und verzellten Karawane zusammen. Stundenlang noch prasseln die reißenden Sturzbäche, die mehr Geröll als Wasser führen, von den durch Runsen und neugebildeten Erosionsrillen zerfrästen



Bergen hernieder. Aber wieder entschädigt uns ein geradezu märchenhaft schöner Sonnenuntergang, der den westlichen Himmelssektor in allen nur erdenklichen Farbönungen, von tiefschwarzen Tinten umrahmt, lodern und leuchten und die gespenstig grauen Nebelschwaden wie Feuer noch einmal erglühen läßt. Dieser herrliche Abend beschließt einen der letzten, zugleich aber auch einen der schönsten und denkwürdigsten Tage im Grenzlande.

Am Nachmittage des darauffolgenden Tages wird Gung-pan-ting, die nördlichste Grenzfestung des Reiches der Mitte im Mintal auf etwa 3000 Meter Höhe, erreicht. Die stark befestigte und von einer mächtigen Ringmauer umgebene Grenzstadt macht einen wuchtigen und massiven Eindruck. Rundum von übereinandergeschichteten, in den Löß hineingearbeiteten Terrassenfeldern umgeben, liegt die Stadt im stillen Frieden vor uns. In einer der großen Karawansereien, wo die von Nord und Nordwest kommenden Tibeter ihre Woll- und Fellkarawanen umzuschlagen pflegen, erreichten wir unser Quartier und sitzen schon bald, tibetische Mäntel über die Schultern geworfen, auf der Terrasse eines Karawanenhauses, um die Abordnungen der Tibeter, die uns besuchen kommen, würdig und in der Kleidung ihres eigenen herrlichen Landes zu empfangen. —

Prächtige Menschen sind das doch in ihrem wilden Aufzug, mit dem leuchtenden Weiß ihrer Augen und den indianerhaften, strengen Gesichtern, die so vorteilhaft und männlich gegen die weichlichen, bleichen Chinesenphysiognomien abstecken.

Daß der obligate Pflichtbesuch beim chinesischen Machthaber nur Hiobsposten und denkbar unerfreuliche Nachrichten bringen konnte, wird sich der Leser schon selbst ausgemalt haben. — Die runde, klare Tatsache ist, daß uns die Chinesen am Weitermarsch verhindern wollen, daß sie unsere Pistolen beschlagnahmen und uns gleichzeitig durch Eskorten chinesischer Soldaten in Schutzhaft nehmen lassen wollen. Nur durch energisches und zielbewusstes Auftreten gelingt es schließlich, den vornehmen chinesischen Verwaltungsbeamten dahingehend zu überzeugen, daß wir von nun an gewillt sind, für unsere eigenen Handlungen einzustehen und jegliche Verantwortung auch selbst zu tragen wünschen. Wir lehnen daher alle die so liebevoll gedachten Angebote ab und spinnen siegesbewußt unsere eigenen Pläne über das, was kommen soll. Stehen wir doch als weiße Forscher an der Schwelle eines unbekanntem, geheimnisvollen Hochlandes, in dem die Macht des großen Chinas nur noch nominelle Bedeutung besitzt. Über die eigenartige Zumutung, uns den

Zugang nach Tibet verwehren und verweigern zu wollen, können wir nur die Achseln zucken und beschließen nun im Aufwall der Gefühle, auf Biegen oder Brechen unsere Pläne zur Durchführung zu bringen und nördlich in das Land der unabhängigen und weder auf Lhasa noch auf China hörenden Räuberstämme der Guabas und Katschumiras vorzudringen.

Wie dieses Ziel zu erreichen sein wird und in welcher Richtung wir vorzustößen haben, liegt noch nicht fest, denn vorerst heißt es Reserve bewahren und abwarten, bis wir von Tschöngtu genügend Geld herankommen haben, bis starke Reitpferde gekauft und widerstandsfähige Yaks angeheuert sind und wir einen geeigneten Dolmetscher tibetischer Herkunft gefunden und angeworben haben. Ein solcher wird uns durch bald gewonnene tibetische Freunde in der Person eines höheren Lamas empfohlen, den wir schon in den nächsten Tagen aufsuchen wollen, um gleichzeitig auch das östlich von Sungpan gelegene Hochgebirge des Hsueh-schans einer gründlichen Durchforschung zu unterwerfen. —

Ich erinnere mich gern einer weichen und verschleierte tibetischen Mondnacht, die wir in Sungpans Mauern verbrachten und die in uns beim Fallen von Hunderten und aber Hunderten von Sternschnuppen eine nie so stark gekannte, unendlich mächtige Sehnsucht nach den weiten Hochsteppen wachruft. In einem leerstehenden Tempel, dessen geschweifte Dächer tiefschwarze Schatten auf die Umgebung werfen, haben wir unser Arbeitsquartier bezogen. Wir sitzen still und stumm, — jeder für sich auf dem düsteren Tempelaltare — Dolan an eine Säule gelehnt, Weigold im Torbogen träumend, und ich auf einem Stein. — Die große Scheibe des vollen Mondes hebt sich über die Gipfel der hohen Berge, die mit ihren runden, abgeschlossenen Formen im schwarzen Mondschatten den Eindruck eines verzauberten, gigantischen Schlosses erwecken. — Die spitztürmige Pagode droben auf der höchsten Erhebung, die am Tage so weiß und friedlich herüberleuchtet, scheint nur noch ein winziges Türmchen auf den Zinnen des riesenhaften Baues zu sein. — Dicht bei uns erheben sich die stockwerkartig übereinander gestaffelten Lößterrassen gegen den Himmel, und die mächtige breite Stadtmauer läuft im spitzen Winkel vom Mondlicht durchbrochenen Wolken zu, um ganz oben in einem kleinen, unscheinbaren Tempelchen zu gipfeln. —

Diese weite, am Tage winddurchwehte und staubige Terrassenlandschaft hat das milde Mondlicht in ein Land des Märchens, in die Gefilde von raunenden und wispernden Elfen verwandelt, — scheint es doch, als ob jeder Stein, jeder Baum und jeder Busch von einem

silberleuchtenden Hauch zart übergossen sei. — Sungpan, die alte starke Grenzstadt, um deren Mauern schon so viel Blut vergossen wurde, liegt schlafend still. Nur ab und zu, — wie Klänge aus der Unterwelt, — ertönen die starken rauhen Stimmen der Tibeterhunde, jener mächtigen Mastiffs, deren Bellen so klingt, als ob sie mit ihm alle Diebe und Feinde fernhalten könnten. — Die vielen tibetisch flachen oder chinesisch rund gewölbten Dächer und Firste der ruhenden Stadt treten noch schärfer hervor als am Tage, wenn Rauch- und Dunstschwaden über der Stadt lagern. — Der liebliche Garten und das blühende Mohnfeld vor unseren Augen, — überströmt vom herben Dufte der Mohnblüten und den zur Opiumgewinnung schon angeschnittenen Kapseln, versetzen uns in eine eigenartige Stimmung, die eben nur eine solche Mondnacht an der Grenze zweier mächtiger Reiche hervorrufen kann. — Wir sinnen und träumen —.

„Laß uns einen Rundgang machen!“ meint Dolan. — Die Mitte der Mondnacht rückt schon näher heran; es ist ein wunderbarer Spaziergang; aber ich glaube, wir haben kein Wort gesprochen. —

Der Mond steht schon beinahe im Zenit, und die langen Schatten des Abends sind zu einem Nichts zusammengeschrumpft. —

Lautlos liegen die Straßen in völliger Stille; wo tagsüber schmutzige Kinder spielen, wo rüddige Hunde nach ärmlichen Bissen und Unrat lungern und fette Schweine sich im Pfuhle wälzen, wo brodelnder Lärm und bestialischer Gestank die Luft sonst erfüllen, ist jetzt unheimliches Schweigen. — Es herrscht ein tiefer Friede, und klare Bergluft weht durch die einsamen Straßen. —

Von ferne her klingt die rührig geschlagene Trommel des Wächters der Nacht, der sich seines Instrumentes anscheinend nur aus dem Grunde bedient, um dem etwaigen Diebsgesindel Kunde zu tun, wo er sich gerade befinde. — Von den mächtigen Sakya-Buddha-Bauten und Tempeln, deren ragende Rundsäulen im reinsten Weiß ein geradezu gespenstisch helles Licht widerspiegeln, kommen wir schließlich zu einem dunklen, kleinen Tor in der gewaltigen, hell beleuchteten Stadtmauer. — Es steht offen — und führt hinunter zu den Ufern des Min. — Da braust er, — einem wilden, noch ungerittenem Pferde gleich, in seiner ungestümen Macht dahin. Wie ein blutjunges, kräftiges Fohlen kommt er mir vor, das eben dem beengenden Stall der hohen Eisregionen entronnen ist und nun in vollem, lebensfreudigen Galopp der großen Ebene zustrebt, — zu unbeherrscht noch, um einen Reiter zu tragen. —

So führt der Minfluß, — kaum den Kältewüsten und Felsenhängen des Minschan entronnen, — seine kalten, klaren Gluten der fernen Tschöngtuebene zu. Es geht schon dem neuen Tage entgegen, da kommen wir wieder in unserem Tempel an und legen uns schlafen, denn morgen soll ein großer Tag sein! —

Nach etwa dreistündigem Marsch erreichen wir Chui-za-ba, den kleinen Ort, wo der Lama Lung, den man uns als Dolmetscher empfohlen hat, wohnen soll. Man hat uns bedeutet, daß der schon betagte Priester ein „lustiges Haus“ sei und der roten, nicht reformierten Sekte des Lamaismus angehöre. — Es ist das Vorrecht der Mitglieder dieser alten lamaistischen Kirchensekte, heiraten zu dürfen, während die Angehörigen der „gelben Sekte“, die mit der offiziellen Staatskirche Tibets identisch sind, ja bekanntermaßen im Zölibat leben müssen. — Unser alter, lustiger Lama hat sich das Privilegium seiner Sekte in recht angenehmer Weise nutzbar gemacht, indem er gleich zwei Frauen heiratete, die in getrennten Ortschaften leben und bei denen er abwechselnd Gastrollen zu geben scheint. — Meisterhaft scheint er es zu verstehen, seine beiden Ehegattinnen auseinanderzuhalten, damit, wie er mir später einmal sagte, sie sich nicht allzu sehr in die Haare kriegen sollten. Er ist ein richtiger Pascha, der die beiden ihm gehörigen und von seinen Frauen bewirtschafteten Höfe nur einer zeitweiligen Kontrolle unterzieht und die Frauen selbst wirtschaften läßt, während er neben der Ausübung seiner religiösen Pflichten, die er glücklicherweise auch nicht allzu ernst zu nehmen scheint, bei der gleichaltrigen mal nach dem Nützlichen und bei der jungen nach dem Angenehmen sieht.

So kommt es, daß wir im Hause des Lamas in Chui-za-ba nur seine erste Frau und deren, auch nach unsern Begriffen, sehr hübsche Tochter vorfinden. Die beiden tibetischen Damen nehmen uns freundlich auf und bewirten uns mit köstlicher Milch und tibetischem Bier, einer nach Essig und Hefe schmeckenden Gerstenjauche, die mit Hilfe langer Strohhalme durch das Spundloch eines kleinen Fasses aufgesogen wird. — Dieses Bier, „Tsang“ genannt, ist ein im ganzen ackerbau-treibenden Gebiet Tibets weit verbreitetes Getränk, das je nach Landschaft und örtlichem Geschmack in seiner Güte und Bekömmlichkeit außerordentlich wechselt. Es wird nicht in unserem europäisch deutschen Sinne gebraut, sondern besteht in dieser Gegend lediglich aus zerquetschten Gerstenkörnern, die mit Wasser übergossen und eine Zeitlang einem einfachen Gärungsprozeß unterworfen werden. Durch unsere Neugier gereizt, tun wir uns an dem abscheulichen Stoff, mehr als bekömmlich ist, gut und warten auf den

Lama Lung, der auf stolzem Streitroß gegen Mittag herangeritten kommt. Er ist ein alter, aber sehr frischer, kleiner Mann, mit listigen Augen und nur mäßig stark ausgeprägtem Mongolentypus. Nachdem die offiziellen Höflichkeitsbezeugungen, so wie die tibetische Etikette es erfordert, vorüber sind, steuern wir mit Macht auf unser Ziel zu, — erfahren aber eine Niederlage, da sich der Lama anscheinend vorerst mit Händen und Füßen sträubt, sich für unsere Sache gewinnen zu lassen. Vor allem aber, so behauptet der Lama, müsse er, ehe er überhaupt eine Entscheidung treffen könne, sich mit seinen beiden Frauen besprechen und sie um die Erlaubnis fragen, ob er mit uns ziehen dürfe und dann, das erwähnt er so nebenbei, sei das Land, in das wir ziehen wollten, so räuberverseucht, daß wir wohl kaum wieder lebend herauskommen würden. Da mit dem alten Knaben im Augenblick nichts anzufangen ist, so schieben wir die Verhandlungen auf und widmen uns der zoologischen Erforschung des Schneegebirges. —

Wir versuchen nun, einige junge Tibeter als Führer für die hochalpinen Gebiete zu bekommen, aber auch dieses ist nicht so leicht im tibetischen Lande, wo die Frau, ganz im Gegensatz zu China, eine hohe Stellung innehat und alle Männer ihre Frauen erst schön und artig zu fragen haben. Es sind eigenartige soziologische Verhältnisse in Tibet, wo sich Männer und Frauen zwar redlich in die Arbeit teilen, die Frau jedoch, im großen Gegensatz zu den meisten Asiaten, in wirtschaftlichen und den Hausstand betreffenden Dingen selbst regiert und das Heft fest in der Hand hält. — Rein äußerlich zeigt sich ihre Macht schon darin, daß es der Frau des Hauses gestattet ist, Besuche selbst zu empfangen und im Beisein der Fremden den feingeschnittenen Tabak aus langen Bambusrohrpfeifen zu rauchen.

Die meisten Tibeter, die im übrigen auf sogenannte Moral keinen allzu großen Wert legen, leben in gewöhnlicher Eihe, während nur die allerreichsten dazu in der Lage sind, sich mehrere Frauen zu halten. Die merkwürdigste Eheform überhaupt ist die in Tibet weit verbreitete Polyandrie oder Vielmännerei, bei der der älteste Sohn einer kinderreichen tibetischen Familie ein Mädchen heiratet, während alle jüngeren Brüder des Ehemannes gleichzeitig Mitehegatten der gleichen Frau sind. Um Komplikationen zu vermeiden — und der Kompetenzschwierigkeiten wegen — ist es jedoch ein ungeschriebenes Gesetz, daß immer nur ein Ehemann sich im Hause befindet, während sich die anderen, teils auf Karawanenreisen, teils bei den Viehherden in den Steppen oder beim Medizinsammeln in den Bergen die Zeit vertreiben. Das wichtigste an

der soziologischen Struktur des tibetischen Volkskörpers scheint mir aber zu sein, daß die Ehe rein wirtschaftlich bedingt ist und eine nur sehr lockere Bindung zwischen Mann und Frau darstellt. Die Tibeter erfreuen sich im übrigen einer allgemeinen geschlechtlichen Promiskuität, die ihren rührendsten Ausdruck darin findet, daß die Kinder in den häufig eintretenden Fällen, wenn der Vater nicht ermittelt werden kann, ganz verschiedene Männer, die ihnen verwandtschaftlich am nächsten stehen, mit den schmückenden Beinamen: „Großer Vater“ (beim ältesten Mann), „mittlerer Vater“ (bei einem mittelaltrigen) und „Kleiner Vater“ (bei dem jüngsten männlichen Verwandten, der auch als erblicher Vater eventuell in Frage käme), belegen. —

Am 28. Juni brechen wir zum hohen Schneegebirge auf und ziehen auf steilen, steinigen Wegen den ganzen Tag bergan, um bei dichtem Nebel und von eisigem Winde umweht am späten Nachmittag einen 4000 Meter Paß zu nehmen, von wo wir in die Koniferenwaldzone hinabsteigen, um den einsamen tibetischen Tempel von Hoang-lung-ce zu erreichen. —

Jagd auf Fasanen, tibetische Rebhühner und Schneetauben bringen die nötige Abwechslung in den langwierigen Tag, bis wir angesichts der gewaltigen Schneegipfel des Hsueh-schans unser Expeditions-lager aufschlagen. — Das dicht bewaldete Tal von Hoang-lung-ce wird von einem breiten, leuchtenden Seenband von Sinterterrassen durchzogen, die in schätzungswaise 50 verschiedenen Bassins und mehreren hohen Wasserfällen die kristallklaren Gluten aus den Schneegebirgen des heiligen Sonn-Gletschergebietes niederführen. — Diese prächtigen, hell leuchtenden Kalksinterterrassen, mit ihren brausenden Kaskaden und schönen Wasserspiegelungen, gaben dem religiösesinnigen Naturvolk wohl Veranlassung dazu, den Ort als heilig anzusehen. —

Langsam, das Naturwunder immer wieder betrachtend, bin ich die Sinterterrassen heraufgestiegen bis zum höchstgelegenen Tempel und pirsche nun in vorweltlicher Abgeschlossenheit dem großen Gletscher entgegen, der mit seiner Zunge tief ins Tal herniederleckt. Rundum bedecken herrlich duftende Primeln das graue und rote Felsengelände mit dichten, farbenfreudigen Polstern. Die tiefgrauen Schatten der Felskolosse, die sich im Verein mit den elfenbeinfunkelnden Gipfelriesen in grüngrauen Gletscherseen spiegeln, in Gemeinschaft mit dem Frühlingsblütenteppich in allen nur erdenklichen Tönungen und Farbenabstufungen, begleitet von den tiefer rauschenden Wassern der Sinterkaskaden, verleihen der ohnehin schon zauberhaften Landschaft einen märchenhaften

Reiz. Hoch oben, in den dolomitähnlichen Felsmassiven, deren Gipfelkronen, vom Strahl der untergehenden Sonne getroffen, wie feurige Kugeln erglühen, horsten Steinadler und Lämmergeier, diese schönsten, größten und edelsten Raubvögel Asiens. Die Tiere haben dort oben eine Freistatt und werden von den gläubigen Lamas des tiefer liegenden Klosters geschützt. — Besonders die großen Lämmergeier, im Verein mit den noch ungeschlachteren Himalajageiern, sind den Tibetern heilig wegen ihrer merkwürdigen Funktion als sogenannte lebende „Gärge“.

Es ist anthropogeographisch interessant zu wissen, daß die Bestattungsarten in Tibet je nach geographischer Beschaffenheit des Landes stark variieren. Während die heiligsten Lamas und lebenden Buddhas nach ihrem Tode zumeist getrocknet, einbalsamiert und vergoldet werden, finden im osttibetischen Raume, soweit genügend Holzvorräte vorhanden sind (also nur in den tiefer gelegenen Waldtälern), auch Leichenverbrennungen statt. Doch ist die übliche für ganz Tibet geltende Bestattungsart „die himmlische Beisetzung der irdischen Reste“. Das weite, im Durchschnitt über 4000 Meter hohe tibetische Hochland, dessen Boden mehr als 8 Monate des Jahres gefroren ist, erlaubt keine Erdbestattung, während auch die Leichenverbrennung wegen der völligen Kohlenarmut und der Spärlichkeit der Vegetation unmöglich ist, so daß die Leichen von berufsmäßigen Leichenzerschneidern mit langen Messern in greulicher Mezelei zerstückelt werden, um den riesenhaften Geiern als Festschmaus vorgeworfen zu werden. Die Tibeter glauben, daß auf diese Art der beflügelten Bestattung auch die irdischen Reste der Verstorbenen in den buddhistischen Himmel kommen, so daß die nächste Wiedergeburt auf Erden auf diese Art und Weise beschleunigt werde. Die ganze tibetische Religion, die sich sehr stark vom reinen ursprünglichen Buddhismus abgewandt hat, ist stark mit Seelenglauben, okkulten Lehren, Magie und Geisterglauben vermischt, wie wir uns in dem großen Kloster Gatumgomba gelegentlich eines faszinierenden Mitsommerfestes überzeugen konnten. Dicht am Tonnr, dem höchsten Schneegipfel des Hsueh-schan gelegen, ist es die geheiligte Stätte, wo alljährlich zur Mitsommerzeit Hunderte und Aberhunderte von gläubigen tibetischen Lamaisten aus allen Teilen des umliegenden Hochsteppenlandes herbeieilen, zu den Mysterien des Vollmondfestes, das zu Ehren des allmächtigen, das Schicksal der Menschen beherrschenden Berggottes abgehalten wird.

Nach einem fast zehnstündigen Ritt, der uns quer über ein karstig steiles Vorgebirge des Hsueh-schan hinüberführt, kommen wir eines abends am Festplaz vor den Toren des alten Klosters an, wo sich das

große Zeltlager der herbeiströmenden Tibeter befindet. Dort werden wir von der zweiten Frau unseres alten Lamas herzlich empfangen und beziehen den besten Raum, die Hauskapelle ihres Hauses, wo wir noch am gleichen Abend mit dem traditionellen Buttertee und Tsamba, dem gebrannten Gerstenmehl der Tibeter, glänzend bewirtet werden.

Schon die ganze erste Nacht hindurch dröhnen die dumpfen Trommeln Tibets, deren Aufgabe es ist, die Götter zu locken und die Dämonen zu vertreiben, vom Tempel zu unserer Behausung herüber.

Gellend dröhnende Tuben und noch lauterer Trommeln wecken uns am frühen Morgen des folgenden Tages, da die Sonne gerade die hohen einsamen Schneezinnen des 7000 Meter hohen Sonnergipfels mit Gold überzieht. Jetzt erst erkennen wir voll Bewunderung, wie märchenhaft schön dieses Bergkloster liegt, das nun im Zeichen seines höchsten Festes steht. Tibeter in gediegenem, herrlichen Kriegsschmuck sprengen auf weißen, feurigen Pferden von allen Seiten heran, um dem kommenden Schauspiel zu lauschen, aber auch ihre Frauen und Kinder, alle hoch zu Ross und in farbenprächtigen Festgewändern eilen herbei, um den Feierlichkeiten beizuwohnen. Betend, singend, trommelnd und jodelnd bewegt sich die Masse des Volkes auf dem weiten Festplatz hin und her, bis am Nachmittage die ersten bunten Tänzer in ihren weiten, wallenden Gewändern erscheinen, um mit den verschiedensten Farben, die sie gruppenweise tragen, zu versinnbildlichen, daß sie aus allen Himmelsrichtungen herbeigeeilt sind, um den Göttern Genüge zu tun. Mit unendlich langsamen, würdig abgemessenen Bewegungen schreiten die Rotbekleideten von Norden, die Grünen von Süden, die Gelben von Osten und die Blauen von Westen heran und vereinigen sich unter infernalischem Getöse der schauerlich gellenden Geistermusik, in der Mitte des Tempelrondels zum ersten rituellen Tschamtanze.

Am zweiten Tage des großen Festes versammeln sich alle Tibeter schon früh am Morgen, um in buntgemischten Reihen vor dem Tempelplatz sitzend und niederkniend ihre inbrünstigen Gebete zum Gipfel des Sonnr hinaufzusenden, während der Großlama und Abt des Klosters aus den heiligen Büchern Buddhas eine lange, feierliche Predigt verliest, die damit endet, daß das gesamte Volk vor ihm kotaut und sich einzeln von dem, würdigen Schritte durch die Reihen schreitenden Großlama, segnen läßt. Gekrönt wird dieser andachtsvolle, nur der religiösen Verinnerlichung gewidmete Tag durch einen geisterhaften Mondscheintanz, den eine Schar von fanatischen Mönchen in glitzernden Gewändern und langen wallenden Togen nächstlicher Weise aufführt.



## Das große Fest

Der dritte Tag erst bringt den großen „Teufelstanz“, dessen Hauptbedeutung darin liegt, daß alle bösen Geister und Dämonen herbeigelockt und vernichtet werden. Die symbolischen Tänze aber sollen im wesentlichen nichts weiter versinnbildlichen als den siegreichen Kampf des guten Elementes über alles Schlechte und Verwerfliche auf dieser Erde. Die pantomimischen Spiele stellen alte Überlieferungen dar und dienen gleichzeitig zur theatralischen Belustigung des Volkes. Mit einem rasenden Schwertertanz, der von Gottkriegerern und Vasallen des Tonrgipfels aufgeführt wird, beginnt das großartige Schauspiel. Diesen göttlichen Kriegerern, die im Verein mit dem Abgesandten Buddhas das Land von den bösen Geistern befreien, fällt die Aufgabe zu, den unheimlichen Gewalten der Unterwelt Kampf und Vernichtung anzufügen. Danach folgt ein Totentanz, den ein Lama mit grimmiger Schädelmaske im blauen, schimmernden Seidengewand, das über und über mit Gold und Silber bestickt ist, aufführt. Langsam bewegt sich der Tänzer unter dauernden Umdrehungen und Schwenken der goldenen, grünen, roten und blauen Seidenschleier im Kreise umher, um den Toten und ihren umherirrenden Geistern ewige Ruhe und ungetheilten Frieden zu spenden. Dazu aber ertönt eine dumpfe, unheimlich hohl klingende Lamamusik, die im Rhythmus des Tanzes stoß- und tuschweise hervorgebracht wird. Es folgt ein Tanz der Kinder, die, in feuriges Rot gekleidet, mit goldenen Käppchen und fast japanisch anmutenden Steilfrisuren, eine Halbrunde tanzen, um dann die kurze Predigt eines Hoshan (höherer Lama) auf das Wohlergehen der jungen Generation und die Fruchtbarkeit der Alten abzuwarten. Nachdem Butter und Wein in feierlicher Handlung geopfert sind, tanzen die Kleinen mit Schellen in der einen und winzigen Trommeln in der anderen Hand den Reigen des Fruchtbarkeitszaubers aus, und nun folgen im raschen Wechsel hintereinander die Mysterien- oder Maskentänze, deren Sinn es ist, die Unwetter und Hageldämonen zu bannen. Tiermasken versinnbildlichen den Kampf auf Leben und Tod auf der einen, wie das harmonische Zusammenleben der Menschheit mit ihren Haustieren auf der anderen Seite. Da sieht man im Hirschmaskentanz die geweihten Häupter, die sich zwei und zwei gegenüberstehen, nicken und sich verbeugen, bis sie rasch im Kreise tanzend schon wieder von anderen, immer neuen Tänzen abgelöst werden. Zwei menschliche Masken mit friedlichen, leuchtenden Gesichtern von mongolischer Prägung treten auf, die erste rot, die zweite gelb und bedanken sich in schnellem Tanz unter dauernden Verbeugungen dafür, daß der Berggott die Ernte in diesem Jahre so gut gedeihen ließ.

Totenmasken, mit roten, blauen und grünen Bändern geschmückt, sollen um langes Leben bitten und den Tod verbannen; Schwerttänzer huldigen der Sonne, Königsmasken bitten tanzend und sich verneigend für die Gesundheit der Menschen und Haustiere, und schließlich wird mit gellender Musik und symbolischen Zeichen das größte Schaustück des Tages angekündigt, und gleich darauf tritt überlebensgroß ein grimmiges Ungetüm aus der Halle des Tempels hervor. Einem Löwen ähnlich, soll dieses mystische Wesen das „Haustier des Königs oder der Königin“ verkörpern. In raschen, ungeheuerlich wirkenden Sprüngen bewegt sich die Bestie eine halbe Stunde lang im Kreise umher, um sich schließlich des Tobens müde, friedlich vor den tibetischen Stammeshäuptlingen niederzulegen, wo sie mit geopferten Gerstenkörnern friedlich gestimmt und gesegnet wird. Nun zünden rotbekleidete Lamas einen mächtigen Scheiterhaufen an, auf dem den Göttern zu Ehren heilige Wacholderzweige verbrannt werden. Das Volk, das bis dahin ganz ruhig und in Betrachtung der religiösen Handlungen versunken war, bricht sofort in die unbeherrschte grausame Begeisterung des asiatischen Steppenvolkes aus, tanzt wild und wirr durcheinander; die Leute schreien, Weiber heulen, Männer ziehen ihre Schwerter und die Mönche schlagen mit langen Peitschen in die Menge hinein. Aber all das reizt das Temperament der wild gewordenen Massen nur noch mehr, kochend vor stürmischer Begeisterung nehmen sie den Scheiterhaufen im Sturm, stellen sich in die Flammen und schwenken die blanken Schwerter.

Ein tiefes, unheimliches Trommeln, das erst leise erscholl, schwillt nun plötzlich zur höchsten Ekstase an, und feierlich, mit weit ausgreifenden Schritten schreitet der Großlama aus dem düsteren Tempel, wo er Gebete verrichtete, von seinen Würdenträgern gefolgt, auf den Scheiterhaufen zu. Es ist, als ob die Erscheinung des Abtes allein schon einen unendlich beruhigenden Einfluß auf die vor wenigen Minuten noch im tumultarischen Aufruhr sich befindende Volksmasse habe. Ringsum setzt plötzlich unheimliche Stille ein, betroffen schaut jeder zu Boden, und ich beobachte, wie der in goldene Gewänder gehüllte Großlama, der einen dreizackigen, goldenen Priesterhelm auf dem Haupte trägt, ein kaum wahrnehmbares Zeichen gibt.

Kein Tibeter rührt sich, alles ist in schweigende Andacht versunken, nur die Gehilfen des hohen Priesters tragen nun ganze Säcke voll Gerste, Ziegeltee und dicke Butterklumpen heran. Während das Volk noch weiter im Schweigen verharrt, besteigt der große Priester den schwelenden Scheiterhaufen und opfert für das Volk. Dann tritt würdigen Schrittes



Heiliger Pilger



Leichenzerschneidung



Tibets Einöden

der Großfürst der tibetischen Stämme als Anführer des Volkes hervor, kotaut vor dem Alt und wirft sich dreimal auf die Erde, mit seiner Stirn den Boden berührend. Darauf opfert auch er, um den Berggott für das kommende Jahr versöhnlich zu stimmen. Nach dieser feierlichsten Handlung bricht wie der Sturm aus heiterem Himmel die Begeisterung des Volkes von neuem hervor; jeder stürzt sich zum Feuer, opfert und tanzt in wilder Ekstase. Schon während dieses tollen Feuerreigens haben sich etwa 30 mit Fuchspelzen geschmückte junge Tibeter im weiten Halbkreis aufgestellt und schwingen ihre vorsintflutlichen Gabelflinten, deren Luntten schon brennen, hoch über ihren Köpfen. Unterdessen wird das große „Torma“, ein mit Tsambaballen bedeckter „Gesundheitsaltar“, in den man alle die bösen Geister der ansteckenden Krankheiten gebannt hat, zum Flußbett hinunter getragen, wo es den Fluten zur endgültigen Vernichtung übergeben wird. Alles strömt nach, die Männer, die Frauen und Kinder, die Schützen und zuletzt mit seinen beiden Vasallen auch der hohe Priester. Man beugt sich zur Erde; würdevoll nehmen die Lamas ihre Aufstellung, dröhnend intoniert die Musik; die Gottkrieger, geführt von einem wild dreinschauenden Flaggenträger und etwa 30 weiteren Tibetern mit gezogenen Schwertern, beginnen nun einen wilden, phantastischen Kriegstanz, um die letzten noch überlebenden Dämonen und bösen Geister unter krachenden Salven ihrer Gewehre zu erschließen oder ihnen mit Schwerthieben endgültig den Garaus zu machen.

Nun sind wir völlig in den Bann der wilden Horden geraten, die uns umschwärmen, uns umjubeln, und uns in berauscher Farbenpracht bis zu unserer Behausung folgen. Da greifen wir zu unseren Waffen und geben unter begeisterten Zurufen aller kriegsfähigen Mannen zu Ehren der Götter einige Salven vom Altan der alten Lamaburg ab, während die aufgeregte tobende Massen uns durch Johlen, Schreien und Schwerter-schwingen ihre Ovationen darbringen.

Selten habe ich ein solches Volksfest erleben dürfen, das uns wieder einmal so klar und eindeutig anzuzeigen vermochte, wie nahe die frohlockende, immer zu Scherzen aufgelegte tibetische Volksseele unserer eigenen verwandt ist.

Leise sinkt, nachdem sich das Volk verlaufen hat, die Dämmerung herab, und bald spiegeln sich die Gletscher des Sonnir wieder im blauen Licht des vollen Mondes.

## Sechstes Kapitel

### Räuberland

Ein Sturz — Zu den Quellsflüssen des Min — Räubergeschichten — Die unendlich weiten Steppen — Ein kapitaler Rehbock — Die Sümpfe — Mitten im Räuberland — Gazellenabenteuer — Die Nomaden — Isankar erreicht — Der Paß

Gelegentlich des Mitsommerfestes haben wir uns die ungeteilte Sympathie und das felsenfeste Vertrauen unseres alten Lama Lung gewonnen, so daß er sich alsbald entschließt, mit uns ins wilde Tibet zu ziehen. In heldenhafter Pose reißt sich der Alte von seinem heulenden Weibe los und folgt uns in strammem Ritte nach Sung-pan, wo die letzten Vorbereitungen zum großen Abmarsch getroffen werden. Am Vortage habe ich noch ein kleines Abenteuer, das beinahe all mein Hoffen und Sehnen auf das große Erleben des wilden, eigentlichen Tibets zunichte gemacht hätte. Am Nachmittage unternehme ich einen größeren Ausritt in die Umgebung der Stadt, um noch einige Tierarten zur Vervollständigung unserer Serien zu sammeln, gebe meinem Pferde in stiller Zufriedenheit freie Zügel und reite über die schmalen, steil abfallenden Terrassenfelder der höchstgelegenen Lössiedlungen. Mein braver Gaul war immer völlig schußfest und die Ruhe selbst gewesen und hatte sich auch längst an meine Eigenart gewöhnt, Küchenwild, ohne abzustiegen, aus dem Sattel zu erledigen. So habe ich auch gar keinen Argwohn, sitze ganz leicht auf dem Pferde, lasse die Füße nach unten baumeln, als 2 fette Felsentauben schräg von vorne heranstreichen und ich, rasch zur Flinte greifend, Feuer gebe. Auf meinen Schuß eine weithin stiebende Federwolke — zwei tote Tauben in der Luft — ein toller Schwung — vor meinen Augen plötzlich eine blendende Helle — — — ein dumpfer Schlag und Schmerz — — — aus!

Wie ich wieder zu mir komme und die Augen aufschlage, denke ich in erster Minute, mein Rückgrat sei gebrochen, glaube, die Expedition sei nun zu Ende für mich — — — so schmerzt jeder Knochen und jeder

Wirbel im Rücken. In ohnmächtiger Wut, unfähig mich zu rühren, liege ich lange gelähmt, bis der Schmerz endlich etwas nachzulassen beginnt und ich nun erst, da ich den Kopf wieder wenden kann, zu meinem größten Erstaunen entdecke, daß ich 2 Lößterrassen von mindestens 10 Meter Höhe hinabgeworfen worden bin. Erst bei Beginn der Dämmerung reiße ich alle Energie zusammen, raffe mich mit krummem Rücken auf und stelle nach wenigen Schritten schon fest, daß, abgesehen von der aufgeschürften Haut und den blutenden Stellen an Armen und Beinen, die noch etwas schmerzen, von der anfänglichen Lähmung nichts mehr zurückgeblieben ist.

Ich danke meinem Schöpfer und krabble wieder bergauf, wo ich mein Pferd mitten in einem Gerstenfeld ruhig grasend vorfinde. Zahm wie immer, als wenn gar nichts geschehen wäre, dreht das Tier den Kopf und läßt sich den Hals klopfen. Nun taste ich mich zur Unfallstelle zurück, um nach meiner Flinte zu suchen, die ich schließlich auch 2 Terrassen tiefer, wohin sie während des Sturzes im hohen Bogen geflogen sein muß, glücklich finde.

Dann geht's in die Herberge zurück, wo sich spät am Abend unsere tibetischen Karawanentreiber mit der grunzenden Yakherde und den Ersatzpferden einstellen, so daß wir die größte Hoffnung haben, bei Tagesgrauen aufbrechen zu können, ohne bei den Chinesen, die sicher dann noch schlafen werden, irgendwelches Aufsehen zu erregen.

Was in drei Teufels Namen werden die wilden Gnabas und Ngoloßs für Augen machen, wenn eine Bande bärtiger Europäer in tibetischer Kleidung, zusammen mit einem goldbetrefften eigenen Seel-sorger durch die Steppe galoppiert kommen?

Ein bläulich feiner Dunst von leichten Nebeln liegt über dem Mintal, als wir hoffnungsfreudig unsere Pferde satteln und zusehen, wie unsere wilden tibetischen Begleiter die schweren Lasten auf den breiten Rücken der Halbblutyaks festschnallen. Diese Tiere sind Bastarde zwischen chinesischen Rindern und tibetischen Yaks und zeichnen sich in der ersten Kreuzungsgeneration durch besondere Größe und kräftige Muskulatur aus. Ja, sie sind in der Tat viel widerstandsfähiger als die beiderseitigen Elterntiere und geben die besten Transporttiere des tibetischen Hochlandes ab. Dieses „Luzurieren der Bastarde“ ist ja eine bekannte biologische Tatsache, die auch wir uns in der Maultierzüchtung schon lange zu eigen gemacht haben.

Mit flinken Händen ziehen die Tibeter die mit roher Butter eingeriebenen Yaklederriemen mit ihren blendend weißen Zähnen fest und

legen dann eine einfache, aber unlösbare Schlinge, bis die ganze aus 40 Ochsen und 15 Pferden bestehende Karawane abmarschbereit im Hofe steht.

Den ganzen Tag lang ziehen wir mintalaufwärts durch eine üppige Ackerbau Landschaft und erreichen am Abend eine vor Räubern sichere Inselweide, die von zwei reißenden Armen des Flusses umströmt wird. Erhöht wird die Sicherheit vor Räubern im Glauben unserer Tibeter noch durch zwei riesige Gebetsmühlen, die dort im einsamen Talboden von einem Nebenarm des wilden Flusses getrieben werden und Hunderttausende von Gebeten für uns zum Himmel senden. Obendrein sind auf diesen riesigen, von unterschlägigen Wasserrädern betriebenen Trommeln die unendliche Reihen der Teufelsqualen, die ein tibetischer Räuber nach seinem Tode zu erwarten hat, in den buntesten Farben aufgemalt. So sind wir sicher, daß die vielen Om mani padme hum, zu deutsch: Heil Dir, Juwel in der Lotusblume, ihre Pflicht schon für uns tun werden. Außerdem begegneten wir ja im Laufe des langen Tages noch zahlreichen anderen Gebetsmühlen, vielen Manihäufen, auf deren Steinen ebenfalls nur die eine einzige Gebetsformel für das Glück der Wanderer aufgezeichnet ist, und dann wehten um alle tibetischen Ortschaften dichte Reihen von wallenden Gebetsfahnen, so daß für uns (so glauben jedenfalls unsere Diener und Begleiter) selbst der Wind in den Dienst der Götter gestellt wurde, denn er bewegte die mit Zauberformeln beschrifteten oder bedruckten Flaggen in leichter Brise hin und her, um die bösen Geister und Dämonen aus der ganzen Umgebung fernzuhalten.

Anderen Tags ist der Fluß schon so schmal geworden, daß wir ihn an zwei verschiedenen Stellen überqueren können, ehe wir die noch immer im Ackerbaugebiet gelegene Residenz eines höheren tibetischen Fürsten erreichen, von dessen höflicher und beinahe weltmännisch geschickten Frau wir freundlich empfangen und nach Landesbrauch mit Buttertee und Tsamba bewirtet werden. Da der Herr des Hauses sich irgendwo im Lande bei seinen Untertanen befindet, bitten wir nach eingenommener Mahlzeit den alten Hauslama, uns einen Blick in die Kapelle, die in keinem tibetischen Hause fehlen darf, werfen zu lassen. Diese Hauskapellen sind für gewöhnlich die schönsten und am geschmackvollsten eingerichteten Räume jeder tibetischen Wohnstatt. Da finden wir neben einem prachtvoll geschnitzten Altar prächtig bemalte Lesetische, bis zur Decke hinaufreichende Bücherregale mit den heiligen lamaisischen Schriften, und an den Wänden hängen köstliche Stickereien, während die Sitzpolster mit Teppichen aus Lhasa belegt sind. Die Rückwand des Raumes zieren alte Harnische und Kampfhelme, die mit anderem kriegerischen



Zierat und Waffenschmuck umgeben sind, während kleine Butterlämpchen, die die Kapelle bei festlichen Anlässen beleuchten sollen, in der Runde verteilt sind.

Nachdem die Fürstenburg und damit das letzte große Haus der Ackerbauzone hinter uns geblieben ist, reiten wir weiter talauf, der großen, weiten Einöde entgegen und gelangen am späten Abend nach langem Ritt wiederum zu einer Insel, die uns als willkommene Festung gegen die Räuber, von denen unsere armen Diener beinahe den ganzen Tag sprachen, dienlich sein wird. Der alte Lama Lung macht sich sogar einen Höllenspaß daraus, unsere feigen chinesischen Diener noch mehr einzuschüchtern, indem er ihnen von selbsterlebten Raubüberfällen berichtet, und dazu kommen noch die Geschichten der in der Umgebung hausenden Tibeter, die uns Mitteilung machen, daß eine 150 Mann starke Räuberbande in den nahen Bergen hause und von Zeit zu Zeit Karawanen überfalle und ihren Tribut einfordere. Raum einer Erwähnung bedarf es wohl, daß unsere wie Espenlaub zitternden Chinesen, deren Herzen, wie sie selbst sagen, wirklich ganz „klein“ geworden sind, eine eigene freiwillige Nachtwache aufstellen, während wir selig und ruhig den kommenden Ereignissen entgegenträumen.

Schon am nächsten Tage dehnt sich ein unendliches, flachwelliges Grasland, nur von einzelnen Wannentälern tief gefurcht, vor uns aus. Im höchsten Grade merkwürdig erscheint uns hier in der Kampfzone zwischen den Waldgebieten und dem Hochsteppenland die Vegetationsverteilung in den Tälern, deren Südhänge mit dichtem Wald bedeckt sind, während die dem kontinentalen Klima des Hochlandes preisgegebenen Nordseiten nur noch mit dichter Grasnarbe bewachsen sind und so eine gleichsam schachbrettartige Aspektwirkung abgeben. Zur Gewinnung einer besseren Übersicht reite ich hangauf, um gleichzeitig die Seitensicherung unserer Karawane gegen die nun akut und spürbar werdende Räuber Gefahr zu übernehmen. Vor uns nämlich liegt nun das große Niemandsland, das sich zwischen den Vorposten der tibetischen Ackerbaukultur und den reinen Raubnomaden wie ein breiter Gürtel hinzieht; ein wilder Streifen einsamer Hochsteppen, in dem nur das Recht des Stärkeren Gültigkeit besitzt.

Mein Schimmel flucht und dampft, prustet und schnaubt, zieht aber tapfer durch die brusthohen Rhododendren nach oben, daß die Halme des langen Grases vom Atem des schwer arbeitenden Pferdes zur Seite fliegen. Verfolgt von einer wahren Wolke rachsüchtiger Bremsen und Moskitos, die franzartig um die zerrissenen Stellen meines Hemdes sitzen

und mir das Blut aussaugen, gewinnen wir mählich an Höhe und erreichen schließlich den höchsten Punkt eines riesenhaften Grassügels. Während mein Pferdchen weiden darf, setze ich mich nieder, um dieses Grasland, das sich wie ein bewegter See unter mir bis in die graue Unendlichkeit dehnt, mit dem Glase genauestens abzusuchen. Es ist das erste Mal, daß ich, soweit mein Auge reicht, das echte hochtibetische Steppenland vor mir ausgebreitet liegen sehe. Bedeckt nur von grau-grünen, sich wie ein samtner Teppich dehnenden Matten, untermischt von silbernen Edelweißsternen und den himmelblauen Glöckchen des Alpenenzians, reicht dieses Land bis zum fernen Horizont im Norden, der von den schnee-weißen Gletscherkronen des Min-schan, dessen langgestreckte Gebirgsform wie ein Geisterschiff über dem welligen Dzean der grünen Steppe hervorschaut, zackig begrenzt wird.

Ich lausche, sitze und spähe nach Wild, bis die goldene Sonne hinter den fernen runden Hügeln untertaucht, bis der blaue Ohrfasan aufhört, seinen lauten, knarrenden Lockruf aus dem Tale herauschallen zu lassen und der erste Uhu seine weite Runde segelt.

So reisen wir nun schon tagelang durch das völlig unbewohnte, doch nicht unbewohnbare, wilde Niemandland der Räuber. Kein friedlicher tibetischer Nomade hütet hier seine Herden über den unbegrenzten, ungenutzten weiten Grasflächen des Räuberlandes, das sich wie ein horror vacui um das von den Ngoloks bewohnte Territorium legt.

Eines Tages werden „Räuber“ gesichtet, die am weiten Horizonte in gemessener Entfernung vorbeireiten und entweder keinen Angriff wagen wollen oder aber gar keine Räuber sind. Beim Anblick dieser ersten menschlichen Gestalten, die da auf weite Entfernung über dem Ramm erscheinen, geraten alle unsere Jäger und Diener außer sich vor Angst und Wut und wollen uns bereden, auf die Menschen dort drüben zu feuern.

Vorsichtshalber werden am Abend Wachen verteilt, denn es mag ja immerhin sein, daß die Unbekannten, die als feindliche Gestalten am Horizont des Steppenmeeres aufgetaucht waren, nur Vorposten einer viel größeren Streitmacht sind. Die ganze Nacht über lassen wir unsere hellen Feuer Rotglut in den Himmel senden, denn wir kennen die hinterlistige Angriffsmethode der Tibeter, die bei stockdunkler Nacht am liebsten bis dicht an die Zelte herankriechen, um mit raschen Schwertstößen die Zeltschnüre zu kappen, damit die Leinwand zusammenfalle und sie dann mit ihren scharfgeschliffenen Schwertern leichtere Arbeit haben. Daß

## Die große Einsamkeit

kein Überfall erfolgt, haben wir uns längst gedacht, aber Vorsicht ist in solchen Situationen immer besser als Nachsicht, und außerdem lieben wir solch wundervoll prickelnde Spannungen, die eine prächtige Laune aufkommen lassen.

Auf helle, sonnige Tage folgen solche, deren Farben grau und trübe sind, wo es Tag und Nacht in Strömen gießt und platscht, was nur vom Himmel herunter will. — Die nördlichsten Ausläufer der Monsunwolken meinen es wirklich mehr als gut mit uns; nach kurzer Zeit schon ist das gesamte Gepäck völlig durchweicht, und wir selbst sehen aus wie aus dem Wasser gezogene Katzen. Abendrein ist die Stimmung mißmutig und durchaus schlecht, daß es uns weiß Gott lieber gewesen wäre, bei anständigem Wetter einen ordentlichen Strauß mit den mysteriösen Räuberbanden zu haben, als stets und ständig im Regen zu sitzen. Das große Ziel aber, um dessentwillen wir soweit in die düsteren sturmverhangenen Steppen vordringen, sind die große wapitiähnlichen Hirsche, deren systematische und stammesgeschichtliche Zusammengehörigkeit bis heute noch nicht als geklärt angesehen werden kann. Diese entstellungsgeschichtlich so hochwichtigen und außerordentlich interessanten Tierarten, die ein Bindeglied zwischen den europäischen Rothirschen und nordamerikanischen Wapitis darstellen, sind uns nur vom westlichen Zentralasien in mehreren nahe verwandten Rassenkreisen bekannt geworden, aber unsere Kenntnis verblaßt, je weiter wir nach Osten kommen. Hier im östlichen Teile des zentralasiatischen Kontinents, in dem die Chinesen seit Jahrhunderten einen unausgesetzten Vernichtungskampf gegen diese edlen Hirscharten führen, da ihre unfertigen Bastgeweihe als Aphrodisiaka hoch im Preise stehen, sind sie schon äußerst selten geworden, obwohl wir gerade in dieser Gegend die allerwichtigsten Bindeglieder des großen Formenkreises zu finden hoffen. Für eine zeitlich beschränkte Forschungs Expedition ist es daher eine der schwierigsten und langwierigsten Aufgaben, Exemplare von ihnen zu sammeln. Nach allem, was wir von den Tieren in Erfahrung bringen konnten, fällt das Verbreitungsgebiet dieser Hirscharten in die nordwestlichen holarktischen Zonen unseres Forschungsgebietes in Höhenlagen zwischen 3500 und 5000 Metern. In der Tat sollte es, wie ich in meinem ersten Expeditionsbericht über diese Reise schon schreiben konnte, meinen späteren Forschungsreisen überlassen bleiben, die Biologie dieser hochinteressanten Edelhirschformen zu erforschen.

Es ist ein erbarmungslos gemeines Wetter, das uns in diesem teuflischen Niemandslande überrascht, das die Zelte undicht werden und die Mannschaften streifen läßt, so daß wir immer und immer wieder ge-

zungen werden, nach langen ergebnislosen Regentagen "full stop" zu blasen und unsere immer kritischer werdende Lage zu bedenken. Regen, wenn er wochenlang gießt und dem ihm völlig preisgegebenen Forscher in kontinuierlicher Tagefolge keinen trocknen Faden mehr am Leibe läßt, kann wirklich zur Verzweiflung treiben, und so kommen wir uns schließlich dahingehend überein, daß es ein aussichtsloses, ja völlig sinnloses Unterfangen sei, wollten wir noch weiter nach Norden vordringen. Räuber, das ist sicher, und noch ödere und einsamere Grashügel und Steppen würden mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das einzige sein, was wir dort finden könnten.

Aber auch diese Lage ständig hereinbrechender Sintfluten nehmen einmal ein Ende, und als endlich wieder einmal eine kalte und sternklare Nacht uns umgibt, rüsten wir zum Weitermarsch in westlicher Richtung. Bei Tageserwachen setzt sich die langsam trottsende Karawane in Bewegung, aber zu unserem größten Leidwesen bleibt uns selbst an diesem Tage der Wettergott nicht hold, sondern schickt uns bei der Überschreitung eines leichten, nur flach ansteigenden Passes von immerhin 4500 Meter Höhe ein dichtes Schneetreiben, das anhält, bis uns ein neues Talsystem von gewaltigen, unendlich sich erstreckenden Grassteppen, dessen Talsohlen stark versumpft sind, aufnimmt. Ein paar goldene Sonnentage zaubern dort an den Tallehnen eine hochalpine, vielfältige Blütenpracht hervor. Neben Spiräen, spätblühenden Rhododendren und weißen oder rosaroten Alpenknöterichen gibt es dort wunderbare, riesige, feuerrote Mohnblüten, einen rötlichen esparsetteähnlichen Klee und große, gelbblühende Gumpfkompisiten, die weithin über die Moore leuchten. Hier finden wir sichere Anzeichen von dem Vorhandensein des tibetischen Rehwildes, das unser wissenschaftliches Interesse beinahe in dem gleichen Maße gefangen nimmt, wie die großen Hirscharten. Denn dieses hochtibetische Reh schließt sich in seinem Verbreitungsgebiet mutmaßlich an das weiter im Norden vorkommende Bedfordi-Reh an, das wiederum als Unter rasse des sibirischen zu bewerten ist. Dieses Tibetreh aber, nimmt, merkwürdig genug, eine intermediäre Stellung zwischen dem sibirischen und dem europäischen Reh ein; weicht jedoch, obgleich es unserem europäischen in seinem Habitus sehr nahe kommt, beträchtlich in seiner Biologie von ihm ab. In den großen Höhenlagen von über 3500 Meter, in denen sich die weiten Grassteppen mit fast ausschließlich kontinentalem Klima hinziehen, in breiten Wannentälern, die sich zwischen denudierten, alten Gebirgsstöcken erstrecken, in versumpften Talauen, an windgeschützten, feuchten Quellhängen, die nur mit verhältnismäßig schütterem Zwergrhododendron-

dickungen und kleinen Komplexen von Fichtenurwald bedeckt sind, da liegt seine Heimat, dort haben wir die Lieblingseinstände des tibetischen Rehwildes zu suchen.

Es mag merkwürdig klingen, aber es ist doch eine absolute Tatsache, daß das tibetische Reh die großen zusammenhängenden Waldkomplexe, wie wir sie noch in der Höhe von Sungpan fanden, streng meidet. Dieses scheue Wildreh ist ein ausgeprägter Kulturflüchter, das die in den tieferen Lagen sich erstreckenden Anbauflächen der Eingeborenen meidet und sich niemals in deren Nähe getraut. In derselben Weise aber verabscheut das tibetische Reh auch die von Jaks und Schafen dicht besiedelten Weidelandschaften der tibetischen Steppennomaden; so ist es auch nicht in dem Maße Standwild wie sein europäischer Vetter, sondern wechselt, wie ich zu wiederholten Malen feststellen konnte, von der einen ihm zusagenden Ausrüstung zur anderen und benutzt auf diesen kilometerweiten Wanderungen stets die gleichen Wechsel, die im niederen Gebüsch der Weiden- und Zwergrhododendronzone leicht zu verfolgen sind.

Der starke Bock dieser hochtibetischen Rehrasse ist ein außerordentlich unsteter und heimlicher Geselle, der die entlegensten Plätze zu seinem Einstand bevorzugt.

Eine merkwürdige Dissonanz konnte ich vor allem in der Verteilung der Geschlechter bei diesen von menschlichen Einflüssen völlig unberührten Rehwildbeständen feststellen. Hier möchte ich im Vorhinein die Einschränkung machen und unumwunden zugeben, daß die Böcke sehr viel heimlicher sind und vielleicht auch mehr als die Ricken zu nächtlichen Gewohnheiten neigen. Trotzdem aber mußte ich in den von uns betretenen Gebieten bei genauer und langer Beobachtungsreihe ein auffallend starkes und unnatürlich erscheinendes Überwiegen des weiblichen Geschlechtes feststellen. Ich möchte das Geschlechtsverhältnis dieser seltenen Hochlandrehe im günstigsten Falle auf 1 : 5 annehmen.

Es scheint mir wert, den Jagdtag, an dem es mir gelang, den stärksten Rehbock meines Lebens bisher zu erbeuten, in diesem Rahmen zu schildern.

Rastlos Ausschau haltend reite ich mit meinem Tibetjäger durch ein flachwelliges, leicht ansteigendes Tal, das zur Linken von einer niedrigen, mit einigen Fichten untermischten, Alpenrosendickung bedeckt ist. Seit Tagen hatten wir, nachdem einige weibliche Stücke der Sammlung schon einverleibt waren, keinerlei Anzeichen von Rehen mehr gefunden, bis ich plötzlich einen scharfen, bellenden Laut vernehme, der mich sofort an die tiefe Schreckstimme eines alten Rehbocks erinnert. Während ich die

Hänge abspähe, wiederholt sich der Ton, und im gleichen Augenblicke sehe ich hoch oben am Hang, wohl 600 Meter über mir, einen winzigen roten Punkt, der sich rasch bewegt und in voller Flucht in der Dichtung verschwindet. Vorsichtig nachpirschend, stelle ich die tief eingedrückte Fährte eines Rehbock fest, doch bleiben alle Künste der Pirsch und des Ansetzes an diesem Abend erfolglos. Bei Tageserwachen bin ich jedoch wieder auf den Beinen, doch die allzu einseitige Reiskost hat mich schwach gemacht auf den Läufen und wieder ihre verheerenden Folgen gezeitigt. Glücklicherweise aber geht mein Reitpferd so ruhig, daß ich trotz quälender Schmerzen im Gedärm im Sattel sitzen und mich in seiner Mähne festkrallen kann. Beim steilen Antritt zur hoch gelegenen Rhododendron-dichtung reißt mir zu allem Unglück, vom andauernden Regen der letzten Wochen völlig mürbe geworden, der Schnallriemen. Während der Sattel nach hinten ruscht, schlägt der Gaul wild aus, so daß ich abspringen muß, das wütende Tier am steilen Hang jedoch nicht bändigen kann. So brennt es mir durch und kann erst von meinem treuen Wang nach langer Hekjagd wieder eingefangen werden. Unterdessen benutze ich die Zeit, um die Dichtung über mir mit dem Glase genauestens abzusuchen, und wie Wang mit dem wieder eingefangenen Tiere schon auf 80 Meter herangekommen ist, erkenne ich ganz plötzlich außer Schußweite den alten, starken Rehbock, der mich am gestrigen Tage schon genarrt hatte. Da Wang mein Zielfernrohr bei sich trägt, krieche ich rasch in Deckung und signalisiere dem Jäger zu; der galoppiert die Steinhalde herauf, ich entreiß ihm das Fernrohr und pirsche, so rasch es eben geht, hangauf, komme, von einigen Büschen leidlich gedeckt, bis auf 300 Meter heran, nehme das Maß und im scharfen Knall rollt der rote Bock in die Büsche. „Er liegt, er liegt“, rufe ich Wang zu, der mir nachgekrochen ist, und in wenigen Minuten kniee ich bei meinem ersten tibetischen Rehbock, einem Mordskerl, stärker als all die vielen anderen, die ich vorher sah oder schoß. Eine volle Stunde halten wir dem alten Urian die Totenwacht, dann holt Wang die Pferde.

Junge, feurige Gäule sind zwar gut zum Reiten, aber für den Transport eines geschossenen Wildes eignen sie sich ebensowenig wie ein alter Gaul zum Überwinden schwieriger Hindernisse. So haben wir unsere liebe Mühe und Not, bis der Bock endlich hinter dem Sattel meines fauchenden und wüßt stampfenden Tieres festgeschnallt ist und freuen uns dann über den malerischen Anblick des kräftigen weißen Pferdes mit dem roten, kapitalen Bock auf seinem Rücken.

Ganz langsam und vorsichtig reite ich talab, immer gegen den Wind, um zu verhindern, daß mein feuriges Pferd die Witterung des Bockes in seine Nase bekommt. Dann aber, beim Durchreiten einer kleinen Dickung, gleitet die Last des Wildes zur Seite. Rasch springe ich ab, doch schon ist's zu spät. Das schäumende Pferd hat den Bock auf seinem Rücken erkannt, bäumt sich wie ein Schlachtroß auf, schlägt um sich, rutscht den Abhang hinunter, fängt an sich zu wälzen und beißt wie wild um sich. Die roten Haare des Bockes fliegen, und mit einem einzigen wutschnaubenden Biß reißt das wahnsinnige Pferd die Leber des Bockes aus der Eingeweidehöhle heraus und zerbeißt sie im blutigen Maul. In bebender Angst um meine köstliche Beute jage ich hinterher, erreiche den Gaul und schlage ihm den Flintenkolben drei- oder viermal um die Schnauze, bis er nachläßt, die glänzende rote Decke des Wildes zu zerfleischen. So, mit einer Hand die Flinte zwischen Bock und den Kopf des Pferdes geklemmt, gelingt es mir, den Satteltgurt zu lösen, so daß das Argste verhindert wird. Nun muß der arme Wang 3 Stunden lang den 70 Pfund schweren Bock auf dem Rücken bis zum Lager schleppen, während mein Gaul seinen Ingrimm in einem wilden Galopp auslassen darf.

Glücklich und zufrieden über den schönen Erfolg verlassen wir nach einigen Tagen, nachdem es uns noch gelungen ist, einige hochtibetische Steppengazellen zu erlegen, die unwirtliche Gegend und wenden uns gen Süden. Noch immer tut uns die Regenzeit in tagelang anhaltenden Güssen alle nur erdenkliche Ehre an, so daß wir kaum von der Stelle kommen. Das sind die oft herbeigesehnten besten Tage für unsere Jäger und Diener; da können sie schlafen und schlafen, während die unaufhaltsam fallenden Tropfen ihre eintönigen Melodien auf den Leinwänden der Zelte singen. Unsere gesamte eingeborene Mannschaft verfällt dann in einen Zustand des lethargischen Stumpfsinns. So sind wir im Guten wie im Schlechten vollständig von unseren zwar immer lustigen, aber stinkfaulen Tibetern abhängig, die allmorgendlich erst Unmengen von Tsamba und Buttertee verdrücken müssen, ehe sie sich ganz gemütlich daran machen, die Tiere zusammenzutreiben und zu satteln. Aber ebensosehr wie von den Treibern der Tiere sind wir auch von unseren guten Ochsen selbst abhängig, die je nach Wetter und Weideverhältnissen sich in guter oder schlechter Stimmung befinden, d. h. sich willig zusammentreiben und satteln lassen oder mit erhobenen Schwänzen die Flucht ergreifen und sich wie widerspenstige Esel benehmen. Da ist es spaßig anzusehen, wenn die Karawanentreiber die Kruppenriemen anzubringen versuchen und sich an

den langen, buschigen Schwänzen festhalten, während die am Nasenring gefesselten Daks mit ihnen „Karussell fahren“. Um unsere Lagerplätze streichen tagtäglich viele braune Milane und schwarze Kolkkraben, die ganz genau zu wissen scheinen, wann wir Anstalten treffen, weiter zu ziehen; dann kreisen sie nämlich stundenlang dicht über dem Lagerplatz und fallen, sobald die Tiere gesattelt sind, über die Fleischreste und Abfälle her.

Eines schönen Morgens, da wir kurz vor dem Abmarsch stehen, schallt plötzlich der Ruf „Bolotse“ — „Räuber“ — durchs Lager. Für Sekunden entsteht eine milde Aufregung, dann aber sind die Waffen verteilt, wir alle haben uns die Taschen voll Patronen gestopft, die Gewehre schußfertig gemacht und reiten den vermeintlichen Räubern, schwer bewaffneten Tibetern, entgegen. Die da herankommen, sind stolze, bis an die Zähne mit Schwertern und Gabelbüchsen bewaffnete Tibeter, die uns recht unschlüssig, und ihrer Sache nicht ganz sicher, entgegenkommen. Der Sachverhalt klärt sich nach kurzer Begrüßung auf, denn es handelt sich um eine der riesigen Sammeltkarawanen, die sich in den Klöstern des Inneren zusammentun, um gemeinsam stark und schnell das nur von Räubern bewohnte Niemandsland zu durchreisen. Prächtig wirken die wilden Gestalten auf den weißen Pferden, die an ihren langen Gewehren Gebetsflaggen angebracht haben, ein charakteristisches Zeichen für die fanatisch religiöse Einstellung und das wilde Temperament dieser alle Zivilisation entbehrenden Naturmenschen. So ziehen etwa 300 Tiere, gestaffelt jeweils zu Kolonnen von 50, schwer mit Seeballen beladener Daks in stummer Würde an uns vorüber und tauchen bald im weiten Steppenlande unter. Da wir nun wieder in eine von Karawanen begangene Gegend kommen, sollen wir heute so recht kennenlernen, was es heißt, auf hochtibetischer „Hauptstraße“ zu reisen. Je weiter wir dem morastigen, im blendenden Sonnenlichte kochend heißen Talverlaufe folgen, desto sumpfiger wird der Untergrund und desto dichter das stachelige Sanddorngestrüpp um uns her. Während eine Flußüberschreitung der anderen folgt, löst sich der Weg, auf dem uns vorher nur die wahllos verstreuten Fels- und Steinbrocken störten, in eine Unzahl kleiner ausgetretener Wechsel auf, die sich über das ganze anmoorige Talbett hinbreiten. Jeder von ihnen ist ein Weg für sich und hat seine eigenen Mucken. Allen gemeinsam ist nur die Eigenschaft, daß sie mitten durch das Sanddorngestrüpp laufen, und daß man jeden Augenblick gewärtig sein muß, von den stachelbewehrten niedrigen Ästen aus dem Sattel geschüttelt zu werden; ferner die Tatsache, daß man zu Fuß überhaupt nicht vorangehen kann und ständig im Moor versinkt, und daß selbst die gemarterten Pferde knie-



tief im stickigen Moraste stecken bleiben. Mein Weg hat die Eigentümlichkeit, daß er plötzlich verschwindet und mein Gaul noch plötzlicher bis zum Bauchriemen mitten in der Soße drinsitzt; ganz ähnlich geht es meinem guten Wang, dessen Gaul gerade noch einmal die Nüstern bläht und nicht mehr weiter voranzutreiben ist: Lieblich und nett steht er auf einer jener gefährlichen schwimmenden Inseln, die für Tausende von Leidensgenossen, deren weiße Skelette rundum im Sonnenlichte bleichen, schon den jämmerlichen Erstickungstod gebracht haben. Ich erkenne die Gefahr, und einen Augenblick später hat der Gaul, noch ehe er völlig unsicher wird und in sich zusammensinkt, einen rasch gebrochenen Knüppel mit aller Wucht auf den Keulen sitzen, worauf Wang zwar im hohen Bogen aus dem Sattel fliegt, sich aber durch einen gewagten Sprung noch gerade vor dem Moorbade retten kann. Kilometerweit geht es durch diese teuflischen hochtibetischen Moräste hindurch, und da wir endlich glückstrahlend wieder festen Boden unter uns haben, sind unsere Schimmel zu Rappen geworden, und einige der Daks sehen gerade so aus, als ob sie soeben frisch der Suble entstiegen wären.

In diesem wüsten, weiten Lande, in dem die Zeit nichts gilt, und in dem die Ereignisse der harten Tage wie nervenaufpeitschende Szenen eines schönen Films an uns vorbeipassieren, leben wir nun schon volle 4 Monate lang, ohne daß uns auch nur ein einziges Mal im Traumbild der Wunsch erschienen wäre, wieder in Europa, wieder in der Heimat zu sein. Wohl dachte man oft an Heim und Haus, aber merkwürdig genug: Dieses absolut freie, unumschränkte, königliche Vagabundenleben scheint trotz seiner bitteren Entbehrungen und häufig übermenschlichen Anstrengungen etwas wie das goldene Ideal des Lebens zu sein. Ein Stück Urarmensch, ein primitives, wildes Sehnen ist wieder zum Vorschein gekommen und beherrscht uns zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, ja, es macht uns zum Sklaven, zum Sklaven dieses köstlichsten aller Güter, der uneingeschränkten großen Freiheit. Kein Gesetz vermag uns hier Schranken aufzulegen, keine Verbotstafel das Gemüt bedrücken und kein mit Geländer versehener Steig kann uns den Triumph der großen Hingabe an eine wilde, rauhe Natur schmälern! Jeder sein eigener Herr und jeder in der glückseligen Lage, sein Inneres, seinen ganzen Charakter einmal überprüfen zu dürfen, jetzt wo der tarnende Mantel von „Europens über-tünchter Höflichkeit“ restlos und vollkommen gefallen ist!

Ich bin, wie ich dies jetzt schreibe, nicht mehr ganz der Meinung, daß ein asoziales, raubtierhaftes Vagabundenleben mit entsprechend zurückgeschraubter Kulturstufe für immer und bleibend der Himmel auf Erden

sein kann, aber ich erachte dieses schrankenlose Ungebundensein als eine wunderbare, ja köstliche Schule und bin felsenfest davon überzeugt, daß es einem großen Prozentsatz von sozialistisch eingestellten Menschen und von großen Sozialdenkern vielleicht sehr lehrreich und für sich selbst auch recht aufschlußreich sein würde, einmal — bei genügender Selbstkritik — wirkliche Aufklärung über ihre, ach so guten, inneren Anlagen zu suchen. Aber ich vergesse mich und irre ab, sagen wollte ich nur, daß die Mitte dieses köstlichen ersten Jahres meines Forscherlebens überschritten ist, ohne daß es mir im Inneren bewußt geworden wäre, und daß wir nun mit Ernst und Eifer alles daransetzen müssen, um unsere Expeditionskameraden Bowles und Gniefer irgendwo und irgendwann wieder zu erreichen.

So rüsten wir denn zu unserem größten Steppenmarsch nach Westen und Süden und setzen uns als Zielpunkt dieser Etappe und fest fixierten Ort die chinesisch-tibetische Grenzstadt Ta-tien-lu, die an der großen, von Szechuan bis nach Lhasa führenden Karawanenstraße gelegen ist. Bis wir diesen Ort erreicht haben werden, so hoffen wir im stillen, werden wir sicher auch irgendein Lebenszeichen der beiden halbvermißten Kameraden auffinden können. — Sowie unsere Eingeborenengesellschaft von dem neuen großen Plane hört, hält zwar die Mehrzahl treu zu uns — einige wenige aber schützen Krankheit vor, um einen Ausweg zu finden, zu kneifen und sich vor den zu erwartenden Strapazen zu drücken. Einer der Präparatoren gibt sogar vor, einen Brief von Hause mit der Nachricht erhalten zu haben, daß seine Eltern plötzlich erkrankt seien (welche beinahe lächerliche Parallele), und daß seine Frau gleichzeitig ein Kind bekommen habe. So erfindet jeder feige Schlappschwanz eine andere Lüge und alles nur aus Angst vor der köstlichen tibetischen Einsamkeit, die uns soviel bedeutet.

Da es uns unter den obwaltenden Verhältnissen schwer fallen würde, neue Diener anzuwerben und wir unter allen Umständen ein Auseinanderfallen der Mannschaften verhindern müssen, werden den Herren die Lügen auf den Kopf zugesagt, und es wird ihnen gedroht, daß wir wegen geringerer Arbeitsleistungen ihr Gehalt für die letzten Monate nicht auszahlen könnten — und so erreichen wir, daß die Leute alle bei uns bleiben. Nur einer wird entlassen, unser alter, heuchlerischer Koch, dessen Hauptinteresse von Anbeginn der Expedition an darin gelegen hatte, soviel Unterschlagungen und kleine Betrügereien wie irgend möglich zu begehen. "Squise" (Ausquetschen) nennt man so etwas im ostasiatischen Pidgin-englisch, und darunter versteht man für gewöhnlich die kleinen Betrüger-

reien, soweit sie sich in „durchaus erlaubten Grenzen bewegen“. “Squise” wird in Ostasien von jedem vernünftigen „Master“, jedem anständigen Boy oder Koch bis zum gewissen Grade erlaubt, und man drückt dann gern einmal beide Augen zu, weil “Squise” mit zum Geschäft gehört.

Wir aber besitzen zwei Diener, die früher, in den ersten Monaten, da sie beide noch Präparatoren gewesen, ein Herz und eine Seele waren, jetzt hingegen dauernd den schwersten Streit haben und sich allzeit in den Haaren liegen, da der eine von ihnen zum Expeditionskoch feierlichst befördert wurde und damit Geld in die Hände bekommt, einkaufen und somit nach Herzenslust squisen kann, was dem Präparator leider von Berufs wegen unmöglich ist. Na ja, squisen ist ein angeborener Instinkt, der nicht als Diebstahl gewertet wird und für durchaus ehrenhaft gilt. Die Tauglichkeit und „Güte“ eines Boys oder Dieners zeigt sich eben darin, daß er es beim Einkauf von Waren versteht, durch langes Handeln möglichst vornehm zu squisen, ohne seinen “Master”, der selbst als Europäer viel teurer einkaufen würde, dabei zu schädigen.

Anfang August scheint es, als ob die große Regenzeit vorüber sei, und so rüsten wir zum endgültigen Aufbruch, denn nun hat die Sonne wieder an Macht gewonnen und läßt uns unbarmherzig ihre subtropische Hitze auf den Leib brennen, obwohl die Nächte schon kalt werden und wir am 8. August den ersten Nachtfrost erleben, obschon tagsüber noch 35 bis 40 Grad Wärme vorherrschen. Diese gewaltigen Temperaturunterschiede und Kälteschocks im Laufe eines einzigen Tages haben eine außerordentlich physiologische Wirkung auf den menschlichen Organismus, so daß man sich abends nach langen, heißen Marschtagen vor Übermüdung oft nicht mehr auf den Beinen halten kann, sondern gleich in einen traumlos schweren Schlaf verfällt.

In der Ortschaft Maun-yu-gou, als wir eines Abends gerade damit beschäftigt sind, die Zelte aufzubauen und unser Lager einzurichten, erscheinen plötzlich 50 schwer bewaffnete Reiter und parieren dicht vor uns ihre prächtigen weißen Pferde durch. Noch ehe wir recht wissen, was wir von der wilden, von einem Stammesfürsten geführten Reiterkavalkade zu halten haben, entdecken wir mitten unter ihnen 2 Gefangene, die mit dicken Tauen auf ihren Pferden festgebunden sind: Arme Kerle, die nun ihrem unabwendbaren Schicksal entgegengehen. Der junge Fürst, ein hünenhafter, bildschöner und beinahe europäisch anmutender Tibeter mit ausgezeichneten Umgangsformen, nimmt unsere Einladung, eine Tasse Tee mit uns im großen Zelte zu trinken, gern an und berichtet nun, daß er mit seinen Männern gerade von einem Rachezug gegen die Mergetibeter

zurückkäme. Die Mergelente hatten sich erdreistet, vor kurzer Zeit 40 starke Dakschen von der Weide der Maun-yu-gou-Tibeter zu stehlen, und so war der junge Fürst mit seinen Männern ausgezogen, um blutige Rache zu nehmen. Einer der Gefangenen, die in Kürze hingerichtet werden sollen, ist der Sohn des Mergefürsten und einer dessen Vasallen ist der zweite. Zwei weitere Tibeter haben die Maun-yu-gou-Krieger erschossen, und sie scheinen nach Aussagen des jungen Fürsten nun, nachdem sie ihr Mütchen gekühlt haben, wieder zufrieden gestellt zu sein.

So wie der hünenhafte Stammesfürst mit seinen Männern von dannen gezogen ist, erfahren wir zu unserem größten Erstaunen und, ich möchte sagen, zu unserer bitteren Enttäuschung (denn dieser junge Mann hatte ja bei uns den denkbar besten Eindruck hinterlassen und schien so fest und stark wie ein Fels seiner Heimat zu sein), daß er, um sich selbst die Herrschaft zu verschaffen, erst vor kurzer Zeit seinen älteren Bruder meuchlings ermordet habe. Nun, wir haben keine Veranlassung zu rechten und zu richten in einem Lande, das auf derselben Kulturstufe steht wie unsere eigene Heimat zur Zeit der Raubritter und der Bauernkriege. Damals haben bei uns ganz ähnliche Verhältnisse geherrscht. Nur die Hinrichtungsmethoden und Folterqualen, denen man die Gefangenen aussetzte, waren vielleicht ein Klein wenig andere. Ich habe beispielsweise bisher noch nie davon gehört, daß man im finsternen Mittelalter Europas den noch lebenden Todeskandidaten die Leiber aufschnitt und die Gedärme an niedergebogenen Baumstämmen hochschnellen und aus dem Leibe herausreißen ließ. Doch weiß ich wohl von flüssigem Blei oder Silber, das man den Todgeweihten während des 30jährigen Krieges in die Kehlen goß. Der Sinn aber ist der gleiche, die Methode nur ist eine andere auf dem tibetischen Hochlande, wo es außerdem als beliebter Sport angesehen wird, flüssiges Metall in die Ohren der Feinde zu gießen.

Am nächsten Tage schon, als wir eine kleine Paßhöhe erreicht haben, versuchen uns 4 Räuber, vom Wege abbiegend, in einen Hinterhalt zu locken. Rasch sprengen wir mit schußfertigen Gewehren nach, doch leider hat sie die Dichtung von Weiden und Alpenrosen verschluckt, ehe wir die Gesellen dingfest machen können. Blind setze ich einige Kugeln hinterher, die den Erfolg haben, daß die ganze Bande hoch zu Ross in wilder Flucht davonjagt. Um ganz sicher zu sein, sichern wir jedoch den Paß, bis alle unsere Daks hinübergewechselt sind, und setzen erst dann den Marsch mit dauernd ausgesandten Seitenspähern fort. Nun befinden wir uns, so berichtet unser alter Lama, in einem geradezu klassischen Land der Räuber und Bolotse. Diese letzteren sind ein kleiner, recht arm-



Präparator bei der Arbeit



Der Fürstlama von Sotsha lockt die Dämonen

licher, halb tibetischer Stamm, über dessen Abstammung und Herkunft noch völliges Dunkel herrscht. Die Bolotse sind grobknochige, derbe, kleinwüchsige Menschen mit rohen Gesichtern, oft hellbraunen Haaren und durchaus unmongolischen Gesichtszügen. Als sehr primitiver Stamm werden sie von allen anderen stark unterdrückt und sind daher gezwungen, sich durch Raub und Diebstahl zu ernähren. Sie sollen sich vor nicht allzulanger Zeit in einem wilden Gemengel mit stammesmäßig tibetischen Räubern getroffen haben, und 300 Tote sollen auf dem Platz geblieben sein.

Bald nimmt uns wieder das große Grasland auf, wo mächtige, kreisrunde „Hegenringe“ Zeugnis davon geben, daß auch eine Höhenlage von 4500 Meter keinen allzu ungünstigen Einfluß auf die stickstoffbildenden Pilzhypphen haben kann, die solche ringförmigen Wuchsstellen bedingen. Interessiert, ob die naturverbundenen Tibeter auch eine Deutung hierfür besitzen, frage ich unseren Lama beiläufig nach der Auslegung und erfahre, daß „reisende, heilige Lamas hier vor Jahren im Kreise gesessen haben und ehrerbietig ihre Gebete zum Himmel sandten“. Der Ortsgott aber zeigte sich dankbar und ließ von Stund an in dem Kreise, in dem die Priester dereinst saßen, das Gras höher und stärker wachsen.

Wir biegen in ein breites, wiederum kultiviertes Hochtal ein, das, von Koniferenwäldern umschlossen, ebensogut in den Alpen liegen könnte, und hier stoßen wir sogar auf regelrechte Gennhütten, die jedoch nicht wie die unsrigen auf den Bergen, sondern im Talgrunde liegen und jährlich im Frühjahr aufgebaut und im Herbst wieder abgerissen werden. Im Orte Karlon ereignet sich wiederum ein kleiner Zwischenfall, da sich unsere in Maun-ny-gou geheuerten Karawanentreiber plötzlich weigern, weiter mit uns bis zum berühmten Mergo zu ziehen, da sie, in Anbetracht der Tatsache, daß ihr Fürst soeben Rache genommen hat, die größte Angst haben, von den Mergern überfallen und getötet zu werden. Alles gute Zureden bleibt bei den total verschüchterten Leuten sinn- und zwecklos, so daß wir uns wohl oder übel dazu entschließen müssen, in Karlon eine neue Karawane aufzustellen, was wiederum den Verlust von mindestens einem Tag bedeutet. Ein weiterer Nachteil ist es, daß wir von nun an nicht mehr jene ruhigen gutmütigen Halbblutpaks, sondern größtenteils kleine schwarze Teufel von echten Paks zugewiesen bekommen, die weit schwieriger zu bändigen, zu satteln und zu beladen sind. Da kann man wirklich Angst um seine guten Expeditionskoffer und mehr noch um die kostbare Ausbeute bekommen, wenn man solch grunzende, wild um sich schlagende Ungeheuer sieht, wie sie sich mit allen ihren robusten Kräften bemühen, sich der un-

gewohnten Lasten zu entledigen. Beim Beladen beobachte ich, wie vier starke Tibeter ihr Alles daransetzen, ein solches Scheusal zu bändigen. — Das Tier rast wie irrsinnig hin und her und selbst der Nasenstrick, an einem Ring befestigt, der der tobenden Bestie die Nüstern mindestens zum dreifachen Volumen weitet, hindert es nicht, so lange zu bocken, zu toben und gegen die nächsten Bäume anzurennen, bis der Sattelgurt reißt und der siegreiche Ochse triumphierend seine langen, spitzen Hörner senkt, um nun der abgeworfenen Last noch völlig den Rest zu geben.

So erreichen wir endlich das berühmte Mergé, wo schon der deutsche Tibetforscher Tafel zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Raubüberfall abwehren mußte. Mergé, in einem von Koniferenwäldern umrahmten, idyllisch schönen Hochtal gelegen, stellt keine in sich geschlossene Ortschaft dar, sondern besteht aus 4 oder 5 Weilern, die in zwei größeren Gruppen sich gegenüberliegen, so daß man den ganzen, übrigens recht freundlich dreinschauenden Ort in ein Ober- und ein Unterdorf einteilen könnte. Das Oberdorf erhält sein fast städtisches Gepräge durch das auf einem Hügel gelegene Lama-Kloster, wo 500 Mönche und ein lebender Buddha residieren. Es ist derselbe Ort, in dem Tafel, als er überfallen wurde, seine Zuflucht suchte und dessen Vorhandensein er sein Leben verdankte, denn vor Mord und Totschlag in den heiligen Hallen der Klöster scheuen selbst die blutdürstigsten tibetischen Räuber zurück. Dort oben weht von langem geschälten Fichtenstamme, der tief in Erde eingerammt ist, eine riesenhafte Gebetsfahne über den Zinnen der vergoldeten Lamafeste. Hunderte von Gebetsmühlen, goldene Tempelzinnen, eng zusammengepferchte und unglaublich schmutzige Häuserblocks und einsame Gassen vervollständigen das übliche Bild eines tibetischen Lama-Klosters.

Mit Feuereifer gehen wir nun daran, eine neue Tierkarawane zusammenzustellen und machen zu diesem Behufe den üblichen Höflichkeitsbesuch beim alten Fürsten, dessen einen Sohn wir, wie schon erwähnt, als Geisel bei den Chinesen im oberen Mintal kennengelernt haben, und dessen anderen wir erst vor wenigen Tagen als Gefangenen — und nun wohl auf greulichste Art und Weise Hingerichteten — in Maun-yu-gou unter Augenschein nehmen konnten. Über alle unsere Bemühungen, selbst die verführerischsten Reden unseres alten Lamas führen zu keinem positiven Ergebnis, denn, wie uns der Fürst bescheidet, sind die arbeitsfähigen Männer alle im Steppenlande auf „Medizinsuche“, wie er das traditionelle Räuberhandwerk der Mergéleute in vornehmster Weise auszudrücken geruht. Nur die Frauen, Kinder und Greise befinden sich in der Ortschaft, so daß es für uns außerordentlich schwierig sein wird, genügend Tiere trotz des Versprechens



guter Bezahlung zu requirieren. Den Umstand, daß sich alle waffenfähigen Mergemänner auf der geheiligten „Medizinsuche“ befinden, haben sich außer den Maun-yu-gou-Leuten (wie wir schon erfuhren), auch die benachbarten Tibeter vom ebenfalls räuberischen „Schwarzwasserstamme“ zunutze gemacht, um 60 Ochsen der Mergetibeter zu stehlen, so daß für die Merges, die ja nur 40 Yaks von den Maun-yu-gou-Leuten rauben konnten, das traurige Defizit von 20 Ochsen, einem Fürstensohn und einem höheren Vasallen eingetreten ist. Der alte Mergesfürst, dessen Söhne ja leider Opfer ihres Handwerks geworden sind, wußte sich als alleinstehender, edelgesinnter Mann keinen besseren Rat, als zwei vornehme Schwarzwassertibeter gefangen zu nehmen und bis auf weiteres ebenfalls als Geiseln zu behalten mit der Einschränkung allerdings, daß sie bei Nichtbefolgung seiner Forderung auf Rückerstattung der geraubten Tiere sofort erschlagen würden. Na, das sind so die üblichen kleinen Sensationen und Begebenheiten, wie sie in Tibet beinahe alltäglich passieren.

Wohl oder übel müssen wir uns nun dazu bequemen, einige Tage zu rasten, aber dieser Umstand der erzwungenen Ruhe lastet um so schmerzlicher auf uns und um so demoralisierender auf der Mannschaft, da wir zu unserer größten Enttäuschung erfahren, daß es keinen Weg nach Sa-t sien-lu gäbe, daß die Tibeterstämme zwischen Merges und dem großen Goldflußland, das wir zu durchqueren haben, den Fremden überaus feindlich gesinnt sind, und daß wir Sa-t sien-lu keinesfalls vor 1½ Monaten, auch wenn uns beste Pferde und nicht, wie es der Fall ist, langsame Yaks zur Verfügung stünden, erreichen könnten. Das würde nach unserer Schätzung alles in allem 3 Monate ausmachen, wenn man die Schwerfälligkeit der Yakoche und die Schwierigkeiten des Karawanenweges gebührend in Betracht zieht. Der einzige Trost, der uns in dieser ziemlich hoffnungslosen und anscheinend auch reichlich verfahrenen Lage bleibt, ist der, daß wir uns wieder einmal auf unser Glück verlassen wollen und im übrigen von den Geographiekenntnissen und Zeitmaßen der Tibeter im allgemeinen nicht gerade allzuviel halten. Neben erfolgreichen Jagden und reizvoller ornithologischer Sammelarbeit gibt es auch sonst eine Reihe von netten Abwechslungen in Merges, von denen ich hier einige aufzählen will. Bei einem Besuche des Klosters werden wir von den fanatischen Lamas, die Tafel doch damals das Leben gerettet hatten, beinahe gesteinigt und müssen fluchtartig die heilige Stätte verlassen, die uns von Stund an nun mit dröhnender Musik der lamaisischen Trommeln und Tuben, die durch die klare Luft bis zu unserem Lagerplatz herandrängt, in ge-

bührender Weise unterhält. Nach dem Frühstück erhalte ich eines Morgens einen Patienten, der mir lange nicht aus dem Gedächtnis entschwindet. Es ist ein alter Tibeter in zerrissenem Schafpelz, der auf ein paar Stöcken, die ihm als Krücken dienen, merkwürdig schnell heranhumpelt. Ehe ich mich versehen habe, fällt der Kerl auf die Kniee und kotaut vor mir, als ob ich ein lebender Buddha sei. Dann fängt er wortlos an auszupacken und hält mir seinen, zum mindesten dreifachen Volumen angeschwollenen Fuß entgegen, der mit Giterbeulen so dicht an dicht bedeckt ist, daß ich schon befürchte, daß mir der See wieder hochkommt. Na, ich gebe ihm eine Einreibung mit Jod und hoffe, daß die braune Tinktur seine Einbildungskraft wenigstens für einige Zeit im Banne hält. Es ist mal wieder einer der vielen hoffnungslosen Fälle, denen man auf Expedition so häufig begegnet; man gibt dann gerne etwas harmlos indifferente Medizin, um die armen Krüppel loszuwerden und nicht dazu gezwungen zu sein, ihre herzerschütternden Bittgesänge dauernd in den Ohren zu haben.

Da wir aber nun einmal bei berufsmäßigen Räubern Quartier und Unterschlupf gesucht und gefunden haben, möchte auch ich mich in der hohen Kunst des „Medizinsammelns“ etwas üben, und zwar habe ich eine prächtige Entdeckung gemacht. Da fand ich in der Nähe der Begräbnisstätte einen noch vollständig unbeschädigten tibetischen Schädel, der die Gefühle der Habgier in mir weckte.

Tibeterschädel sind ja bekanntlich in anthropologisch wissenschaftlichen Kreisen eine ganz besondere Delikatesse, und da der von mir entdeckte wie die Pest stinkt, denke ich, daß er wohl eine schöne Bereicherung der Sammlung darstellen könnte, besonders da ich mir im Geiste schon ausmale, wie später, nach der Heimkehr, die Herren Kollegen nasenrümpfend zurückweichen, wenn ich das hübsche Kistchen, das ich für den prächtigen Fund ausersehen habe, öffnen werde. So ziehe ich am Abend, nachdem die Dunkelheit vollständig geworden ist, wieder einmal meinen guten Wang ins Vertrauen, der nun zähneklappernd Schmiere stehen muß, während ich mit alle nur erdenkliche Mühe gebe, den innen schon in den flüssigen Aggregatzustand übergegangenen weisheitschweren Schädel mit beträchtlichem Ruck von der Wirbelsäule zu trennen. Es klappt alles ganz vorzüglich — nur am anderen Morgen habe ich nach sehr langer Zeit das wirklich innige Bedürfnis, mich am ganzen Körper gründlichst zu waschen.

Nach heißen Bemühungen, die mehrere Tage in Anspruch nehmen, haben wir endlich wieder 40 stramme Yakochsen beisammen und reisen

durch prächtige, mit Fichtenwäldern dicht bestandene Talschründe, den westlichen Bergen entgegen. Da stoßen wir gerade an der Grenze zwischen der Koniferenwaldzone und den weiten Steppen auf das „Medizinlager“ der Mergetibeter. Wir werden dort vom wilden Gebell der riesigen Mastiffs, die unsere Zugehörigkeit zu einer fremden Rasse sofort wittern, empfangen und wundern uns über den friedlichen Eindruck, den die ganze riesige Lagerstatt mit den Tausenden von Yaks und Schafen, die auf den umliegenden Hügeln grasen, hervorruft. Wider Erwarten werden wir verhältnismäßig freundlich empfangen; nur einige halbnackte Weiber und kleine Kinder fliehen bei unserem Anblick in die Zelte und lugen dann ganz angstvoll verstohlen daraus hervor, um ihre Neugierde zu befriedigen. Merkwürdig berührt mich nur, wie in diesem berüchtigten Lager der viehzüchtenden Nomaden sogar der dumpfe Klang der Lamatrommeln aus verschiedenen Zelten, wo Gottesdienst abgehalten wird, an mein Ohr dringt. So frage ich mich verwundert, für wessen Seelenheil, ob für das eigene oder für die von ihnen Erschlagenen hier die großen Buddhas im Himmel angefleht werden.

Die Merger gehören übrigens zu jenen im ganzen tibetischen Ackerbaugebiet verhältnismäßig häufigen Stämmen der räuberischen Halbnomaden, die, um sich ihren Lebensunterhalt als Bauern zu verdienen, wohl in den tiefen Tälern Gerste-, Buchweizen- und zum Teil auch Weizenanbau betreiben, andererseits aber gewaltige Yak- und Schafherden ihr eigen nennen, denen sie in den angrenzenden Steppen und Hochlagen mit ihren schwarzen Zelten folgend wie echte Nomaden auf der Fährte bleiben. Um den Schein zu wahren, sind die alten Männer und Frauen, die tief unten in den Tälern ihre Ackerbauarbeit verrichten, ehrenwert, gastfrei und bescheiden, so daß in ihren Gebieten Raubüberfälle nicht geduldet, ja sogar als schwere Verbrechen geahndet werden. Ganz anders dagegen liegen die Verhältnisse bei den Genossen des gleichen Stammes, und zwar handelt es sich hier in der großen Mehrzahl der Fälle um die jungen, wehrfähigen Männer, die hoch oben auf den Steppen das unabhängige und freie Nomadendasein führen. Hier sind Raubüberfälle an der Tagesordnung, und es gehört zum guten Ton, daß jeder junge Osttibeter, ehe er heiratet, seinen Mann erschlagen hat. Diese selben wilden Raubnomaden werden zur Winterszeit, wenn sie ihre Zelte abbrechen und sich in die Täler zurückziehen, wieder ebenso zahme Ackerbauern wie ihre Väter und Großväter es schon seit Jahren sind. Das zum Teil rein sportsmännisch betriebene Raubritter- und Berufsraubertum der osttibetischen Stämme ist auch insofern jahreszeitlich bedingt, als für die

rasch durchgeführten Angriffe und Plündereien schnelle und gut genährte Pferde notwendig sind. Da die Tiere jedoch vom Spätherbst bis in den Sommer hinein sich für gewöhnlich in einem ziemlich ärmlichen Futterzustande befinden, so beschränkt sich die Haupttraubperiode, ähnlich wie die Jagdzeit irgendeiner Wildart in unseren eigenen Ländern, auf das Spätjahr, wenn gleichzeitig nach Abschluß der Monsunregen die große Reifezeit beginnt und — wenn die Pferde am fettesten sind.

Im Mergelager verläuft alles völlig programmäßig und ruhig, so daß wir ohne irgendwelche ernstlichen Zwischenfälle tags darauf das wilde, einsame Talbett, wo nur noch Sanddornestrüppe und Weidenbüsche von schönen Würgern und Blauelstern bevölkert werden, weiter hinanziehen. Nach einer Weile beginnt das alte Lied der Vermoorung und Versumpfung im ganzen Talbecken, ein Umstand, der sich wieder einmal im höchsten Grade nachteilig auf die Ordnung der Karawane, die sich immer mehr verzettelt und auf eine lange Strecke auseinanderzieht, auswirkt. Dazu brennt die Sonne steil vom Himmel herunter, und über den Höhen flittert und flattert die Luft wie in einem Hegenkessel. So träumen wir dahin, während unsere Pferde und Daks mit weit ausholenden glucksenden und plumpsenden Schritten durchs Moor hindurch patschen. Auf einmal reiße ich meine Augen weit auf, denn auf der anderen Talseite streicht ein großer Adler mit hell leuchtendem Kopf und weißem Stoß vorüber und blockt auf einer niedrigen alten Fichte vor uns auf. Mein Wang hat den leichten Wink, dem ich ihm gebe, sofort verstanden. Rasch gleiten wir von unseren Pferden, und während die anderen weiterziehen, reicht mir der gut geschulte Jäger die Büchse vom Packpferd. Um keinen Verdacht zu erwecken, pirsche ich mich zuerst einige Gänge vom Adler fort, bis mir die Büsche eine gute Decke sichern. Dann kehrt Marsch, zweimal mitten durchs Wasser hindurch; wie so oft laufen die Gummistiefel von oben her voll, noch 20 Meter auf dem Bauch gekrochen, und dann endlich habe ich den großen Sanddornbusch erreicht, von wo ich den Schuß wagen kann. Raum 100 Meter, so nehme ich an, kann der mächtige Raubvogel von mir entfernt sein; aber nun kommt es darauf an, ihn wieder aufzufinden, denn die außerordentlich zahlreichen Windungen des Flusses haben mich und meinen Ortsinn total durcheinander gebracht.

Sachte, ganz sachte biege ich nun die Äste auseinander und suche, ohne mich zu bewegen, das ganze Vorgelände mit den Augen ab, bis ich den königlichen Vogel gerade in einer Lücke zwischen dem Gezweig wieder erblicke. Mit gleitender Bewegung kommt die Büchse in Anschlag, eine

Sekunde später schwimmt der große Vogel im Zielfernrohr: Ein herrliches, imponierendes Bild, wie er dasitz mit leicht erhobenem Haupte, ein Bild von Urkraft und Schönheit, wie ich es vorher nur von alten Ölgemälden her kannte. Tief atmen, der Zielschapel schwankt noch etwas hin und her, sucht, findet und wird ganz ruhig. Dann zuckt der Finger und raus haut die winzige Stahlbohne und trifft. Während der Donner des Schusses von den weiten Talflanken widerhallt, ist der fallende Vogel aus der Lücke verschwunden. Dürr und kahl ragt dort ein knorriger, alter Ast, wo eben noch eine der schönsten Schöpfungen, eines der edelsten Kinder urwüchsiger Natur sein königliches Adlerhaupt erhoben hielt.

Rasend vor Freude über den seltenen Vogel und den schönen Schuß tobe ich wie ein Berserker durch Sumpf und Morast und halte dann glückstrahlend den toten Adler in der Hand. — Wollte 30 Meter ist er noch gestrichen, ehe ihn, dem die Kugel mitten durchs Leben gefahren war, die Kraft verließ. Jetzt habe ich ihn. Soll ich schreien vor Freude? Oder muß ich traurig sein? Ich bette das herrliche Tier im weichen Moorgras, setze mich daneben und streiche mit den Fingern durch die lanzettförmigen, langen Nackenfedern. Da liegt ein wirkliches Edelwild, schön noch im Tode mit den ruhig verklärten Augen, dem weißen Kopf und dem goldenen Nacken und den mächtigen Fängen, die vorher noch todbringende Waffen, und nun — ein hängendes Spielthing.

Die Jagd auf die edlen, scheuen Großvögel unseres Forschungsgebietes, ganz gleich ob es sich um den Glanzfasan, die mächtigen Raubvögel oder den herrlichen Schwarzhalskranich im weiten Moore handelt, hat mir noch immer ebensoviel Freude gemacht wie die Erlegung eines Stückes Schalenwild, wo man als guter Jäger sich des Eindruckes nie erwehren kann, daß es doch ein verhältnismäßig ungleicher Kampf ist, wenn es sich nicht gerade um starkes Raubwild handelt, dem man auf kurze Entfernung und ganz zufällig im Dschungel begegnet. Namentlich die Schwarzhalskraniche, die mit ihren lauten, trompetenden Stimmen mit den schönen Seeadlern zugleich die Beherrscher und unumstrittenen besiederten Könige der tibetischen Hochsteppen sind, haben mich bei der Beobachtung, beinahe ebenso wie bei der Jagd selbst, immer von neuem begeistern können.

Nachdem der prächtige Adler so vorsichtig wie irgend möglich am Sattel befestigt ist, daß das reine Gefieder keinerlei Beschädigung erleiden kann, werden die wilden Schreie und gellenden Pfiffe unserer Karawanentreiber hörbar, die die Tiere durch die sumpfige Talauwe daher treiben.

Dolan, durch meinen Schuß aufgeschreckt, hat zur Refognoszierung soeben einen kleinen Hügel erklimmen und erspäht plötzlich auf 500 Meter vor sich ein Rudel von sechzehn der scheuen Tibetgazellen. Einen Augenblick nur haben sie gesichert, um dann in fliegender Flucht über die nächste wellige Anhöhe zu verschwinden: „Wie fliehendes Gold im Sonnenschein“, ruft mir Dolan begeistert zu, und dann bin ich im vollen Galopp schon bei ihm. Da gibt es nur einen Plan, hierbleiben, Lager schlagen und hinausjagen in die helle flimmernde Steppe, um noch einige Gazellen für die Sammlung zu erobern. Es ist noch früh am Morgen gegen 10 Uhr, also Zeit genug, um einen vollen Tag auf Gazellen zu weidwerken. Schnell werden die schweren Gummistiefel mit leichten chinesischen Stroh-sandalen gewechselt, eine Handvoll Patronen eingesteckt und los geht es mitten hinein in die unendliche Weite des flimmernden, im Sonnenglast auf- und abwogenden Steppenlandes. Ohne langes Besinnen erklimmen wir den höchsten Kamm, über den die Gazellen vor wenigen Minuten erst verschwanden. Leise und ganz langsam schieben wir uns auf allen Vieren vorwärts, jeden Augenblick gewärtig, auf die scharfsichtigen, scheuen Tiere zu stoßen. Weit dehnt sich die Steppe. Die Gläser dicht an die Augen gepreßt, suchen wir das mächtige Grasland vor uns ab, bis Dolan leise neben mir flüstert: „Ich habe sie“ — und wirklich, dort auf etwa 2 Kilometer Entfernung heben sich ganz deutlich sichtbar einige markante helle Punkte von der dunklen Wiese ab. Behutsam auf dem Bauche rutschend, so wie wir gekommen waren, geht's nun wieder zurück in Deckung, da die Gefahr besteht, von den scharfen Lichtern der aufmerksamen Tiere vorzeitig erkannt zu werden. Nachdem wir uns in kurzer Beratung, immer dem Boden flach angedrückt, darüber klar geworden sind, daß wir die Gazellen im weiten Bogen umschlagen müssen, zeigen sich zwei prächtige Exemplare des riesigen Schwarzhalskranichs, die langsam einherstolzieren in der Pirschrichtung vor uns. — Nachher, wartet nur noch ein bißchen, ihr besiederten Steppenbeherrscher! Jetzt wollen wir unserem erst gesehenen Wilde treu bleiben und erraten noch gar nicht, daß wir in ein Gazellendorado geraten sind, wie wir es später nie wieder fanden.

So lassen wir die Kraniche außer acht, kriechen gemeinsam weiter vor und machen schon bald mit einer Strecke mooriger, quellfeuchter Naßwiese Bekanntschaft, wo wir kein Wild vermuten und in gebückter Haltung von Bülte zu Bülte vorwärts springen. Auf einmal wachsen aber wie mit einem Schlage 6 Gazellen aus der Sumpfwiese hervor, die dort, um der tropisch heißen Sonne und der unerträglichen Bremsen- und Moskitoplage zu entgehen, in der Nässe gelegen hatten. Nun, da wir

uns weder hochrichten, erheben, noch schießen können, bekommen auch wir das blutrünstige Gezücht der Bremsen zur Genüge zu fühlen, denn alle Gazellen stehen spitz auf uns zugekehrt, sichern uns unverwandt an, so daß uns nur die eine Wahl bleibt, langsam und lautlos in uns zusammenzusinken und unsere Körper den hartnäckigen, uns wie eine Wolke umschwärmenden Insekten preiszugeben. Es ist ganz und gar kein Vergnügen, in dieser eben beschriebenen Weise auf nassem Moorgrund in der glühenden Sonne ein Spiel des teuflisch stechenden Ungeziefers zu sein. Dazu kommt (nachdem wir das Wild vor uns genau angesprochen haben) die peinliche Gewißheit, daß noch nicht einmal ein Bock darunter ist, sondern daß es sich nur um sechs weibliche Stücke handelt, die uns nun foppen und minutenlang zum Narren halten, daß uns das Wasser bei der unangenehmen Lage in Strömen vom Körper läuft und Dolan mir in seiner Verzweiflung schon zuraunt: „Versuch doch einen Schuß“, und da ich selbst finde, daß es der Folter genug ist, mache ich mich fertig, obwohl ich Dolan diesen ersten Schuß gern selbst überlassen hätte. Aber auf 600 Meter ohne Auflage im langen Moorgras und halb aufgerichtet, also in einer denkbar unglücklichen Lage, ist das Anbringen einer gut gezielten Kugel keine Kleinigkeit, und so platscht mein Geschöß irgendwo ins Moor. Auf geht die wilde Jagd! In fliegenden Fluchten jagen die Gazellen breit vorüber — beide schießen wir noch zweimal; ob zu aufgereggt oder zu schnell, oder ob die Entfernung doch etwas zu weit war, vermag ich nicht zu beurteilen, jedenfalls sitzt kein einziger Schuß, und wir stehen da wie die Olgözen und schauen uns mit den blödesten Gesichtern der Welt an.

Wohl noch 5 Minuten können wir die eleganten Steppentiere wippend und jagend dahinfliegen sehen, ehe sie im auf- und abtanzenden Gestimmer der Luft unseren enttäuschten Augen entschwinden. Noch sitzen wir am gleichen Fleck, wortlos und niedergeschlagen, unsere saumäßig schlechten Schüsse bedenkend, da entdecken wir schon wieder 2 starke Gazellen, die irgendwie — vielleicht durch unsere Schüsse erschreckt — aufgestört sein müssen, und halb spitz auf uns zuhalten. Schon liegen wir wieder flach dem Moorgras angedrückt und haben uns noch nicht dazu entschließen können, einen Angriffsplan zu schmieden, da erscheinen noch 3 weitere Gazellen auf der Bildfläche, die uns in niederträchtigster Weise zwingen, noch eine weitere Viertelstunde den Bremsen, Moskitos und Fliegen Abwechslung in ihre Speisekarte zu verschaffen. Dann endlich sind alle 5 Gazellen aus dem Blickfeld heraus gewechselt, und wir können an die weitere Verfolgung denken. — Aber was soll das, dort drüben

Kommen uns zwei unserer Leute und die Jäger mit Pferden entgegen. Wollen sie uns mit den Gäulen bei der Gazellenjagd behilflich sein? Oder was ist ihre Absicht? Nein, hier bei der Jagd auf dieses unendlich scheue Wild, das meinen wir beide, können wir beim besten Willen keine Pferde gebrauchen und versuchen, die Diener abzuweisen. Doch scheinen sie nicht verstehen zu wollen, denn erst, nachdem wir in Anschlag gehen, fühlen sich die Störenfriede bemüßigt, das Feld zu räumen. Hätten wir nur geahnt, um was es sich bei dem plötzlichen Erscheinen unserer Leute gehandelt hatte, so würde uns, besonders aber mir (denn bald trennt sich Dolan von mir), manches erspart geblieben sein. Nun geht's hurtig weiter, Richtung auf den Wellenkamm, hinter dem die beiden starken Gazellen verschwanden. Vorsichtig darüber lugend erkenne ich, daß das Blickfeld leer ist, aber nach wenigen Minuten habe ich hinter dem zweiten, gleich darauffolgendem Steppenhügel die beiden Gazellen auf 400 Meter vor mir. Da mir keinerlei Auflage zur Verfügung steht, traue ich mich nach den schlechten Erfahrungen der ersten Schüsse nicht so recht an die Sache heran und hoffe, besonders wo ich nun erkannt habe, daß es sich um zwei starke, ja kapitale Böcke handelt, daß sich, nachdem sich die Tiere verstellt haben werden, wohl noch eine bessere Gelegenheit bieten wird. Also versuchen wir wieder einmal zu umschlagen und von der anderen Seite näher heranzukommen. Aber die unerträglich heiße Sonne (irgend etwas muß ja die Schuld tragen) läßt mich unvorsichtig werden, und als ich mich schon auf 200 Meter an die stolzen Tiere mit den weitgeschweiften Gehörnen herangearbeitet habe, da, es ist zum Verzweifeln, bekommen die Böcke Wind und preschen davon, als ob sie von bösen Geistern verfolgt wären.

Erhitzt, ausgepumpt und völlig entmutigt sitzen wir mit hängenden Köpfen wieder zusammen — aber es dauert nicht lange, da erscheinen wie zum Hohn und Spott vor uns auf vielleicht Kilometerentfernung mitten in der großen anmoorigen Wiese wieder 6 Gazellen. Ein leichter Kamm zur Linken bietet Deckung, und ohne viel Überlegung können wir mit Leichtigkeit auf 300 Meter herankriechen. Dort bietet ein hoher Erdhäufen, der von Murmeltieren zusammengetragen war, eine ideale Auflage, und wir geben in aller Ruhe unsere Schüsse ab. Aber weiß der Teufel, woran es liegt, ich glaube diesmal, daß die zitternde Luft an allem schuld ist, jedenfalls haben Dolans Kugeln sämtlich fehl, während meine beiden wohl sitzen, aber keines der Stücke im Feuer zusammenschlagen lassen. Dolan hat die Nase restlos voll und verläßt mich noch in gleicher Minute Richtung aufs Lager einschlagend, ohne sich an der Nachsuche zu be-



teiligen. So nehme ich denn mutterseelenallein die starke Schweißfährte des zuerst beschossenen und anscheinend härter getroffenen Stückes auf und kann sie auch, so lange das hohe Carex- und Sauergras anhält, mit dem Auge gut verfolgen. Dann aber, nach 10 Minuten oder einer Viertelstunde verliere ich sie, während die vier übriggebliebenen Gazellen in aller Geelenruhe auf 600 Meter Entfernung breit vor mir stehen und zu mir herübersichern. So hoffe ich denn, daß auch die beiden kranken Stücke sich ganz in ihrer Nähe niedergetan haben und pirsche an, denn die Pflicht bindet mich an die verwundeten Tiere, denen ich noch einige Kilometer folge, bis mir der nächste Blick in ein kleineres Tal wiederum ein Rudel von 15 weiblichen Stücken zeigt. Es folgen noch einige Kraniche, die ebenfalls auf weiteste Entfernung die Flucht ergreifen und sich als herrliche Silhouetten gegen den tiefblauen Himmel abheben, bis ich schließlich die zuerst beschossene Geiß schon verendet auffinde.

Unterdessen hat die Sonne längst kulminiert, ein fürchterlicher Durst peinigt mich und so geht es, nachdem ich den Platz, wo die Geiß liegt, mit meinem weißen Taschentuch gekennzeichnet habe (denn es wird nicht leicht sein, in einer weiten grünen Steppe einen bestimmten Ort wiederzufinden), hinter den Böcken her. Eine lange, mühselige Verfolgung, bei der mir der quälende Durst den Hals zusammenzieht, beginnt, bis ich beide kapitale Böcke plötzlich wieder vor mir habe. Friedlich äsend und langsam weiterziehend bewegen sie sich durch den Talgrund, aber zu meinem großen Unglück muß ich wieder feststellen, daß in Pirschrichtung zwischen mir und ihnen abermals ein Rudel weiblicher Stücke auftaucht. So verliere ich wieder viel kostbare Zeit, bis die Geißen abziehen und ich endlich folgen kann. Glücklicherweise finde ich einen schmutzigen Moortümpel mit kaffeebraunem, übelriechendem Wasser, das mir eine kurze Erquickung gewährt, indem ich mich, um abzukühlen, der Länge nach in die braune Soße hineinlege, denn schon spüre ich, wie meine Kräfte nachzulassen beginnen. Und wie ich weiter pirsche, kommt's mir stärker und stärker zum Bewußtsein, daß ich merkwürdig schlapp werde und wohl einen leichten Sonnenstich abbekommen habe. Aber was hilft das alles? Weiter, immer weiter ist die Parole, noch 2 Täler müssen überquert werden, und dann habe ich mein Wild wieder im Glas. Die Böcke sind nun ganz ruhig geworden und äsen über eine schwache Bodentwelle hinweg, der ich mich nun, ein Moor durchquerend, im Lauffschritt nähere. Die tiefen, von der intensiven Sonnenbestrahlung schon ausgetrockneten und nur noch mit einem zäh backenden Schlamm gefüllten Röhlen gewähren mir zufriedenstellende und ausreichende Deckung, bis ich das Flußbett

erreicht habe und im erfrischenden, knietiefen Wasser weiter pirschen kann. Aber auch die Böcke scheinen es eilig zu haben, denn noch bin ich längst nicht auf geeignete Schußentfernung herangekommen, da sind sie schon auf und davon. Noch zweimal geht's über Rämme und durchs Moor, dann folgt eine der üblichen Bauchrutschereien und schließlich, ich möchte jubeln, habe ich meine nun schon mindestens 4 Stunden verfolgten Böcke auf 300 Meter vor mir. Aber ich schieße nicht. Denn jetzt, wo es um den Preis geht, will ich die Entfernung unter allen Umständen noch etwas verringern, denn sicher, ganz sicher will ich wenigstens den einen, den stärksten von ihnen haben. So verlege ich mich, die Nerven zur Ruhe zwingend, abermals aufs Warten und beobachte die prächtigen Tiere in ihren graziösen Bewegungen aufmerksam, bis sie hinter der nächsten Bodenwelle verschwinden. Dann prüfe ich der Sicherheit halber noch einmal den Wind, kriechе schleichend wie eine Kage nach, luge über den Ramm — und nichts ist zu sehen. Wahnsinnige Enttäuschung und beinahe wirkliche Verzweiflung wollen für einen Augenblick Macht über mich gewinnen. Aber nur für einen Augenblick, denn das ist ja Hexerei, oder die beiden „alten Herren“ haben sich vor mir im hohen, weichen Grase niedergetan, um in aller Ruhe wiederzukäuen und die immer lästiger werdenden Fliegen abzuwehren.

So bedächtig und vorsichtig, wie ich es eben kann, Zentimeter um Zentimeter, kriechе ich auf dem Bauche vorwärts, bis, und nun bin ich mir meiner Sache ganz sicher, auf glänzende Schußentfernung von kaum 250 Meter ein kapitales Haupt erscheint und 2 Meter rechts davon das zweite. Da sitzen nun die beiden hart verfolgten Böcke, ohne zu ahnen, wie zäh ihnen der tödliche Feind auf der Fährte geblieben ist, im kühlen Moorgras, schlagen mit den Lauschern, krazen sich ab und zu mit den langgeschweiften Gehörnen, schlucken wiederkäuend auf und nieder und dösen vor sich hin. Ganz vorsichtig hebe ich die Büchse, mache mich fertig — und warte. Urpötzlich erhebt sich der eine, dann steht auch der andere auf, reckt sich, wirft das Gehörn nach hinten, und ich erkenne nun in inniger Freude, daß beide kapitalen Böcke weit besser und stärker sind, als ich bisher zu hoffen gewagt hatte. Nun geht's um den Schuß. Ganz ruhig, die Ellenbogen aufgestützt, halte ich hin, fasse das Blatt des stärksten, steche ein und schieße mit eisiger Gelassenheit, höre Kugelschlag, — aber zum Teufel, ich war doch meiner Sache so sicher, da gehen beide Böcke in wildester Flucht quer über die Steppe davon. In heller Verzweiflung springe ich auf, repetiere, jage noch einmal zwei rasch ge-

worfene Kugeln hinterher, und dann ist der ganze Spuk über die nächste Lehne verschwunden.

Jetzt bin auch ich bald am Ende mit Mut und Kraft und Hoffnung. Es wird mir sauer im Mund. Jetzt erkenne ich erst, daß die Sonne schon bedenklich tief über dem Horizonte steht, daß es anfängt kühl und grau zu werden, daß ich schlapp bin wie ein gehetzter Hund und der Kopf mir vor Schmerzen zu zerspringen droht. Gerade kann ich noch alle Kräfte zusammenraffen, um mich bis zur Berglehne herüberzuschleppen. Wenigstens das nächste Tal, die nächstfolgende Fläche muß ich noch einmal überschauen.

Raum aber habe ich den Kopf über den Hang gesteckt, als ich aufjubeln möchte vor neu entfachtcr Weidlust. Denn da steht mein kapitaler Gazellenbock, sichert zu mir hinüber und deutlich, ganz deutlich kann ich erkennen, daß heller roter Schweiß am rechten Vorderlauf herunterrieselt. Jetzt werde ich zu allem Überfluß noch leichtsinnig und verschieße stehend freihändig, am ganzen Körper zitternd, meine letzten beiden Kugeln, ohne dem kranken Bock ein weiteres Härchen zu krümmen. Nun also bin ich restlos am Ende mit meinem Latein. Ganz langsam zieht der kranke Bock davon, tut sich nach 30 Schritten mit immer hoch erhobenem Kopfe nieder und wird, nachdem einige Minuten vergangen sind, von neuem angepirscht. Wenige Schritte noch, wie eine Kaze kriecht ich von hinten heran mit der Absicht, mich auf die noch lebende Beute zu stürzen, da, wie das Ungewitter fährt der Bock, den ich schon fast verendet glaube, aus dem Wundbett und verschwindet unglaublich schnell in einem Streifen hohen Moorgrases. Da stehe ich nun wie ein begossener Pudel mit einem Gewehr ohne Patronen, ein erbärmlicher Handwerker ohne sein Handwerkszeug. Ich hoffe auf den morgigen Tag, will dem Bock im Wundbett seine Ruhe lassen und denke jetzt an den Rückzug zum Lager. Da nun aber alle Spannung gewichen ist, wird die Enttäuschung größer, als ich vertragen kann. Ich spüre das Nachlassen meiner Kräfte noch stärker, merke, wie trocken der Gaumen ist, wie die Zunge mir festzukleben scheint und kann mich nur noch langsam voranschleppen. Eines gibt mir Kraft und Trost, und das ist die Gewißheit, die Richtung auf das vermeintliche Lager zu kennen. So kriecht ein müdes Wrad im letzten Abendschein über die Steppe.

In dieser Landschaft, wo ich den ganzen Tag über nicht das geringste Zeichen von menschlicher Besiedlung wahrgenommen habe, erscheinen unerwartet, wie eine Vision aus heiterem Himmel, drei schwer bewaffnete Reiter vor mir. Sollte ich einem Spuk, einer Sinnestäuschung

zum Opfer gefallen sein? Nein, das sind Menschen und Pferde von Fleisch und Blut, und ehe ich mich drücken oder flach auf die Steppe werfen kann, müssen sie mich gesehen haben, denn sie halten in ruhiger Gangart gerade auf mich zu. Unheimlich lange Lanzen, breite blinkende Schwerter in den Gürteln und Gabelbüchsen auf dem Rücken, na, das müßte eigentlich ausreichen, um einen total verschossenen, kleinen weißen Teufel abzutun; denn daß es sich nur um Räuber handeln kann, darüber bin ich mir eigentlich von der ersten Sekunde an völlig im Klaren. So gelassen ich äußerlich eben erscheinen kann, mich innerlich zur unbedingten Ruhe zwingend, schreite ich nun, da keine Möglichkeit zur Flucht oder zum Sichverbergen mehr besteht, meinen Widersachern entgegen, peinlich genau darauf achtend, daß meine weitausholenden Schritte weder länger noch kürzer werden. Dabei werfe ich meine Büchse so über die Schulter, daß die drei unheimlichen Gesellen das blinkende Zielfernrohr schon auf beträchtliche Entfernung sehen müssen. Jetzt kommt, das weiß ich genau, alles darauf an, einen geschickten Bluff in Szene zu setzen. Schon trennen uns kaum 100 Meter, die Situation wird immer brenzlicher, dann sind es noch 50, und nun rufe ich ihnen mit lachendem Gesicht ein weithin schallendes „Urro“, den osttibetischen Willkommensruf, entgegen. Aber, o Graus, statt einer Antwort, wie ich erwartet habe, schwärmen die drei jetzt aus, mich zu umschlagen, um ihre vermeintliche Beute auch ganz gewiß überwältigen zu können.

Jetzt bin ich am Ende, nun ist es aus, fährt's mir durchs Gehirn, aber dann fasse ich mich wieder. Nur ruhig Blut bewahren und die Fassung nicht verlieren, und da im Augenblick, wo ich zum erstenmal einer wirklich ernststen Gefahr gegenüberstehe, blitzt eine Lösung in mir auf. Mit recht freundlichem und noch immer lachendem Gesicht lasse ich die verwegenen dreinschauenden Gesellen auf etwa 20 Meter heranreiten, und dann fingiere ich, so recht und schlecht es mir eben gelingt, einen angeschossenen Gazellenbock, tanze, lache und drehe mich wie ein vom Wahnsinn Befessener auf einem Bein im Wirbeltanz vor ihnen herum, mit der einen Hand dabei immer auf meine rechte Schulter zeigend und meinen Widersachern, so laut ich eben kann, auf chinesisch zurufend: „Schaut her, da ist der Bock getroffen.“ Fassunglos und anscheinend sogar etwas verwirrt stehen die wilden Naturkinder vor ihrem verrückt gewordenen Feind und Opfer, aber keiner von ihnen rührt sich, keiner verzieht eine Miene oder spricht auch nur ein einziges Wort. Da packt mich Verzweiflung, und ich beginne meinen Tanz noch einmal, noch besessener als zuerst versuche ich, mich irgendwie bewußt oder unbewußt an das Erlebnis

mit dem verwundeten Gazellenbock klammernd, ein angeschossenes Stück Wild zu markieren.

Da endlich, ich könnte aufschreien vor Freude, gewahre ich ein merkwürdiges Blitzen, ein freudiges Aufleuchten in den mit Runzeln bedeckten, wettergegerbten, braunroten Gesichtern. Sie sehen mich an — ich tanze wie wild — sie lachen! — Endlich! — Nun habe ich gesiegt und alle Hoffnung wieder gefunden, nun bin ich gerettet!

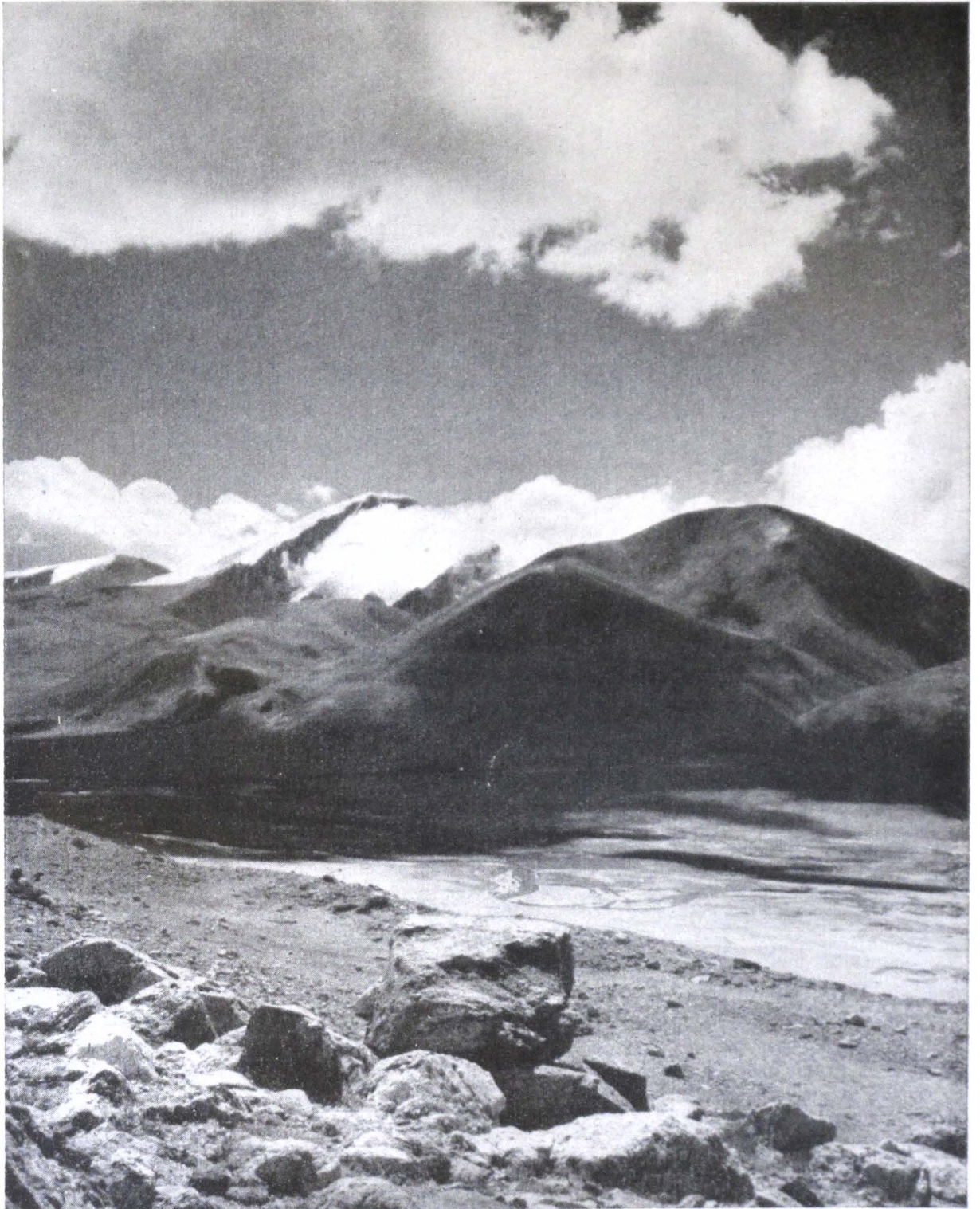
Eben noch steinharte Männer, unerbittliche Räuber und tobernst wie das Verderben selbst, schütteln sich jetzt alle drei wie kleine Kinder in wahren Lachkrämpfen. — Fürwahr, die wonnigste, die lieblichste Musik für mein Ohr in solchem Augenblicke!

Als ich es endlich wieder wagen kann, mich umzusehen, gesellt sich zu den dreien, denen ich eben das Schauspiel wohl berechneter Raserei vorgeführt hatte, noch ein vierter Tibeter, der einen riesengroßen, schwarzen Mastiffrüden hinter sich her trotten läßt. Auf kurze Entfernung herangekommen, erkennt diese wilde Bestie das fremde weiße Blut und nimmt mich ohne Besinnen und ohne zu bellen mit gefletschten Zähnen an. Sofort ergreife ich die Situation und gehe auf das gefährliche wilde Tier in Anschlag, den Tibetern dabei eine voll geladene, schussfertige Büchse vortäuschend. Auch dieser Trick gelingt und bewegt die 4 Tibeter zu lautem Aufschrei und Bewegungen der Abwehr, so daß ich mit den Erfolgen meines Handelns recht zufrieden bin. Wie um den Hund zu schonen, kann ich gerade noch meine Waffe wenden, und schon graben sich die scharfen Zähne des wilden Rötters in das Kolbenende meiner Büchse. Augenblicklich aber springt der nächststehende Tibeter aus dem Sattel heraus und händigt das Vieh mit ein paar festen Griffen, mir dabei die ganze Länge und Breite seiner roten Zunge und die blitzenden Reihen seiner schneeweißen Zähne zeigend. Ein Dank dafür, daß ich ihm sein „liebes Hündchen“ nicht erschossen habe.

Nun ist das Spiel vollends für mich gewonnen. — Ich werde sicherer und sicherer und frech genug, das in hellster Verzweiflung begonnene Schaustück zu vollenden, gebe ich meine tänzerische Vorführung noch einmal zum Besten. Dieses Mal jedoch weniger aus angsterfüllter Ekstase als vielmehr mit berechnender Überzeugung, wobei ich auf den Hund deute, der den kranken Gazellenbock totheßen soll. Rascher als ich erwartet habe — anscheinend muß mein pantomimisches Spiel doch gewirkt haben — verstehen mich die Tibeter genau und wissen, was ich meine, und keiner von ihnen denkt daran, daß der weiße Mann vor ihnen

etwa keine Patronen mehr bei sich führen könnte. Nach einigem Hin und Her wird der bissige Hund an ein langes, lassoartiges Dakhaarseil gelegt, und nun geht es mit frischen Kräften, so daß ich weder Hunger noch Durst, noch meine ermüdeten Knochen spüre, 2 oder 3 Kilometer zurück zur Anschußstelle. Das letzte Wundbett, in dem sich der Gazellenbock niedergelassen hatte, ist nach kurzer Zeit gefunden und dann die Richtung deutend, lasse ich die Tibeter wohlweislich vorausreiten, damit sie die Verfolgung hoch zu Ross gleich aufnehmen können. Nach einer kurzen Pirsch von kaum 100 Meter Entfernung springt der angeschossene Bock aus einem zweiten Wundbett hoch und stürmt in gerader Richtung davon, während der Hund, der rasch geschnallt wird, um die Verfolgung des Tieres aufzunehmen, in unerwarteter und mir gänzlich unverständlicher Weise selbst angesichts des kranken Wildes seine Raubtierinstinkte völlig vergißt, und anstatt die Hatzjagd aufzunehmen, macht die verfluchte Bestie kehrt und attackiert mich mit gefletschtem Gebiß von neuem. Der Haß des schwarzen riesenhaften Köters gegen den fremdrassigen Eindringling in die Domäne seiner Herren ist anscheinend doch viel größer als die natürliche Veranlagung seiner Raubtierabstammung. Wieder muß mich einer der Tibeter von dem Untier befreien, während die anderen nun wirklich die Verfolgung des Bockes zu Pferde aufzunehmen beginnen.

Eine wilde, stürmische Jagd hebt an, und ein graufiges Schauspiel rollt sich hier auf offener hochtibetischer Steppe vor meinen Augen ab, so daß ich nur bedaure, kein Pferd zur Verfügung zu haben, um mich selbst an dieser Hatzjagd zu beteiligen. Drei wilde, fanatische Jäger, gellende Schreie ausstoßend, liegen mit geschwungenen Speeren auf ihren weit ausgreifenden, im raschen Tempo galoppierenden Pferden hinter einem kranken Wild, das alle letzten Kräfte noch einmal zu sammeln scheint. Immer geringer wird der Abstand zwischen Jägern und Gejagtem, immer siegesbewußter erklingen die jauchzenden Weidrufe der mit den feurigen Tieren schier zentaurisch verschmolzenen Reiter. Jetzt, wo sie beinahe schon zum Stoß ausholen könnten, verlegt sich der gehezte Bock aufs Hakenschlagen, so daß der erste wild vorwärts stürmende Reiter über ihn hinausfaßt. Schon dem zweiten aber gelingt es, sein Tier blitzschnell zu wenden und dem anscheinend immer schwächer werdenden Bock auf der Fährte zu folgen. Noch mehrere Male wiederholt sich dies seltene Schauspiel reiterlicher Geschicklichkeit. Dann steht der Bock, mit bebenden Flanken, das edle Haupt mit dem schön geschwungenem Gehörne tief gesenkt vor seinen Verfolgern. Die springen im Nu aus den Sätteln, der eine rafft die Zügel der keuchenden Pferde zusammen, und der andere stößt seine Gabel-



Tibetische Landschaft



Tibetische Bettlerin



büchse in den weichen Boden, entzündet die Lunte, zielt lange und wie mir scheint äußerst bedächtig, und dann bricht der Schuß, und eine gewaltige Pulverwolke hüllt den mutigen Schützen sekundenlang ein. — — Der Bock aber fällt nicht. Er ist auf 20 Schritte von dem aufgelegt zielenden Schützen glatt vorbei gesengt worden. Nun ist's mir des grausamen Spiels wirklich genug, rasch springe ich auf den Bock zu, packe ihn beim Gehörn und stoße ihm ein tibetisches Dolchschwert tief ins Leben.

Dann habe ich ihn, meinen ersten starken Gazellenbock, einen Kapitalen! Die Tibeter, über das gestreckte Wild gekniet, schlürfen sein warmes Herzblut und schließen an der Beute mit mir Freundschaft. Bereitwilligst helfen sie mir, den Bock aus der Decke zu schlagen, eine Arbeit, die in kaum 10 Minuten beendet ist, dann packe ich mir die Leber, die Decke und den kapitalen Kopfschmuck zu einem kleinen Bündel zusammen, überlasse das übrige Wildbret meinen „Freunden“, die sich vor Dank und Freude nicht zu fassen wissen, und ziehe, so rasch mich meine müden Beine tragen wollen, Richtung auf das vermeintliche Lager, von dannen.

Längst schon liegen die Schatten der herabfallenden Dämmerung über der unendlichen Grasfläche, als ich noch einmal alle Willenskräfte balle und meine Knochen zusammenreiße, um in der vorgeschlagenen Richtung loszulaufen. Während der ersten halben Stunde dieses in meinem Gedächtnis unauslöschlichen Rückmarsches geht auch wider Erwarten alles gut, aber dann wird mir vor Durst ganz schwindlig zumute, und ich muß zu meiner Schande bekennen, daß ich vollständig zusammenklappe. Wasser! Wasser! Das ist die einzige Lösung, auf die sich nun alle meine Gedanken und Empfindungen konzentrieren. So suche ich die Talsohlen ab und finde auch schließlich etwas von Moorbazillen rotbraun gefärbtes und mit einer gallertartigen Eisenjauche überzogenes Wasser, gerade dazu ausreichend, um den Gaumen zu nezen und die wie Feuer brennende Stirn zu befeuchten. Weiter, nur weiter, denn nun hat mich das unbestimmte Gefühl drohender Gefahr und völliger Ungewißheit beschlichen, verstärkt noch durch meine restlose Niederlage, die mich dazu zwingt, mich alle paar 100 Meter für kurze Sekunden niederzulegen, weil mir, wahrscheinlich auf Grund der großen Höhe, schlecht wird und ich an einer Art Atembeklemmung leide. Nun komme ich an der Stelle vorbei, wo die erst erlegte Geiß liegen muß. Ich denke gar nicht mehr daran, sie aufnehmen zu wollen, sondern möchte mich nur vergewissern, ob die Richtung, die ich einschlug, auch wirklich stimmt. Aber die geschossene Gazelle ist nicht

mehr; dafür aber sitzen in der Dämmerung 5 riesige Geier im Kreise herum, versuchen die gigantischen Schwingen zu breiten, können sich jedoch nicht mehr erheben, sondern hüpfen in plumpen, ungeschlachten Sprüngen mit ihren bis zum Halse vollgestreuten Leibern hangauf. Ich beobachte das widerwärtige Gesindel dieser fliegenden Vielkräße jedoch nur mit einem halben Auge. Jetzt heißt's nur durchhalten, durchhalten bis zum Lager. Meine Lippen, die auf Grund der in letzter Zeit anhaltenden Trockenheit der Luft an sich schon zerrissen und aufgesprungen sind, habe ich mir nun längst wund gebissen. Nur das Lager erreichen, dann will ich schon glücklich sein. Noch einmal mitten in der Dämmerung, als ich sitze und keuchend nach Atem ringe, kommen 10 Gazellen auf 200 Meter an mir vorüber. Jetzt wird es in wenigen Minuten ganz Nacht um mich sein, und ich lege mich lang in das Gras, um die Kräfte noch einmal zu sammeln, und um dann alles daranzusetzen, den Marsch ohne Unterbrechung zu vollenden. Doch wie ich mich wieder aufrichte, erkenne ich im fahlen Zwiellicht als scharf gezeichnete Silhouette gegen den gelb lohenden Abendhimmel einen einsamen Reiter, der ein zweites Pferd hinter sich im Schlepptau zieht.

Sollte das wirklich? Mit Mühe nur kann ich das Glas am Auge halten, aber es genügt mir. Der Reiter gehört zu uns. Es ist einer unserer chinesischen Präparatoren, und er hat mein eigenes Pferd bei sich. Unbändig ist die Freude, die mich überkommt und sich meiner vollständig bemächtigt, daß ich aufspringe und zu schreien versuche. Aber verflucht, der Teufel scheint auch heute überall zu sitzen: Meine Kehle ist so trocken, daß ich nicht den kleinsten Ton herauskriegen kann. Doch noch habe ich Hoffnung, finde etwas weißes Papier in der Tasche, und damit winke ich jetzt — winke und versuche zu schreien — ohne Erfolg. Verzweifelt reiße ich einige Grashalme aus, zerkaue sie in der Hoffnung, die Speicheldrüsen zur letzten Absonderung anzuregen, und dann fährt mir frohlockend ein heiser klingendes Krächzen aus der Kehle. Es genügt. Der Präparator hat mich gehört, wendet sein Pferd, nimmt Richtung auf mich und kommt heran.

Fest geschlafen habe ich die wenigen Minuten, bis der treue Chinese bei mir steht. Was er sagt, was er da in sprudelndem Wortschwall herausbringt, das habe ich nicht verstanden, nicht verstehen wollen, habe auch gar nicht darauf gehört. Wesentlich und maßgebend ist nur die Rettung, und so überreiche ich ihm alle meine Sachen, die Büchse, die Trophäe und schwinde mich dann aufs Pferd, treibe mit rasch eroberten

Kräften das gute Tier in rasendem Galopp über die dunkle Steppe dem Haupttal, dem Wasser, dem Lager entgegen.

Doch welch bittere Enttäuschung. Noch immer habe ich der Leiden nicht genug erduldet an diesem Tage! Weder Daks, noch Pferde weiden in der Nähe des mutmaßlichen Lagerplatzes, wo Dolan und ich am Vormittage das Haupttal verließen, um uns der Jagd auf die flüchtigen Gazellen zu widmen. An Stelle eines trauten, freundlichen Zeltlagers mit dem stets anheimelnden hellen Schein der Lagerfeuer finde ich nur einen öden, einsamen Grund, kann weit und breit kein einziges Lebewesen erkennen, nur zwei scheue Wildenten (Moorenten) streichen bei näherem Heranreiten klatschenden Fluges aus einem Sumpfloch davon.

Wasser, sehr viel erfrischendes, kaltes, wie Nektar die Kehle herunter rieselndes Wasser, köstlichstes Getränk auf Erden, ist das erste, nach dem ich sehnsüchtig verlange. Dann aber kommt wie ein schwerer, dunkler Schatten die Reaktion und wie Schuppen fällt es mir von den Augen.

Heute Vormittag nach dem ersten Mißgeschick mit den weiblichen Gazellen, da unsere Jäger uns störten und nicht von der Stelle weichen wollten, da wir sogar auf sie angeschlagen hatten, um sie zu vertreiben — ja, nun bin ich ganz sicher darüber, das war nichts anderes, als das verabredete Zeichen zum Weitermarsch gewesen. Heute Abend aber, vor wenigen Minuten, die langen sprudelnden Worte des chinesischen Präparators, das war die Erklärung gewesen, die nüchterne, kalte, sachliche. Nun liegt ja alles klar. Wie weit die Karawane wohl noch gezogen sein kann? Warum beim Henker haben wir hier nicht Lager geschlagen, wie Dolan wünschte und befohl? Ja, warum das alles?

Die dünne Luft ist schon ganz kalt geworden. Vielleicht 4 oder 5 Grad mag die Temperatur noch über dem Gefrierpunkt liegen, nach mindestens 35 Grad, die das Thermometer im Sonnenschein des Tages angezeigt haben mag. Nur Hose und ein zerrissenes Jagdhemd sind bei Gott etwas zu wenig Bekleidung nach solch hartem Tage. Während meine Regenhaut, die immer am Sattel befestigt ist, und die ich mir nun überwerfe, wenigstens etwas Kälte abhält, jagt mir nichtsdestoweniger ein Schüttelfrost nach dem anderen über den Rücken, und jetzt fängt auch mein Magen an sich zu melden, und ich bekomme zu spüren, daß ich seit mindestens 15 Stunden nichts mehr gegessen, keinerlei Nahrung mehr zur mir genommen habe. Vergebens durchsuche ich die Satteltaschen nach etwas Genießbarem, nicht wissend und nicht ahnend, daß nur wenige Meter von mir in ein weißes Tuch fein säuberlich gewickelt meine Mittagration liegt, die Weigold und Dolan mir in vorsorglicher und rührender Weise

dort, wo ich sie sicher auffinden würde, hinterlegt hatten, ehe sie des Weges weiterzogen. So unterhalte ich mich mit meinem Pferdchen, um die düsteren Gedanken hinwegzuscheuchen, bis der Präparator auch endlich zur Stelle ist. Wenn mir vorhin seiner Worte zu viele waren, so sind mir jetzt deren zu wenig. Tatsache ist und bleibt, daß unsere Karawanen-tibeter sich weigerten, an dieser Stelle wegen der allzu großen Räuber-gefahr Lager zu schlagen. So war der Weitermarsch schon um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr vormittags von ihnen erzwungen worden, während der Präparator mit der Weisung zurückgesandt worden war, mich zu erwarten.

Da stehen wir nun in einem von Räubern wimmelnden Land auf einem Karawanenwege, der nicht zu sehen ist, mit einer Büchse ohne Patronen. — Nur eine einläufige Schrotflinte, die der Chinese mit sich führt, und 5 ganze Schuß Munition sind unsere einzige Waffe und Verteidigung.

Da heißt es handeln, und alle Strapazen sind im Nu vergessen! Wir reiten los, was das Zeug hält. Die Konturen des Tales sind fast unkenntlich. Ihnen haben wir zu folgen und reiten die ersten Stunden in stets neu aufwallender Hoffnung, die Hindernisse des Weges kaum beachtend und die Pferde immer abwechselnd zum schüttelnden Trab und lang ausgreifendem Galopp anfeuernd. Dann aber bemächtigen sich meiner doch eine Apathie und zweifelnde Ungewißheit, die schließlich zur wirklichen Verzweiflung werden. Wieviel Kilometer werden wir schon hinter uns gebracht haben? Hätten wir das Lager nicht schon längst erreicht haben müssen? Ist der Weg, auf dem wir zu reiten meinen, überhaupt ein Weg? Sind wir nicht einer Halluzination, einer Sinnes-täuschung zum Opfer gefallen? Das alles sind Gedanken, die mein Hirn zermartern.

Zu allem Unglück hat die Finsternis sich so verdichtet, daß bald die Umrisse des Tales nicht mehr zu sehen sind und wir nur noch den Ruf der durch die Pferdehufe aufgeschreckten Kraniche folgen. Verzweifelt, vergeblich und immer wieder vergeblich suchen meine vom Sonnenglast des Tages noch stark schmerzenden Augen die Finsternis zu durchbrechen — ein Licht zu entdecken. Lange schon sind wir nicht mehr imstande des fürchterlichen Weges wegen hurtig zu traben, geschweige denn zu galoppieren. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir von dem, was man in Tibet einen Weg nennt, längst abgekommen und irren irgendwo in der Fremde. Alle Augenblicke stolpern die Pferde, dauernd scheuen sie vor irgendeinem Gegenstand, einem Felsblock oder Busch, den wir selbst im Dunkeln nicht erkennen können, und in regelmäßigen Abständen kommen

tiefe, versumpfte Moorgräben, die genommen werden müssen. Mein noch immer verhältnismäßig ruhig gehendes Pferd kündigt diese unangenehmsten der Hindernisse jedesmal wieder durch ein lautes Schnauben und gefährliches Schnarchen an. Dann haue ich ihm die Hacken in die Weichen und hinüber geht es, daß das Moor aufspritzt. Jedesmal aber sinken die Pferde bis zum Bauchriemen ein und haben schwere Arbeit.

Wieder schnauft mein Gaul — wieder folgt der weite Sprung — dumpf schlägt der Pferdekörper auf der anderen Seite in den Morast, die schlagenden Hufe finden keinen Widerstand, das Pferd unter mir windet sich in äußerster Kraftanstrengung, und wie ich aus dem Sattel springe und selbst knietief im Moore stehe, fühle ich, daß nur noch Kopf und Hals, Sattel und Rückenlinie aus dem Morast hervorschauen. Glücklicherweise verhält sich das Tier ganz ruhig, als ob es wüßte, daß hier jede eigene Anstrengung, sich aus dem zähen Morast zu befreien, umsonst wäre und es nur noch tiefer hineinzöge. Der hinter mir reitende Chinese kann zum Glück rechtzeitig durchparieren und überquert den Graben an einer leichteren Stelle mit Leichtigkeit, kommt dann, soweit es der feste Untergrund erlaubt, meinem versinkenden Pferd von der anderen Seite nahe. Schnell befestigen wir einen Riemen von Sattel zu Sattel, dann saust ein Gewehrkolben auf die Keulen des vorderen Pferdes, ich reiße am langen Schweif und in wenigen Sekunden steht mein Tier — ein Schimmel, der am nächsten Morgen zum Schecken geworden ist — auf dem Trockenen.

Die nächsten Moorgräben sind äußerst schwierig zu nehmen, da sich mein Pferd vor lauter Angst wie toll gebärdet, so daß ich den Chinesen vorausreiten lasse und schließlich in ein Stadium absoluter Gleichgültigkeit verfalle.

Hoffnung habe ich schon lange nicht mehr, so will ich mir in beißender Ironie den Abendritt wenigstens nicht versalzen und singe schlecht, aber laut alle deutschen Volkslieder, die mir gerade in den Kopf kommen.

Plötzlich erkennen wir Feuer — Lagerfeuer — also endlich doch erreicht — so hoffe ich wenigstens. Der Sicherheit halber reiten wir näher heran, halten inne, und dann rufe ich einmal laut und schallend hinüber — und da keine Antwort das Vorhandensein unserer eigenen Lagerstatt verkündet, feuere ich rasch hintereinander 2 meiner 5 Schrotpatronen ab. Einen kurzen Augenblick lang herrscht eisige Ruhe, dann aber erklingen Rufe herüber, die uns völlig fremd sind. Zur gleichen Sekunde aber werden dort drüben überall die Lagerfeuer gelöscht.

Verdammt! Auch das noch. Nacht, dunkle, kalte Nacht umgibt uns wieder. Nomaden der Ghabatibeter haben uns für Räuber gehalten und sind dabei, ihr Lager in Verteidigungszustand zu setzen. Hier also können wir nicht nächtigen und kein Notlager errichten, wie ich es mir anfänglich dachte, denn ein Überfall bei Tagesgrauen wäre zweifelsohne zu erwarten. Also wieder weiter! Nach einigen Kilometern bin ich soweit, das Rennen aufzugeben und suche Kreuz und quer reitend, leider vergeblich nach Büschen oder Strauchwerk, die uns wenigstens ein Klein wenig Feuerholz liefern könnten und die stark genug sein müssen, um die Pferde dort ankoppeln zu können. Unser heutiges Abend-, nein Tagesmahl wird also aus roher Gazellenleber bestehen müssen. Der Chinese hält die Pferde. Ich bin abgestiegen, um ein trocknes Plätzchen ebenen Grundes zu finden, wo wir uns hinbauen können, aber dann zieht mich ein unbestimmtes Gefühl noch etwas weiter, bis ich, nur undeutlich sichtbar, vor einem Hügelfamm stehe, den ich nun erklimme.

Wie soll ich's beschreiben? Was ich nicht zu hoffen gewagt, ist nun doch Wirklichkeit geworden, denn kaum 500 Meter vor mir leuchtet das Licht unseres Lagerfeuers gen Himmel. Nie vorher und wohl auch nie in späteren Jahren habe ich einem Chinesen eine größere Freude machen können als jetzt, wo ich Zai, dem treuen Präparator zurufe: „Pungtse Kandala“ — Lager in Sicht.

Nach einem langen, totenähnlichen Schlaf erwache ich am nächsten Morgen inmitten einer Landschaft vollkommensten hochtibetischen Charakters. Einem schimmernden Sternenmeere gleich, liegen rund um dieses einsame Steppenlager Millionen von im strahlenden Sonnenglanze sich ausbreitenden Wassertümpeln und Moorlöchern. Während des Weitermarsches stoßen wir auf viele Zeltlager der nomadisierenden Ghabatibeter. Auf den umliegenden Hügeln weiden Tausende von großen, schwarzen Yaks. Gazellen sind nicht gerade häufig, doch finden wir die dem Menschen gegenüber so unerhört scheuen Tiere oft in unmittelbarer Nähe der weidenden Yak- und Schafferden. Da sich unser Vorrat an Butter und Fett, die bei stärkster körperlicher Beanspruchung im tibetischen Hochlande wohl die wichtigsten aller Nahrungsmittel sind, bedenklich ihrem Ende nähern, so müssen die Gazellen herhalten, deren Wildbret wir bei den staunenden Nomaden gegen große Mengen von Butter einhandeln, um unsere Fettöpfe auf diese geniale Art und Weise wieder zu füllen. Die Tibeter nämlich sind zufolge ihrer durchaus ungenügenden Bewaffnung, die meist nur aus alten Vorderladergewehren besteht, außerstande, Wildbret in größeren Mengen zu erlegen, da die flüchtigen

Gazellen des offenen Geländes viel zu scheu und vorsichtig sind, um von ihnen auf schußgerechte Entfernung angepirscht zu werden. Für gewöhnlich lassen sie den Reiter höchstens auf 400 oder 500 Meter herankommen und ergreifen dann sofort die Flucht, so daß die Tibetier, deren Gewehre schon auf 50 Meter kein gutes Trefferbild mehr ergeben, bei der Erlegung von Gazellen sich dem Geschehe des Zufalls vollständig ergeben müssen.

Mir aber gelingt es durch einen neuen Trick, den ich mir erfonnen habe, am nächsten Tage so viele Gazellenböcke zu erlegen, wie ich Lust und Liebe habe. Dabei hilft mir vor allem mein gutes Jagdpony, das sich trotz seiner Jugend als geradezu unbezahlbar erweist. Wenn ich so, weite Bogen schlagend, über die Steppe trabe, pflege ich mich hoch im Sattel aufzurichten, um das Gelände nach allen Seiten hin gut einsehen zu können. Sobald dann in der flimmernden Ferne die noch unscharfen Konturen eines Rudels grauer Gazellen in Sicht kommen, lasse ich mich einfach, halb im Sattel hängend, unter den Bauch des Pferdes fallen, indem ich beide Beine fest in den Steigbügeln verankere und mit den Händen Büchse und Satteltgurt umklammere. Auf diese Art und Weise gelingt es mir schon nach kurzer Übung, regelmäßig auf gute Schußentfernung an das scheue Wild heranzukommen. Die Tiere aber erkennen wegen des welligen Geländes wahrscheinlich nur ein ledig erscheinendes Pferd, und dann lasse ich mich im entscheidenden Augenblick einfach aus dem Sattel gleiten, mein Pferd fängt an zu grasen — und ich schieße liegend freihändig, nachdem ich mir mit dem Glase die besten Böcke ausgesucht habe. Es kommt nun darauf an, daß das erste beschossene Stück im Feuer fallen muß. Dann aber, wenn die Gazellen verwirrt durcheinander flüchten, heißt es hinhalten und zeigen, ob man seiner Kugel sicher ist. Bei der großen Entfernung muß man mindestens zwei bis drei, manchmal auch vier Meter vorhalten und am besten immer wieder das vorderste Tier aufs Korn nehmen. Stürzt dieses im Feuer zusammen, so macht das ganze Rudel mit größter Regelmäßigkeit auf der Stelle kehrt und flüchtet in entgegengesetzter Richtung, neue Schußgelegenheiten bietend. Mehr als einmal bin ich auf diese Weise vorgehend vier oder fünf Kugeln auf das gleiche Rudel losgeworden und hatte ebenso viele starke Gazellenböcke auf der Strecke liegen. Ich gebe gern zu, daß eine solche spitzfindige Jagdmethode nicht ganz waidmännisch ist; aber hier brauchten wir Fleisch im wahrsten Sinne des Wortes, und ich möchte den deutschen Waidmann sehen, der an unserer Stelle nicht in der gleichen Weise gehandelt hätte!

Das weite, wellige Tal, in dem wir unsere neue Lagerstatt nun aufgeschlagen haben, ist bis vor wenigen Jahren noch völlig unbewohnt gewesen, wird aber heute von dem 500 Kopf starken Stamm der Ka-tschu-miras besiedelt, der aus seinem stammeseigenen Gebiet, das zwischen der großen tibetischen Nord- und Weststraße (die von Ta-t sien-lu über Batang im Süden und Yekundo im Norden) liegt, von anderen auffälligen Stämmen vertrieben worden ist. Nach langer, heimatloser Wanderung fanden die Ka-tschu-miras diese weiten Steppengründe, die sie heute für sich in Anspruch nehmen. Wir erfahren vom wild dreinschauenden Stammeshäuptling, daß seine Stammesgenossen erst im vorigen Jahre einen großangelegten Raub- und Rachezug in ihre alte Heimat unternommen hatten, wo sie gute Beute an Vieh und anderen Habseligkeiten machten und gleichzeitig auch über 100 ihrer feindlichen Stammesbrüder erschlugen, ehe sie wieder nach hier zurückkehrten. Heute gibt es bereits Ka-tschu-mira-Familien, die mehr als 1000 Yaks besitzen und zu den reichsten nomadisierenden Tibetern gehören, die wir je kennengelernt haben. Ihre Frauen ziert ein ganz besonderer Kopfschmuck (durch den man übrigens die meisten tibetischen Stämme am leichtesten unterscheiden kann); dazu tragen sie wie alle Steppentibeter ihre hübschen, aus Silber gearbeiteten und mit Türkisen oder Korallen verzierten Amulettbüchsen, die allerlei geheiligte Medizinen und auf Papier geschriebene Zauberformeln enthalten, um Krankheiten vorzubeugen, die bösen Geister zu vertreiben und bei den Männern vor allem auch, um gegen feindliche Kugeln geschützt zu sein. Dies ist ein über ganz Tibet weit verbreiteter Aberglaube, demzufolge die tibetischen Räuber furchtlos und tapfer in den Kampf ziehen. Auch als die Engländer im Jahre 1904 unter dem Kommando des Obersten Younghusband mit einer großen Streitmacht von Indien über Sikkim kommend in Tibet einfielen, um sich Lhasa untertänig und willfährig zu machen, trugen die tibetischen Soldaten, die die Lhasaregierung dem weit besser ausgerüstetem englischen Expeditionskorps entgegenwarfen, solche von den großen Lamas geheiligte Amulette, die sie gegen die Kugeln der britischen Maschinengewehre feien sollten. Nachdem die Engländer im wüsten Gemengel bei Tuna, Gyantse und am Karola mehrere tausend der unzulänglich bewaffneten Tibeter hingeschlachtet hatten, beschwerten sich die kommandierenden Generale der tibetischen Armee bei den kirchlichen Würdenträgern der großen Klöster Drepung und Sera, die um Lhasa liegen, und behaupteten, daß die Amulette gegen die britischen Kugeln, im scharfen Gegensatz zu den Voraussetzungen der Priester, keinerlei feiende Wirkung ausübten. Die



Lamas traten daraufhin zum gewichtigen Staatsrat zusammen, um das schwierige Problem zu lösen und behaupteten dann, daß die Engländer in ihren Kugeln ein merkwürdiges Metall verwendeten, gegen das ihre Zauberformeln leider nichts ausrichten könnten.

Unter den wilden, halb nackt herumlaufenden Ka-tschu-miras fallen uns eine Reihe von Männern auf, deren Bäuche in Reihen angeordnete, tiefe, runde Narben erkennen lassen, die von glühenden Kohlen bzw. heißen Eisenstäben herrühren und bei diesen halbwilden Naturvölkern als hochgeschätztes Mittel gegen Bauchschmerzen und Magenbeschwerden gelten. In der Tat können bei einigen lokalisierten Gewebeerkrankheiten durch diese barbarische Heilmethode manchmal Erfolge erzielt werden, weil die künstlich entstandenen Wunden dann zumeist eine stärkere Durchblutung der entzündeten Stellen zur Folge haben, so daß auf diese Weise Giftstoffe abtransportiert und die erkrankten Körperteile bedingt geheilt werden können. Es ist überhaupt sehr interessant und aufschlußreich, sich einmal mit den primitiven Heilmethoden der Naturvölker auseinanderzusetzen, denen meistens trotz vieler grausamer und unverständlicher Behandlungsmethoden ein, wenn auch nur winziger wahrer Kern innewohnt. Etwas anderes ist es natürlich, wenn die tibetischen Doktoren der Medizin, die meistens zugleich Dämonenbeschwörer und Teufelsaustreiber sind und immer etwas mit dem geistlichen Beruf zu tun haben, im Brustton der Überzeugung behaupten, daß das Herz der Frau auf der rechten, während das Herz des Mannes aber auf der linken Körperseite liegen soll. Die Pulsfrequenz eines an irgendeiner ansteckenden Infektionskrankheit leidenden Patienten beobachten und zählen diese tibetischen Wunderdoktoren auf die Weise, daß sie dem Leidenden einen Bindfaden um die Hände legen und dann, ohne den Patienten zu berühren, auf 2 oder 3 Meter Entfernung nur durch die Schnur mit dem Kranken verbunden, ihre Diagnose stellen. Sonderbar mutet es auch an, wenn man zum ersten Male erfährt, daß die Tibeter die getrockneten Exkrememente der höchsten Gottpriester des Landes, des Dalai-Lamas zu Lhasa und des Panchen oder Tashi-Lamas zu Tashilumpo, mit einer feinen Schicht von Plattgold überziehen und zu exorbitanten Preisen als teuerste Medizin gegen alle möglichen Krankheiten zum Verkaufe anbieten. Merkwürdige Gesellen sind diese Tibeter auch, wenn sie in ihrer leichtfertigen Art annehmen, daß die furchtbaren Geschlechtskrankheiten, die von chinesischen Soldaten schon vor langer Zeit in Tibet eingeschleppt wurden, nicht durch Übertragung verbreitet werden. Auch hier scheinen die Lamas, die Hohenpriester des Landes, die eigentlich im Böniblat leben sollten, um

sich selbst reinzuwaschen, ihre schmutzigen Hände im Spiele zu haben, denn sie behaupten steif und fest, daß die Gonorrhoe vom „Sigen im nassen Grase“ herrühre, während die Syphilis nur dann entstehen könne, wenn der betreffende Tibeter oder die Tibeterin „beim Durchwaten oder Durchreiten eines Flusses von einer bösen Schlange gebissen worden sei“.

Bei den Ra-tschu-miras weniger als bei den anderen tibetischen Stämmen ist eine an Bindehautentzündung erinnernde Augenkrankheit weit verbreitet. Die luftigen Dakhaarzelte, in denen diese Nomaden jahraus, jahrein leben, haben aller Wahrscheinlichkeit nach einen besseren hygienischen Einfluß auf die Augen wie auf die gesamte Körperkonstitution als die dumpfen, rauchigen Steinhäuser, deren einziger Wohnraum oft nur mit einem schmalen Licht- und Luftschacht versehen ist. Die Wohnzelte der Hochlandnomaden enthalten neben den aus Steinen roh zusammengesetzten Herden, die längsseite stehen und auf denen mächtige Kessel angebracht sind, so gut wie gar kein Mobilien. Im Hintergrunde des Zeltes stehen meist mehrere Kästen oder Kisten, in denen die wenigen Haushaltsgegenstände oder einige nur bei feierlichen Gelegenheiten getragene Kleidungsstücke untergebracht sind, und über ihnen befindet sich meist ein kleiner Zeltaltar, wo den lamaistischen Gottheiten von Zeit zu Zeit Opfer an Speise und Trank dargebracht werden. Die rechte Zeltseite bleibt den Männern und Gästen vorbehalten, während die Frauen und Kinder mit der vom Eingang aus gesehenen linken Zelt Hälfte vorlieb nehmen müssen. Irgendwelche Betten kennt der nomadisierende Steppentibeter nicht. Abends rollt sich die ganze Familie, im Winter der grimmigen Kälte ungeachtet, um das schwelende Dakdungfeuer zusammen und schläft den Schlaf des Gerechten. Auf Grund der außerordentlich harten Umweltbedingungen ist der Ausleseprozeß unter diesen extremen klimatischen Verhältnissen ein sehr strenger, so daß tatsächlich nur die gesündesten Sprößlinge groß werden und das heiratsfähige Alter erreichen, während alle Schwachen und Kränklichen schon im frühen Kindesalter rücksichtslos ausgemerzt werden.

kehrt man, um sich zu erfrischen, in eines der tibetischen Nomadenzelte ein, so ist es die Sitte, daß man seine Waffen draußen ablegt und seinen eigenen Tsambanapf bei sich trägt. Es herrscht bei den abergläubigen Nomadentibetern nämlich der sinnige Brauch, daß man niemals aus einer anderen Tsambaschale Nahrung zu sich nehmen kann als aus seiner eigenen. Es geschieht dies nicht etwa aus Gründen hier völlig unangebrachter Hygiene — denn der Abscheu vor Wasser und Reinlichkeit geht so weit, daß man die Gefäße nach beendeter Mahlzeit nicht

etwa abwäscht, sondern fein sauber ausleckt — ganz im Gegentheil, hier kommt den religiösen Motiven wiederum die allergrößte Bedeutung zu, denn der Zauber Glaube besagt, daß dem Geschirr eines Fremden böse Geister anhaften könnten, wodurch man giftige Einflüsse beim Essen in sich aufnehmen könnte.

Vom Zeltlager der Ra-tschu-miras nehmen wir Kurs auf Tsankar, das wir nach zwölfstündigem Ritt am darauffolgenden Tage erreichen. Vorsichtshalber haben wir einige unserer Daks noch mit Strauchwerk und getrocknetem Zwerggebüsch zum Feueranmachen beladen, da im höchsten Steppengelände weder Bäume noch Sträucher wachsen und es uns nicht sicher erscheint, ob wir auch genügend Dackung, jenes in Tibet allgemein verbreitete Feuerungsmaterial, im getrockneten Zustande und in genügender Menge auffinden können. Unendlich lang zieht sich der Weg über das einsame Hochland hin, und da sich die Sonne bedenklich dem Firmamente zuneigt und wir schon hoffen, das uns seit Tagen angekündigte Tsankar erreicht zu haben, begegnen wir, ein merkwürdiges Zusammentreffen, der kleinen Abteilung eines chinesischen Wissenschaftlers und Landvermessers, den wir in seinem eigenen Idiom nach der Länge des Weges fragen und zu unserem größten Erstaunen auf englisch die Antwort erhalten: "Ten li, three miles". Abgesehen von der Überraschung, die uns der gelehrte chinesische Geograph inmitten tibetischer Wildnis mit seinen vier wohlklingenden englischen Worten bereitet, können wir die Richtigkeit seiner Aussage und damit die Exaktheit seiner Wissenschaft leider in keiner Weise bestätigt finden, denn aus den 10 Li werden noch mindestens dreißig, die bei strömendem Regen geritten werden müssen, so daß wir die riesige Zeltstadt Tsankar erst bei Einbruch der Dämmerung erreichen. Kreuz und quer reiten wir nun zwischen den Zelten, von Hunderten wilder Tibeterköter angeklafft, hindurch, um das Zelt des Stammesfürsten ausfindig zu machen. Dort aber werden wir nicht sehr gastfreundlich aufgenommen, die finsternen Gesellen halten es sogar nicht einmal für notwendig, uns mit Milch oder dem landesüblichen Tee zu beglücken, sondern lassen uns, nachdem wir uns die kalten und nassen Glieder an der mit Dackung geheizten Herdstätte notdürftig gewärmt haben, völlig unverrichteter Sache wieder von dannen ziehen. Von der unwirtlichen Stätte scheidend, quälen wir uns von neuem zwischen Hunderten halbwildler Daks hindurch, sind den Angriffen der schwarzen Mastiffs wieder hilflos ausgesetzt und schlagen uns schließlich zum Flusse durch, um dort nach unserer Karawane, die wir in der Dämmerung verloren hatten, und nach einem geeigneten Lagerplatz Ausschau

zu halten. In der Zwischenzeit ist die Dunkelheit vollständig geworden. — Von unserer Karawane ist weder etwas zu sehen noch zu hören. — Unsere wilden Rufe und Schreie bleiben unbeantwortet, und so entschließen wir uns, in einem dichten Haufen (um uns in der stockfinsternen Nacht nicht auch noch zu verlieren) ein gut Stück Weges zurückzureiten, um die vor Ermüdung wieder einmal total auseinandergerissene Karawanengesellschaft zu erwarten. Bitter und verhohlen klingen unsere Schreie, bis uns endlich eine Antwort zuteil wird. Kurze Zeit darauf haben wir die Karawane erreicht, die sich, in 2 Abteilungen gespalten, in der Dunkelheit nur langsam, gleichsam tastend, voranarbeiten kann; denn die Daktreiber haben ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Zusammenhalten der vor Ermüdung völlig erschöpften Tiere zu richten. Froh sind wir aber doch und von Herzen glücklich, in dieser immerhin nicht ganz ungefährlichen Umgebung wieder mit Karawane und Mannschaft vereint zu sein und befehligen uns, die eigenen Tibeter, die uns so tief ins Innere gefolgt sind, und von denen wir uns in dieser nächtlichen Stunde völlig abhängig fühlen, nicht noch zu erzürnen, sondern schließen uns ihnen wie treu folgende Schafe an, uns ganz dem unbestimmten Schicksal überlassend. Ein trauriger Zug! Mißmutig und bis zum Äußersten gereizt, marschieren wir in kaltem Regen und bissigem Wind noch mindestens eine halbe Stunde talab, denn es scheint unseren tibetischen Mannschafsmitgliedern doch nicht so ganz geheuer zu sein, in direkter Nachbarschaft der wilden Tsankartibeter zu lagern. Eine mehr als beneidenswerte Beschäftigung ist es, 40 schwer bepackte Tiere bei völliger Dunkelheit, vom Regen umpeitscht, anzupflocken, abzuladen und die Kisten und Koffer zu einer Gepäckburg, die uns im Notfall gegen Räuber schützen kann, wieder aufzubauen. Wie gerne würden wir Hand anlegen und helfen, um wenigstens den Wind und den Regen nicht so eifrig zu spüren. Endlich, endlich sind auch die Zelte errichtet, und ist die Kiste mit den Sturmlichtern gefunden, so daß die nun folgenden Arbeiten etwas schneller und besser geleistet werden können. Es ist schon elf Uhr nachts, bis auch unser „Herrenzelt“ steht und wir schließlich doch noch dazu kommen, die seit Stunden völlig durchnässten Kleider zu wechseln und uns mit dem Gefühl innigen Wohlbehagens in unsere dicken, weichen Schlaffsäcke zu verziehen. „Ein gottverdammter, lausiger Tag“ hat sein erhofftes Ende gefunden.

Die ganze Nacht über regnet es in Strömen, und auch am nächsten Morgen klatscht es ununterbrochen auf die Zeltwände nieder, während draußen die Wolkensezen in langer Reihenfolge vorüberdefilieren, bis

gegen 8 Uhr plötzlich die Wolken sich teilen, die Nebelgespenster zerrinnen und die Sonne wieder durchbricht. Nun setzt der Verdunstungsprozeß mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit ein und läßt die Steppe rundum dampfen und qualmen, und gegen 10 Uhr ist der Boden schon wieder so ausgedörrt und staubtrocken, daß wir im Gras liegen und uns sonnen können. Es ist dies eine allbekannte, aber doch immer wieder bewunderungswürdige physikalische Tatsache, daß in diesen großen Höhenlagen in Anbetracht des verhältnismäßig geringeren Atmosphärendruckes die Wasserverdunstung eine weitaus intensivere und raschere ist als im Tiefland. Glücklich für uns und die zoologische Ausbeute, denn die zerstörenden Folgen anhaltender Regengüsse wirken sich nach unseren Erfahrungen hier auf den Hochsteppen bei weitem nicht so katastrophal auf unser Gepäck und die darin enthaltenen, sehr empfindlichen ornithologischen Sammlungen aus wie in den südlicheren und tieferen Regionen des regenschwangeren, subtropischen Gebirgslandes an der physisogeographischen Grenze zwischen China und Tibet.

Im Verlaufe des Vormittages gibt sich der Stammesfürst von Tsankar die Ehre, uns einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, und wir setzen nun alles daran, diesem wilden Nomadenfürsten klarzumachen, daß wir nicht, wie er gestern von uns annehmen wollte, „Bettler und Landstreicher“ sind, sondern daß er es, wie sich unsere Dolmetscher, um Eindruck zu schinden, auszudrücken belieben, mit „ganz großen Kaufleuten“ aus Peking, der alten Kaiserstadt Chinas, die auch diesem Rabauken ein Begriff ist, zu tun hat. Lachend reboziert der unabhängige Fürst des Steppenlandes, dessen Gesicht poekennarbig und brutal wie aus Bronze gegossen erscheint, und dessen mächtigen fahlgeschorenen Mongolenkopf zwei fürchterliche Narben von Schwerthieben schmücken und ihm eher den Ausdruck eines mittelalterlichen Henkersknechtes als den eines gekrönten Hauptes verleihen. Wir haben selten einen starcköpfigeren und eigenwilligeren Tibeter kennengelernt wie diesen Stammesfürsten, der den Generälen Dschingis-Khans sicherlich würdig zur Seite gestanden hätte. — Er verweigert uns das Anwerben neuer Lasttiere und scheint es keinesfalls billigen oder gar gutheißen zu wollen, daß wir Yakochsen seines Stammes auf einem so gefährlichen und von Räubern verseuchten Wege, wie er vor uns liegt, benutzen wollen. Die Straße, die wir ihm nun in Vorschlag bringen und die uns auf dem schnellsten Wege aus der von Räubern wimmelnden Hochsteppe über einen hohen Paß hinweg nach Da-tschang führen soll, könnten wir auch unmöglich benutzen, da wir dort todsicher überfallen würden. Wir aber lassen uns ebensowenig erweichen, wie er sich zu

einer versöhnlicheren Haltung nicht durchringen will, und einigen uns nach stundenlanger Debatte mit dem tyrannischen Fürsten dahingehend, daß wir uns dem Orakelspruch der lamaisischen Pythia von Tsankar freiwillig unterwerfen wollen. Das Fürstenorakel Tsankars also steht uns zur Verfügung und soll darüber entscheiden, ob wir die nächste Etappe unseres Marsches gefahrlos bezwingen werden, oder ob wir alle von Räuberhand eines gräßlichen Todes zu sterben bestimmt sind. Raunend geht es durch das ganze Lager, und in dem großen Gotteszelt, wo die Lamas des Tsankarfürsten ihre unheimliche Gewalt ausüben, macht man sich viel damit zu schaffen, die Schulterblattknochen von Yaks und Schafen zu präparieren, zu besprechen und dann unter Aussagen der heiligen Zauberformeln ins schwelende Yakdungfeuer zu werfen. Duzende von Lamas sitzen in der Runde und beten mit gewichtig schaukelnden Köpfen ihre Om mani padme hums, bis die erhitzten Blattschaufeln zu krachen und zu springen beginnen und unter ebenso feierlichem Zeremoniell, wie sie hineingegeben waren, wieder aus der glühenden Asche herausgeholt werden. Darauf stecken die heiligen Lamas die Köpfe zusammen und deuten nach bestimmten göttlichen Gesetzen die durch die Hitze des Feuers entstandenen Sprünge, um die Zukunftsgeschicke der Expedition zu entscheiden. Sehr zu unserer Verwunderung fällt der weisheitsvolle Spruch der Wahrsager recht zufriedenstellend für uns und die gesamte Expedition aus, obwohl wir nicht einmal Schmiergelder an die hohen Lamas gezahlt hatten. Wahrscheinlich haben sie damit gerechnet, daß wir als zuverlässige Kunden, denn wir hatten ja viel Butter und Milch in Tsankar käuflich erworben, nachträglich eine gute Summe bezahlen würden. Trotz alledem aber besteht der Fürst von Tsankar mit allem Nachdruck darauf, daß wir wegen eigener unzureichender Bewaffnung eine größere Eskorte seiner eigenen Krieger mitnehmen müßten, und so zwingt uns der tyrannische Fürst sieben seiner eigenen tibetischen Soldaten auf. Diese Eskorte und Schutzwache, die sich am folgenden Morgen zur rechten Zeit in unserem Lager eingefunden hat, stellt eine nicht zu übertreffende, wirkliche Glanzparadegarde dar. Halb nackt, nur mit Lederstiefeln und dicken, nach ranziger Butter stinkenden, speckigen Schafspelzen angetan, machen ihre Mitglieder auch schon ohne Bewaffnung einen erschreckend wilden und unüberwindlichen Eindruck, der unsere Seelen aufs tiefste berührt. Ein einziger dieser nichtsnutzigen Kerle trägt eine alte Japanerbüchse, ein Militärgewehr, das wahrscheinlich aus dem russisch-japanischen Kriege stammt, eine mörderische Waffe, auf die er unglaublich stolz zu sein scheint. Zwei weitere be-

sitzen uralte tibetische Vorderladerkanonen, die mit langen Sabeln aus Antilopenhörnern geschmückt sind. Diese drei zweifelhaften Kriegswerkzeuge stellen die „Feuerkraft“ der einzigartigen Sturmabteilung dar, während die „Stoßkraft“ von den vier übrigbleibenden Helden versinnbildlicht wird. Sie sind Infanteristen, wie sich das für Mitglieder einer echten Kerntruppe geziemt und tragen alle miteinander 3—4 Meter lange, gefährlich aussehende Speere, mit denen sie mehrere Räuber nacheinander aufspießen könnten. Alles in allem gesehen aber sind wir eine bunt gemischte Gesellschaft, von der modernsten Hochgeschwindigkeitsbüchse bis zum mittelalterlichen Schwert, bis an die Zähne bewaffnet und brennen darauf, es nun endlich wirklich einmal mit einer Räuberbande aufnehmen zu können. Anscheinend nämlich dringt der Ruf von unseren weittragenden, modernen Gewehren und unserer für tibetische Verhältnisse nicht zu verachtenden Schießfertigkeit wie ein Lauffeuer unserer Karawane voraus weit in die Lande hinein, so daß wir bisher immer um das schönste Erlebnis des wirklichen Kampfes und Einsatzes gegen eine Räuberbande betrogen wurden.

Als Nächstes gilt es einen letzten, sehr breiten und, wie uns zuerst scheint, auch völlig abflußlosen, seenbeckenähnlichen Steppengürtel zu überqueren, bis wir wieder in die hochragenden Gebirge und tiefen Täler des Hsifanberglandes untertauchen werden, um dem Verlaufe des Goldflusses in südlicher Richtung zu folgen. Dieser Übergang, der uns nun bevorsteht, bedingt es anscheinend, daß gerade die kurze, noch vor uns liegende Nomadensteppe in dem Rufe steht, von großen Räuberbanden, namentlich jetzt im Spätjahre, heimgesucht zu sein. Es führen nämlich nur ganz wenige Pässe von der Steppe ins Bergland, so daß es für die Strauchritter und Wegelagerer ein gefundenes Fressen ist, gerade diese Zwangspässe der Karawanen heimzusuchen und sie einer ständigen, durch Wachmannschaften ausgeführten Kontrolle zu unterwerfen. Insofern hat der Fürst von Tsankar recht, uns gerade vor dieser letzten Strecke, wo die großen Karawanenstraßen des Steppenlandes sich zu einer Art Knotenpunkt verdichten und gemeinsam auf die Hochpässe zulaufen, in gebührender Weise zu warnen.

Trotz alledem aber bauen wir auf unsere Bewaffnung und setzen unsern Marsch in altbewährter Ordnung fort, ohne uns auch nur im mindesten um die vorausgesagte Verdichtung und Konzentrierung des Raubgesindels zu kümmern. Viele lange Stunden sind wir schon geritten, glühend heiß brütet die Mittagshize über dem wellig flachen Lande und der langsam im gewohnten Rhythmus dahinziehenden Karawane.

Großen Mehlsäcken gleich hocken ein paar der riesigen Himalajageier am aufstrebenden Hang und sichern scharf zu uns herüber. — Sie haben sich an einem gefallenem Jaß gütlich getan, bis zum Bersten vollgekröpft und sitzen nun in Ruhe, um sich der schweren Verdauungsarbeit zu widmen; einer dieser mächtigen, aasfressenden Raubvögel spreizt sogar seine gigantischen Schwingen, um sie vom Blute, mit dem er sich im wilden, wirren Kampfe um den scheußlichen Fraß besudelt hat, zu trocknen, und sieht einem Drachen ähnlich.

Wenigstens einen dieser stinkenden Riesenvögel, die so schwer zu präparieren und noch schwerer zu trocknen sind, müssen wir für die ornithologische Sammlung haben, und so entschieße ich mich, abseits der Karawane anzupirschen, um mein Heil zu versuchen. Aber schon hat mich ein uralter, mindestens 30 Pfund wiegender Himalajageier mit einer Spannweite von fast 3 Metern (denn es handelt sich bei diesem mächtigen Vogel tatsächlich um die zweitgrößte Raubvogelart, die die Erde bevölkert) erkannt und hüpfst mit plumphen und unbeholfenen Sprüngen dem nahen Kamm entgegen. Wang zurücklassend, um die Aufmerksamkeit des scheuen Raubvogels ganz auf meinen Jäger zu lenken, kriechte ich in guter Deckung mit der Flinte heran und pfeffere dem Riesenbiest auf 40 Gänge eine volle Ladung Schrot in den Körper, daß er schwingenschlagend den Hang herunterkugelt und meine Beute wird.

Rasch, um keine Zeit zu verlieren, befestige ich den grauenhaft nach Nas stinkenden, schweren Vogel hinter meinem Rücken am Sattelknopf und sprengte dann in vollem Galopp hinter der Karawane her, eigentlich nur um zu vermeiden, in diesem gesegneten Räuberland nicht noch einmal, nur mit einer Schrotflinte ausgerüstet, also mit völlig ungenügender Bewaffnung, allein zu stehen. Während des schnellen Reitens jedoch löst sich die schwere Last, die hinter mir am Sattel baumelt, von der Vertauung los, und auf einmal klappt eine der riesigen Schwingen hin- und herschlagend vom Pferdekörper ab und berührt das Tier mit den langen Schwungfedern in den Flanken. Mein Gaul, der durch den sausenenden Galopp ohnehin in Schweiß und Feuer geraten ist, bricht aus, scheut, bockt, wirft den Kopf, schnauft, prustet wie irrsinnig und versucht, die Zügel nach unten reißen und das Baumzeug zwischen die Zähne nehmend, im wilden Karacho durchzubrennen. Nur unter Anspannung aller meiner Kräfte gelingt es, das vor Angst rasende Tier in der Gewalt zu halten und schließlich durchzuparieren. — Wang wird rasch aufgefordert, sein ruhiges Pferd hinter dem meinen zum Stehen zu bringen, damit sich das Tier beruhige und er den schon arg lädierten Vogel wieder





Gefährlicher Marsch



Auf der Passhöhe

© Fetibettliche Stomadin mit Rins



in die richtige Lage bringen kann. Ich selbst, so rufe ich Wang zu, will nicht absteigen, sondern im Sattel bleiben, damit wir uns nicht der Gefahr aussetzen, daß der Gaul auf offener Steppe durchbrennt, um wahrscheinlich ein Opfer und eine leichte Beute der Räuber zu werden. So vorsichtig sich mein guter Wang dem schäumenden Pferde auch nähert, erhält er doch einen Hufschlag ins Gedärm, der ihn sofort ins Gras niedersinken läßt. Dort wälzt sich nun mein Jäger auf dem Boden und krümmt sich vor rasendem Schmerz, während ich nicht einmal in der Lage bin, abzusteigen und ihm zu helfen, da ich es keinesfalls riskieren kann, die Gewalt über mein tollwütend erscheinendes Pferd zu verlieren. Auf diese Weise vergehen verzweiflungsvolle Minuten, bis ich Wang, der tatsächlich einen Volltreffer in den Bauch erhalten hat, mit aller Strenge und im schärfsten Ton zum Wiederaufstehen kommandieren kann. Der arme Kerl kann mit Mühe und Not gerade noch sein Pferd besteigen und reitet dann ganz langsam in gebückter Haltung neben mir.

Doch nicht genug mit diesem einen Mißgeschick, das uns nun daran hindert, eine schnellere Gangart einzuschlagen, und uns allen Verfolgern rettungslos ausgeliefert hätte. — Plötzlich und gänzlich unerwartet tauchen zwei wild dreinschauende Tibeter vor uns auf und scheinen uns den Weg verlegen zu wollen. Jeder von ihnen, anscheinend Vorposten einer größeren Gesellschaft, trägt eine 4 Meter lange Lanze in der Faust; quietschbergüngen sitzen die Strauchdiebe auf ihren fetten, weißen Pferden und warten, uns den Weg sperrend, in aller Gemütsruhe ab, um unsere Bewaffnung zu prüfen und wahrscheinlich auch zu entscheiden, ob wir eines Überfalles wohl würdig erscheinen. Rasch klappe ich meine Flinte auf, lade stärkstes Schrot, nehme die Waffe schußfertig in die Hand und bin auf alles gefaßt. Ganz langsam reite ich dahin und rufe ihnen wieder mein schallendes „Arro“ entgegen, das die finsternen Gesichter der brutal aussehenden Kerle in keiner Weise zu bewegen vermag. — Nun stellen sich die Banditen so auf, daß ich, wenn ich nicht Feigheit vorschützen will, dicht an ihnen vorüber muß und wähle mir natürlich die den Speerspitzen abgewandte Seite. Und wie ich, jeder Nerv zum Bersten gespannt, auf gleicher Höhe mit den ungemütlichen Gesellen bin und nichts mehr von beiden sehen kann, da höre ich ein Wenden und Rauschen: beide Tibeter machen kehrt, und da läuft es mir für einen Augenblick schauernd kalt über den Rücken, denn jede Sekunde bin ich nun gewärtig, die Speere durch den Leib gerannt zu bekommen. — Rasch blizt es in mir auf: In dieser entscheidenden Minute unsicher werden, Angst zeigen (dabei gebe ich gerne unumwunden zu, daß ich welche hatte)

und die Flucht zu ergreifen, — das sind Dinge der Unmöglichkeit, denn ich möchte diesen feigen Lumpen hier kein Schaustück auf der freien Steppe bieten. Sollte der Speer angefaßt kommen, — so oder so — treffen tun die Kerle auf nur wenige Meter Entfernung. —

Aber der Speer kommt nicht! — Und so hebt sich meine Brust wieder im Gefühl stolzer Siegerfreude, denn für mich steht es fest, daß ich diese letzten wilden Steppentibeter, die bestimmt nichts Gutes im Schilde führten, durch standhaftes Aushalten und furchtlos erscheinendes Vorbeireiten vor einem Übergriff bewahrt und eben — besiegt habe.

## Siebentes Kapitel

### Durchs Goldflußland nach La-tfien-lu

Erneuter Landschaftswechsel — Da-tschang — Die Jakos — Eine Bärenjagd  
— Gerauabenteuer — Zwischen Himmel und Erde — Das Goldflußland —  
Sching-kei-ce — Der La-pa-schan — La-tfien-lu erreicht

Am diesem Abend lagern wir am Fußhügel des großen Räuberpasses, um dessen Überschreitung willen das große Orakel von Tsankar einberufen worden war. Selbstverständlich passiert gar nichts, und es fällt auch während der Nacht keiner Räuberbande ein, unsere Zeltschnüre zu kappen oder unseren ruhigen Schlaf in irgendeiner Weise gewaltsam zu stören.

Die Überschreitung des nur etwa 4000 Meter hoch gelegenen Räuberpasses verläuft ebenfalls ohne jedweden Zwischenfall, so daß wir das grandiose Schauspiel des plötzlichen Überganges von dem einen Landschaftscharakter in den andern in tiefster Ruhe und Beschaulichkeit vom Pferderücken aus erleben können. Nur an zwei verschiedenen Stellen, an denen der dichte Unterwuchs von Weidengestrüpp und Alpenrosendickungen, die nun wieder mit Macht in Erscheinung treten, direkt an den Karawanenpfad heranreichen, müssen wir mit scharfen Sinnen auf der Hut sein, — halten die geladenen Waffen schußfertig in den Händen, — denn an beiden Stellen werden wir das eine Mal aus der Krone eines Baumes, das andere Mal aus einer gut gedeckten Felshöhle von je sieben Räubern beobachtet, die anscheinend, weil sie sich erkannt glauben, sich zu einem Überfall nicht entschließen können. Es sind jedenfalls prickelnde Minuten höchster Spannung, bis die tiefen Erosionstäler und senkrechten Felswände an die Stelle flachmuldiger, breiter Wannentäler und mählicher Steigungen treten. — Wahrhaft ungeheuerlich ist dieser Wechsel und Wandel in der Oberflächengestaltung!

Die ruhig dahinfließenden, in unzähligen Mäandern sich Krümmenden Steppenflüsse und die begleitenden Hochmoore sind nicht mehr; an ihre Stelle sind nun wieder stürzende, zwischen jäh abfallenden Klippen dahin

brausende Wildbäche getreten, und Reihe an Reihe türmen sich vor uns die scharfen Gratkanten unzähliger Gebirgswälle, die auch einen vollständig neuen Aspekt in der Vegetation und im faunistischen Bilde mit sich bringen. Da tritt die Stecheiche als neuer Baum zum ersten Male auf und verleiht der in leuchtenden Farben erglühenden Gebirgslandschaft einen eigenen Charakter, der bis weit über Ta-tſien-lu anhalten soll. Diese tiefdunklen, grünen Hartlaubgewächse, die je nach Höhenlage und Niederschlagsverhältnissen in verschiedenen Arten auftreten, bilden an den steilen Felsenhängen und in den zerklüftenden Wänden undurchdringliche Dichtungskomplexe, in denen als neue Tierarten vor allen Dingen die wunderschönen, nun auch zum ersten Male auftretenden, weißen Ohrfasanen genannt werden müssen. Mit ihren grellroten Backen, den zartblaugrauen Schwingen und den schwarz und grün iridisierenden Fächerchwänzen, die bei den alten, etwa truhennengroßen Vögeln halb aufgerichtet getragen werden, und ihrem sonst schlohweißen, weithin leuchtenden Körper rufen die prächtigen, in größeren Gesellschaften beisammen lebenden und von nun ab recht häufig auftretenden Tiere beinahe die Erinnerung an riesige Haushühner wach. Sie sind außerordentlich aufmerksame, kluge und vorsichtige Geschöpfe, die ihre sichere Deckung nur in den Abend- und Morgenstunden nach langem Sichern und Umherspähen verlassen. Scheu und vorsichtig, langsam Schritt vor Schritt setzend, kommen erst die Altvögel aus der Stecheichendichtung hervor — dann folgen dicht zusammengedrängt in ihrem graulichen Jugendgefieder, fast an Herden kleiner Schafe erinnernd, die Jungvögel, denen als Nachhut wieder erwachsene Tiere, abwechselnd innehaltend und sichernd, folgen. Ab und zu rennt einer der eifersüchtigen Nachhutwächter voraus und treibt das junge Ohrfasanenvolk, sollte es sich etwas zu weit verstreut haben, wieder zusammen.

Irgendwo streicht reißenden Fluges ein Steinadler, der verschworene Todfeind der Ohrfasanen, vorüber, und schon warnt einer der hoch aufgerichteten alten Hähne mit knarrendem, weithin schallendem Ruf und versteinert im Augenblick den ganzen Schwarm der großen Vögel. Wenige Sekunden noch sichern sie alle mit hochehobenen Krägen und fliehen dann in guter Ordnung in den Schutz der Dichtung zurück. Voran die Altvögel, in der Mitte die Jungen, und hinter ihnen wieder alte Tiere — genau so wie sie gekommen waren. Dabei erhalten die jungen Vögel, die nicht schnell genug laufen, Schnabelhiebe und Püffe, so daß die Flucht auch zu Boden ungeheuer rasch vonstatten geht. Nach Ablauf von ungefähr 5 oder 10 Minuten schiebt sich der erste sichernde Hahn dann

wieder aus der Dichtung hervor, und das wechselvolle, amüsante Spiel beginnt von neuem. Manchmal, wenn die Tiere mit ihren schaufelartig überdachten Gräberschnäbeln die Erde durchlöchern, um an die Wurzeln genießbarer Kräuter zu gelangen, kommt es auch vor, daß sich 2 eifersüchtige Altvögel streiten. Aber sie tun es immer nur für kurze Augenblicke, als ob sie stets darauf bedacht wären, keinen Unfrieden in die Herde hineinzutragen. „Herde“, gewiß ein denkbar unjagdlicher, aber auch unzoologischer Ausdruck für eine größere Gesellschaft von Vögeln, scheint mir jedoch, auf die großen Scharen der Dhrfasanen angewandt, recht geeignet, den wahren Charakter solcher Hühnerschwärme zu umreißen, denn nicht nur die wohldurchdacht scheinende instinktnahe Organisation dieser die Gemeinschaft liebenden Tiere, sondern auch die Tatsache, daß sich in der Mehrzahl der Fälle mehrere Familienverbände gemeinsam zusammenschließen und die Obhut der Jungvögel, nicht wie bei den meisten anderen Arten, den leiblichen Eltern, sondern der Gemeinschaft aller Altvögel übergeben wird, verleiht dem Ausdruck „Herde“ ein gewisses Maß von Berechtigung.

Als wirtschaftlich wichtigste Wildtierart unseres gesamten Forschungsgebietes erwähnte ich schon einmal das Moschustier, das ich in dieser Gegend zum erstenmal lebend zu Gesicht bekomme. — Eines Nachmittags arbeite ich mich über einen steilen Hang hinweg, quer durch eine der stacheligen Stecheichendickungen hindurch, finde an einer lichtereren Stelle die ersten Zeichen der winzig kleinen, geweihlosen Hirschart, und dann, wie ein geölter Blitz, springt ein Moschustier vor mir heraus, und schon läßt es mein Schnappschuß, auf kaum 15 Meter mit Schrot abgegeben, verendend den Hang hinunterrollen. —

Es erscheint mir angebracht, ein paar nüchterne, wissenschaftliche Daten über dieses, in jener Weise ursprüngliche, so weit verbreitete und so außerordentlich wichtige Jagdtier anzufügen. Das Moschustier ist außer allem Zweifel eine der ursprünglichsten Hirscharten der Erdoberfläche. An Stelle eines Geweihes oder auch nur Andeutung eines solchen trägt das 30—35 Pfund schwere männliche Tier stark entwickelte obere Eckzähne, sogenannte Haken, die nadsel-scharf geschliffen als Verteidigungswaffe dienen und etwa 10 Zentimeter lang werden können. — Die merkwürdigste, anatomisch-physiologische Eigenart des Tieres ist aber der Besitz der Moschusdrüse, des nur beim männlichen Geschlecht vorkommenden „Moschusbeutels“ einer umgewandelten Hautdrüse —, die die Vorhaut der Brunstrute ring- oder franzförmig umgibt und den für die Geruchstoffindustrie so hochwichtigen Rohstoff in körniger Form liefert.

Die Eingeborenen, die dem Moschushirsch mit Schlingen nachstellen, und für die die Jagd auf das Tier einen lukrativen Erwerbszweig darstellt, schneiden den harten, etwa tauben- bis hühnereigroßen Moschusbeutel heraus, trocknen ihn und bieten den Moschusstoff in allen größeren Ortschaften zum Verkaufe an. Die Ausfuhr von Moschus aus Szetschuan und Osttibet hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, die sogar Europäer dazu veranlaßt hat, sich in Szetschuan, nur um den Handel mit Moschusstoff an sich zu reißen, niederzulassen. — Ein guter Moschusbeutel kann nach deutschem Gelde etwa 30—40 Reichsmark einbringen und hat schon manchen Eingeborenen dazu veranlaßt, eine weite Reise zu unternehmen, um den darin enthaltenen und sehr aromatisch riechenden Stoff den Händlern der großen Siedlungen zum Verkaufe anzubieten.

Die weitaus größten Quantitäten von Moschus werden in französische Kanäle geleitet und meist von Schanghai, der Küstenmetropole Chinas, nach Frankreich exportiert, wo sich in Paris die weltbekannte französische Parfümerieindustrie auf diesem hochwichtigen Stoffe aufbaut. Neben dieser, wie schon erwähnt, nur beim männlichen Tier vorhandenen Moschusdrüse zeigt der kleine Moschushirsch aber noch eine Reihe von anderen biologischen und anatomischen, stammesgeschichtlich hochinteressanten Eigentümlichkeiten, die dem seltsamen Wilde eine ganz besondere Stellung im Tierreiche einräumen. — So ist beispielsweise das Moschustier die einzige lebende Hirschart, die, vermöge ihrer außerordentlich spizen und scharfkantigen Hufe, die mit starken Afterklauen versehen sind, imstande ist, auf Bäume hinaufzuklettern. Diese biologische Eigenart machen sich die Jäger einiger eingeborenen Stämme in der Weise zunutze, daß sie die sehr standtreuen Tiere mit Hunden auf Bäume hinaufbesen (es handelt sich dabei meist um schrägliegende oder halbgefallene Urwaldstämme), um die Tiere dann mit Hilfe von an langen Stangen befestigten Drahtschlingen herabzuziehen oder sie von ihren lustigen Ständen herunterzuschießen.

Jeder Moschusbock, der nur ein verhältnismäßig kleines Urwaldgebiet besiedelt, hält seine Wechsel im dichten Unterholz genauestens inne, und vermöge seines zu einem drüsenartigen und sehr fettreichen Organe umgewandelten Wedels, der im Alter völlig haarlos ist, markiert er seinen Lieblingsstandort dadurch, daß er, seinen Schwanz hin- und herwiegend, kleine Äste, Baumstümpfe und Zweige mit einer dünnen, tranig riechenden Fettschicht überzieht.

Das Verbreitungsgebiet dieser, in mehreren gut unterscheidbaren geographischen Rassen vorkommenden Moschushirsche ist außerordentlich



groß und erstreckt sich von den hohen Gebirgsketten des westlichen Himalajas über die meisten Hochgebirge Zentral- und Ostasiens bis in das Urmurgebiet Sibirens hinein. In unserem 1931/32 berührten Forschungsraum ist es in allen Hochgebirgsgebieten nördlich bis an die Grenze des tibetischen Steppenlandes als ein an keinen bestimmten Lebensraum gebundener Ubiquist weit verbreitet und kommt in den bewaldeten Höhenlagen von 2000 Meter aufwärts bis über die Baumgrenze hinauf regelmäßig vor. Auf späteren Expeditionen konnte ich feststellen, daß der Moschushirsch in einer anderen, sehr viel heller gefärbten Spielart auch in den völlig baumlosen und steril erscheinenden Gebirgszügen des zentralen und südlichen Tibets beheimatet ist, während es im Himalaja wieder in einer anderen, sehr dunklen und leicht gefleckten Rasse vorkommt. Wir haben also ein Tier vor uns, das, ähnlich wie einige indische Hirsche und wie auch unser aus dem Mittelmeergebiet stammender Damhirsch, im Alterskleide zuweilen noch Anklänge an das vielen altweltlichen Hirscharten eigene gefleckte Jugendkleid zeigt — eine Merkmalsausprägung, die wir beim Moschustier ebenfalls als untrügliches Zeichen seiner stammesgeschichtlich primitiven Stellung werten können. — Wir sind daher berechtigt, das Genzentrum und Entstehungsgebiet des Stammes dieser weitverbreiteten kleinen Hirschart in den Himalaja zu verlegen, weil sich gerade bei der dort lebenden Rasse eine Anhäufung der primitivsten Merkmalsausprägungen findet. Es ist nämlich ein biologisches Grundgesetz, daß die primitivsten Formen eines Lebewesens sich immer am Ursprungsgebiete noch erhalten haben, während sich mit der weiteren Ausbreitung und der Besiedlung anderer und entfernter liegender Gebiete oder gar Erdteile eine weit höhere Spezialisierung und Abwandlung vom ursprünglichen Typus bemerkbar macht. Gerade für unser Forschungsgebiet aber ist diese These von grundlegender Bedeutung und außerordentlicher Wichtigkeit, weil es ja, wie in der Einleitung schon erwähnt, eines der klassischen Genzentren und Rückzugsgebiete für viele Lebensformen des asiatischen Kontinentes darstellt.

Im übrigen zeigt das Moschustier eine Reihe von zweckdienlichen Anpassungen an seine Lebensweise im dichten Urwaldgebiete: Auf muskulös gebautem, kleinem Körper, dessen stark überbaute Hinterhand das Tier als „Sprungschlüpfer“ prädestiniert, sitzt ein verhältnismäßig kleiner Kopf mit mächtig großen, löffelförmig gestalteten Lauschern. Auf Grund seiner Anpassung an das Bergleben funktionieren die starken Muskelpakete der Hinterläufe als Druck-, Sprung- und Schiebeapparate, so daß die Bewegungen des Moschushirshes einen höchst absonderlichen

Eindruck machen. Sie erinnern nämlich keinesfalls an die Fortbewegungsart eines Hirschverwandten, sondern rufen eher die Erinnerung an die eines Baumkängurus wach.

Das Tier ist imstande, steilstes und schlüpfrigstes Felsengelände auf Grund seiner stark spreizbaren Schalen und der mächtig entwickelten Afterklauen zu begehen.

Die Konsistenz des ebenfalls einen Typus für sich darstellenden Moschustierhaares ist dick, fein gewellt und drahtig, rauh und brüchig; es sitzt so locker in der Haut, daß es sehr schwer ist, eine Moschustierdecke schadlos zu erhalten, ein Umstand, den die eingeborenen Jäger dadurch umgehen, daß sie die erlegten Moschustiere einfach rupfen und nur das geschmeidige, dünne und sehr widerstandsfähige Leder verwenden.

Mit Da-tſchang erreichen wir noch am gleichen Abend nach Überschreitung des berüchtigten Räuberpasses seit langer Zeit wieder die erste menschliche Ackerbausiedlung, mit festen Häusern, die turmartig erbaut, auf den ersten Blick schon davon Zeugnis geben, daß ihre Architektur von der zwingenden Notwendigkeit der Landesverteidigung bestimmt und geprägt wurde. Hier bringen wir auch in Erfahrung, daß wir die unter normalen Verhältnissen von Tsankar aus in 4 Tagen zu bewältigende Strecke, durch die Bezwingung des Räuberpasses abgekürzt, in nur 2 Tagen hinter uns gebracht haben. — Ferner erzählt man uns, daß der Räuberpaß schon seit vollen 3 Jahren überhaupt nicht mehr benutzt worden ist, da sich die Übergriffe der Banditen derart gehäuft hatten, daß man es einfach nicht mehr wagte, ihn in Angriff zu nehmen. — Vor 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub>—7 Monaten aber soll es eine Seekarawane noch einmal versucht haben. Sie wurde überfallen, restlos ausgeplündert und die Begleitmannschaften mußten ihren Leichtsinn sämtlich mit dem Leben bezahlen. Mann für Mann wurden sie von den Räubern niedergemetzelt. Die Kunde von den „weißen Teufeln“ mit ihren weitschießenden Donnerbüchsen muß sich also doch auffallend rasch verbreitet haben, denn sonst hätten die Räuber, die uns ja überall beobachten und auskundschaften ließen, unter allen Umständen eine Attacke lanciert. Wir haben also wieder einmal Grund, unserer Eitelkeit zu schmeicheln, und sind bereit, uns von den Eingeborenen Da-tſchangs als „Halbgötter“ feiern zu lassen, besonders da wir hören, daß unsere tapfere, wilde Eskorte, für die wir die beste Schutzgarde dargestellt hatten, sich dazu entschließt, sicherheits halber den langen Viertageweg nach Tsankar zurückzukehren. —

Vom Schein unseres „Triumphes“ umglänzt, lassen wir unsere Zelte aufschlagen und genießen mit vollen Zügen die grandiose Umgebung der auf einer uralten Bergrutschterrasse gelegenen Alpensiedlung Da-tschang.

Vom überragenden Vorhügel aus streifen unsere begeisterten Blicke über das großzügige, zerrissene Bergland, das im Alpenglühen einen geradezu magischen Eindruck hinterläßt, und steigen dann tief hinab in das eingekerbte Erosionstal mit seinen senkrecht abfallenden Klippen und farbigen Wänden, wogegen sich die auf hohen Felsenaltanen erbauten Häuser Da-tschangs wie mittelalterliche Burgen ausnehmen.

Mit dem faunistischen Wechsel, dem ich oben schon Erwähnung getan habe, fällt hier in Da-tschang auch eine scharf ausgeprägte ethnologische Grenze zusammen, die wir nicht genug würdigen können. Aus dem weiten und offenen Gebiet der kernig wilden, schafpelzbekleideten und räuberischen Hochsteppentibeter sind wir wieder in dem Lebensraum der „18 Stämme“, jener unabhängigen, friedlichen, die tiefen Erosionstäler bewohnenden, unter der Allmacht der Berge teilweise schon degenerierten Rückzugsstämme, mit ihren eigenen Kulturen, angelangt. — Zafos heißen die Bewohner von Da-tschang und gehören stammesmäßig zur übergeordneten Völkereinheit der Tschoktsi; sie stellen einen jener kaum beachteten Völkerspitter dar, deren eigene Kultur und Sprache sich kaum mehr gegen die von Osten und Westen hereinbrechenden, allgewaltigen Einflüsse Chinas und Tibets durchzusetzen imstande sind.

Sie sind kleinwüchsige, dekadent erscheinende Menschen, die in ihrer anthropologischen Prägung, ihren Schädelformen und in ihren Gesichtszügen keinen einheitlichen Typus, wie er bei den durchgezüchteten Tibetern so markant und allgegenwärtig war, mehr besitzen, sondern sich bei einer Unzahl von buntvermischten Merkmalen eigentlich nur noch durch Magerkeit, — wohl eine Folge von Unterernährung, — Zwergenhaftigkeit und eine Abscheu einflößende Häßlichkeit auszeichnen.

Die sekundären Geschlechtsmerkmale sind bei Männern und Frauen (wohl auch der Umstand, den die harte Umwelt mit sich brachte) so erstaunlich gleichgerichtet modifiziert, daß man die beiden Geschlechter nur an der Verschiedenheit der Kleidung erkennen kann; gibt es doch unter den Zafos eine Reihe von Männern mit durchaus weiblichen Gesichtszügen und auch Frauen, deren runzelgefurchte Gesichter geradezu männlich wirken, zumal die Brüste fast aller Zafoweiber nur so wenig entwickelt sind, daß sie wie die Männer mit entblößtem Oberkörper einhergehen. — Obwohl der Schafspelz in diesen gegen die rauhen Winde des Hochlandes geschützten Täler als Bekleidungsstück keine Rolle mehr spielt, so sind

Schnitt und Machart der Anzüge der Zakoleute doch durchaus tibetisch, wenn auch einige den unverkennbar chinesischen Einfluß nicht verbergen lassen. — Die ganze degenerierte Minderwertigkeit und beispiellose Armut dieser Bergmenschen kommt am besten in der Schmucklosigkeit der Frauen zum Ausdruck, die auf ihren Kopfpuzen eine nur sehr geringe und ärmliche Ornamentierung tragen. Eines aber fällt uns auf bei den Zakos, und das ist eine ethnologisch nicht hoch genug zu bewertende Tatsache, daß sie, im krassen Gegensatz zu den Tibetern, die ja manchmal noch europäische Feuerwaffen oder japanische Gewehre ihr eigen nannten, nur von einheimischen Kulturelementen umgeben sind, wenn sich auch die Einflüsse des chinesischen von der einen und des tibetischen Kulturkreises von der anderen Seite nicht verleugnen lassen. — Da die chinesische Kultur in den seltensten Fällen bei ihrem Sichhineinfühlen in die Stammeskulturen des Grenzlandes diese letzteren zur Seite schiebt und ihre Gebrauchsgegenstände direkt an die Stelle der einheimischen setzt, sondern weil vielmehr wie bei der Berührung mit europäischen Kulturgütern eine Art „Bastard“ aus den beiderseitigen Kulturkreisen sich ergibt, so ist es nichtsdestoweniger verhältnismäßig schwierig für uns, die wir Endemisches und von außen Eingedrungenes scharf scheiden müssen, die landeseigenen Kulturgegenstände richtig zu erkennen. Hier nämlich tut sich für den Ethnologen eine nie versiegende Fehlerquelle auf, der Ursprung für eine Unzahl falscher Interpretationen, wenn man nicht scharf genug an die oft schwierige Trennung der aus den verschiedensten Kulturkreisen stammenden Gegenstände herangeht. Wirklich objektive und einwandfreie Kulturbeobachtungen kann man aber als Forschungsreisender erst dann anstellen, wenn die erste Aufregung nach der Ankunft der fremdrassigen Expeditionsgemeinschaft wieder im Verebben ist, und die Eingeborenen, deren Handlungen und Reaktionen sich zuerst nur aus Angst und Mißtrauen zusammensetzen und resultieren, von neuem ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nachgehen oder eben, wenn das schwer zu erwerbende Vertrauen zwischen Weißen und Eingeborenen wirklich hergestellt ist. —

Bei den Zakos von Da-tſchang, die uns erst so scheu und mißtrauisch beobachteten, kehrt wohl auf Grund sehr beschränkter geistiger Gaben die alte Vertrauensseligkeit schon bald wieder zurück, und am nächsten Morgen werde ich von ganzen Scharen dieser harmlos-naiven Eingeborenen bedrängt, die alle zur medizinischen Behandlung kommen und meine Vermutung über die rückschreitende Entwicklung dieses Volkssplitters nur noch bestärken. Die Krankheits Symptome, die meist auf Rachitis, Stoffwechselstörungen, Funktionskrankheiten der innersekre-

torischen Drüsen, Kropfansatz und einer Anzahl von Augenkrankheiten deuten, weisen mit großer Deutlichkeit darauf hin. —

Da es mir wirklich zu viel des Guten wird, übertrage ich unserem geschickten chinesischen Diener und Dolmetscher die Würde des „Expeditionsarztes“, und der (ein spitzfindiger Junge ist er immer gewesen) macht sich einen höllischen Spaß daraus, die dummen Jakos mit blauem Phylloktanin über und über scheckig zu bemalen; denn sie lassen sich nach einem alten Zauber glauben auf alle diejenigen Körperstellen, wo sie schon einmal in ihrem Leben irgendeine Wunde besessen haben, Medizin auftragen, damit der böse, etwa doch noch einmal wieder zurückkehrende Krankheitsdämon keine neuen Angriffspunkte habe. Großartig ist es anzuschauen, wie die Jakos da in einer Reihe hingebungsvoll abwartend liegen, und Li mit seinem Spitzbubengesicht und der meisterhaft geheuchelten Würde eines großen Medizinmannes seines schweren und verantwortungsvollen Amtes waltet. — Und dabei sind die Jakos so gutmütig und dankbar, bringen Geschenke heran und versichern uns tren und heilig, daß sie uns für den Weitermarsch nur ihre besten Tragtiere zur Verfügung stellen wollten. Ob sie uns besser gefallen als die Tibetier oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen, — unwandelbare Tatsache ist es, daß die kleinen Zwergmenschen des Hsifanlandes von den großen ungeschlachteten Tibetern ebenso verschieden sind wie etwa ein abgemagertes Schetlandpony von einem wilden, feurigen Araberhengst.

Und wie die Menschen in diesen armen Gebirgstälern, so ist auch ihr Vieh, Pferde, Kühe (Jakos haben mit der Grenze des Steppenlandes angehört), Ziegen (die an Stelle der Schafferden des Graslandes getreten sind) und Schweine (die hier neu auftreten), nur in zwergenhaften Rassen vertreten und scheint ebenfalls stark abgemagert und mitgenommen zu sein. Wichtig ist es, die kleinen Kühlein dieser Jakos zu beobachten, die, kaum größer als ein halbwüchsiges Kalb bei uns, mit hängenden Bäuchen und struppigem Fell über den wie Kleiderständer hervorragenden Beckenknochen einherespazieren. Aber am lustigsten, geradezu einen Treppenwitz der Tierzucht darstellend, sehen die winzig kleinen Bullen aus, die trotz ihrer Zwergenhaftigkeit ebenso boshaft blicken können wie richtige Stiere.

Auf den hochragenden Altanen ihrer trutzigen Turmhäuser sind die armen Bergbauern Da-tschangs fleißig mit dem Trocknen ihrer Gerste beschäftigt, da reisen wir mit frisch erworbenen Tieren weiter nach Süden und winden uns in steilen Serpentinien ins Haupttal hinab, wo senkrechte, tausendfach zerklüftete Felswände mit dichtestem Stechengebüsch bewachsen, unter-

mischt mit wilden Kirſchbäumen und kleinen weißblühenden Päonien, ſich Hunderte von Metern emporrecken, ſo daß die Steinadler und goldgehämmerten Lämmergeier, die oben an den ſonnenübergoffenen Zinnen entlangſtreichen, winzig wie Buſſarde oder Milane erſcheinen. Es iſt ein frohes, freudiges Wandern in dieſen Felſentälern, in denen der Wildbach von Felſenriff zu Felſenriff in ewig ſprudelnden Silberwellen hinunterſtürzt. An einigen hübsch beſchatteten Stellen hat man ihm Seitenarme abgezwungen, und dort brauſen und flattern die Tsamba- und Gebetsmühlen in luſtigem Rhythmus dahin. Je näher wir an das hoch im Berg gelegene prächtige Kloſter Da-tſchang-gomba heranrücken, deſto häufiger erſcheinen die mächtigen keilſchwänzigen Lämmergeier, die außer Schußweite im blauen Firmamente ihre kühnen, erhabenen Kreiſe ziehen. Da-tſchang-gomba ſcheint auch zu den bekannten großen Klöſtern zu gehören, in denen die Leichen der verſtorbenen Mönche den Geiern ausgelegt werden. Ich bemühe mich daher gar nicht, einen dieſer uns noch fehlenden goldgelben Rieſenvögel für die Sammlung zu erlegen; bedeutet es doch für den Forschungsreiſenden eine entſetzliche Schmach und wird von den fanatiſchen Priestern beinahe ebenſo grauſam geahndet, als wenn man einen Lama ſelbſt erſchläge. Ganz natürlich, wer wollte dieſe „lebenden Gärge“ nicht ſchützen, achten und heilig halten, wenn man doch weiß, daß dieſe Vögel ſpäter auch ſeine eigenen leiblichen Überreſte mit Wohlbehagen verzehren. Aber hier liegt noch ein anderer Uberglaube zugrunde, der beſagt, daß dieſe großen Tiere Inkarnationen von „Geſhes“ ſeien, von großen „Doktoren der Götlichkeit“, deren es in den Klöſtern des Tibetlandes nur ſehr wenige gibt, da die meiſten Lamas ein von überall her zuſammengeströmtes Paß ungebildeter Rohlinge ſind, die nur, um einer ihnen von Sippe und Familie aufgebürdeten Pflicht zu genügen, ihr angenehmes Leben als leibhaftige Drohnen der Menſchheit unter Vorſpiegelung falſcher Taſſachen zu führen gezwungen ſind. Auch in dieſem, hoch am Bergeshang gelegenen Kloſter haufen nicht weniger als 500 Lamamönche; — die meiſten von ihnen ſind echte Söhne des Steppenlandes, Abkömmlinge der wilden Räuberſtämme und Banditensippen aus den nördlichen Gebieten, deren Familien ſie hier in das nächſtliegende große Kloſter geſchickt haben, wo ſie für die Sünden ihrer Väter und Brüder, die die Räuberpäſſe belagern, Abbitte tun ſollen. Es iſt ein wildes, unabhängiges und ſtinkend faules Paß, dieſe Prieſter von Da-tſchang-gomba, und der einzige Vorzug, den ſie für uns haben, iſt es, daß ſie ſich von den kleinwüchſigen Da-tſchang-Leuten durch ſtolzere Haltung, einen hohen und ebenmäßigen Wuchs, dunklere Hautfarbe

und echt mongolische Gesichtszüge unterscheiden. Wir statten diesen mehr feindlichen als indifferenten Mönchen nur einen kurzen Besuch ab, halten in den Mauern des Klosters unsere übliche Mittagsrast und ziehen dann einem hohen Paß entgegen, den wir aber des schwierigen Geländes wegen am heutigen Tage nicht mehr bezwingen können, dafür aber durch eines der schwersten Gewitter, das wir je erlebt haben, zum verfrühten Herichten unseres Lagers getrieben werden. Es geht wieder einmal einer jener wolkenbruchähnlichen Regen hernieder, und die Blitze zucken, wie es unter den ohrenbetäubenden Donnerschlägen fast scheinen mag, zwischen den Zelten hindurch, deren Dächer sich unter dem Aufprall der schweren Tropfen des Platzregens auf und nieder bewegen. Todesangst vermischt sich auf den Gesichtern unserer Tibeter mit der Furcht vor den Räubern, die den nächsten hohen Paß wiederum belagern sollen.

Die vielen Tausende von inbrünstig gemurmelten Gebeten werden uns wohl vor den Blitzen gerettet haben; der Regen dagegen hält die ganze Nacht hindurch mit gleichbleibender Stärke an und klatscht, sehr zu unser aller Mißvergnügen bei Hereinbrechen des nächsten Tages noch immer auf die schon leckenden Leinwanddächer hernieder, während uns unheimlich dicke, die Orientierung völlig unmöglich machende Nebelwände ummauert halten. Den ganzen lieben langen Tag bleiben hängende Wolkenseken und peitschender Regen unsere treuen Begleiter. Von Glück aber können wir doch sprechen, als wir gegen Mittag an einem kleinen Bächlein, das nun schon zum reißenden Wildbach angeschwollen ist, noch die glimmende Asche vom Mittagsmahl der Begleiter einer kleinen See-Karawane finden, die uns, vor wenigen Minuten vom Passe herkommend, begegnet waren. Aber trotzdem ist es für unsere an die Unbilden der Witterung längst gewöhnten Eingeborenen, die mit ihren beiden riesigen Blasebälgen aus Ziegenleder im unablässig niederrieselnden Regen stehen, schwierig genug, ein Feuer anzufachen, da das Holz der ganzen Umgebung völlig durchnäßt ist. Aber schließlich bringen sie es doch mit vereinten Kräften fertig, einen wäßrigen See zu brauen. Dazu gibt es Tsamba und ranzige, mit vielen Haaren durchsetzte tibetische Butter: Das einzig Richtige bei solcher saumäßigen Witterung, wo man etwas Handfestes in den Magen hineinbekommen muß. Ein trauriger Stehkonzert ist dieses „lukullische“ Mittagsmahl mit voll geregneten Tellern und ein paar verwässerten Dhrfasanentknochen, wo „Masters“ und Diener, in gummierte Regenmäntel gehüllt, friedlich im Kreise herumstehen und mit dicken Backen Tsamba schmazen. Frisch und gestärkt geht's weiter an die harte Bergarbeit, und am Nachmittage überwinden

wir dann auch mit Glanz den 4100 Meter hoch gelegenen Paß, wo sich die dichten Wolkengeschwader für einen kurzen Augenblick lichten und uns einen überragenden Blick über die aus dem Meere der Wolken zackig hervorschauenden, firnglitzernden Blauschafberge des „Achtzehn-Stämme-Landes“ schenken. Dann aber verdunkelt sich der Himmel von neuem, und im Regen ziehen wir weiter, bis uns die nahende Dämmerung zu eiligem Lagerschlagen zwingt.

Am 25. August steigen wir durch ein schroffes, zerrissenes Steiltal, das von einem tausendfach gebrochenen Sturzbach in rasendem Laufe durchflossen wird, tief in die Ackerbauzone hinab und treten in das Land der Tschoktsi ein. Dort macht sich die heranrückende chinesische Kultur schon in der Art und Methode, wie der intensive Ackerbau betrieben wird, unverkennbar bemerkbar. Auch die Bevölkerung, so glaube ich jedenfalls bald festgestellt zu haben, scheint hier schon wieder sehr stark mit chinesischen Rassenelementen durchsetzt, so daß unsere Diener, die in den harten Monaten des Steppenlebens „sine“ leben mußten, sich den Vorteil gleich zunutze machen und in den Ortschaften eifrigst nach Mädchen Ausschau halten, die ihnen dann in der nächsten Nacht das schwere Leben wieder etwas verschönen sollen.

Wieder erreichen wir eine Etappenstation, das trutzige Schloß des Fürsten von Tschoktsi, erst kurz vor Anbruch der Dunkelheit und genießen die laue, schon wieder subtropisch warme Luft über dem terrassierten Gebirgstal. Es ist eine romantisch schöne Landschaft, wo jedes Haus einer mittelalterlichen starken Festung gleicht, wo die Weiber auf den Dächern fleißig ihre Gerste dreschen und im Takte religiöse Lieder dazu singen, während halbzahme Felsentauben rundum sitzen und das friedliche, zur Hälfte chinesisch, zur Hälfte tibetisch anmutende Landschaftsbild beleben und verschönen. Das Tschoktsivolk unterscheidet sich von den Steppentibetern in seinen Lebensgewohnheiten beinahe in derselben Weise wie das Volk der Da-tschang, doch besteht die Nahrung der Tschoktsis nicht mehr ausschließlich aus Tsamba; denn auch Weizenmehl, das zu einer Art Fladenbrot verbacken wird, gibt es; und außerdem spielt das Schwein, jenes typischste aller chinesischen Haustiere, als Specklieferant eine sehr wichtige Rolle. Schweinefett, das in Trögen ausgelassen und als eine Art Griebenwurst in Schafsmägen gefüllt wird, stellt hier die beliebteste Art dar, den trockenen Tsamba schmackhafter und nahrhafter zu gestalten, denn die Butter, die ja von den Chinesen zumeist verschmährt wird, ist in diesen Teilen der Erde als ein sicheres Kriterium für den



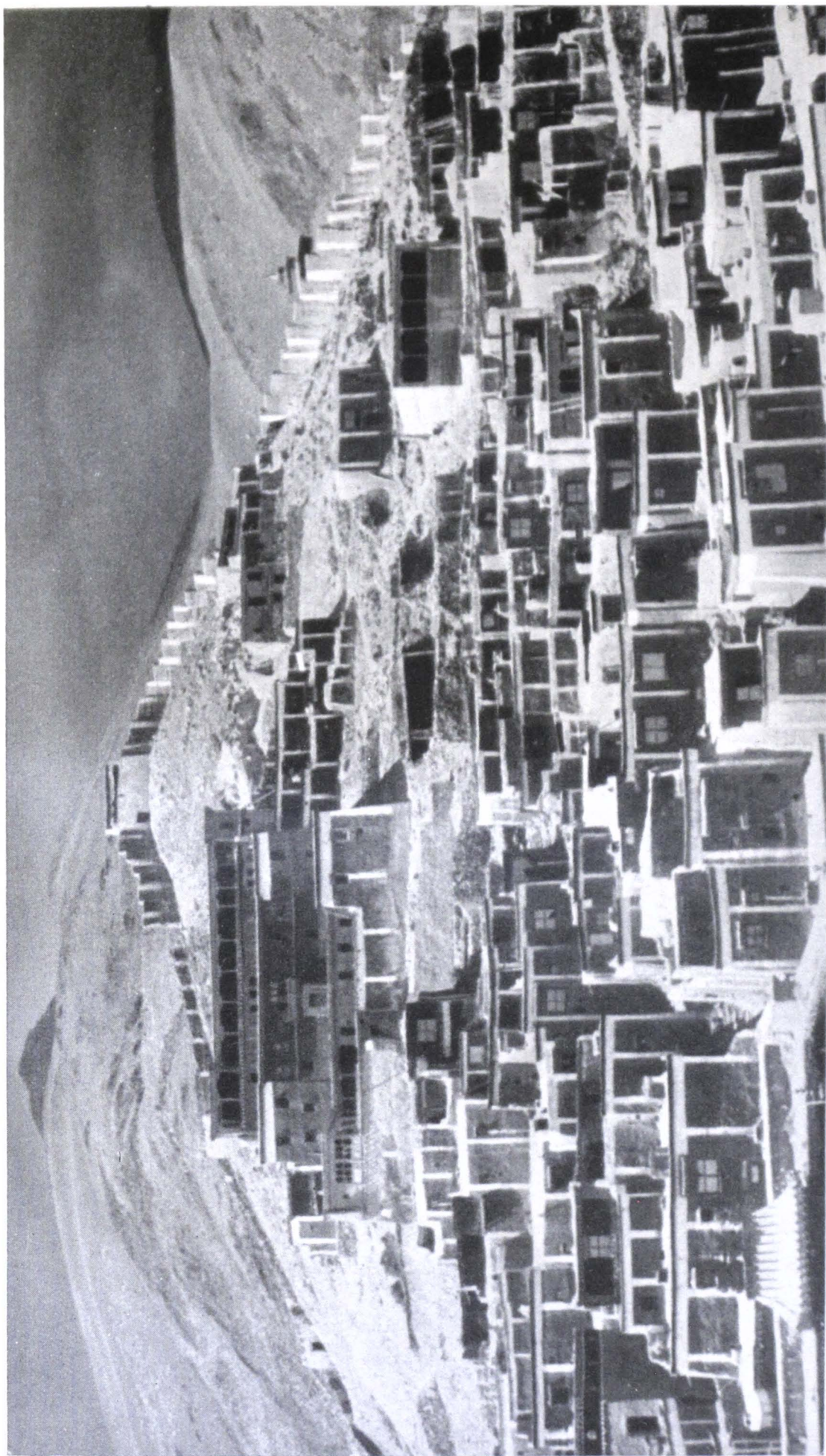
Einfluß des hochtibetischen Steppenlandes anzusehen. Dieser Einfluß aber ist nicht mehr.

An den prächtigen Häusern, die den Bauten der Wassu in gewisser Weise ähnlich sehen, findet man sehr häufig das Hakenkreuz in großen weißen Zügen angebracht, denn dieses alte indo-arische Symbol gilt den Tibetern und den ihnen nahe verwandten Stämmen des Hsisanlandes als das unwandelbare, immerwährende Zeichen des ewigen Glückes. Die Tschoktsifrauen aber gehen selbst so weit, ihre Amulettbüchsen und Halsornamente, die sie wie die Tibeterinnen tragen, in Hakenkreuzform zu halten.

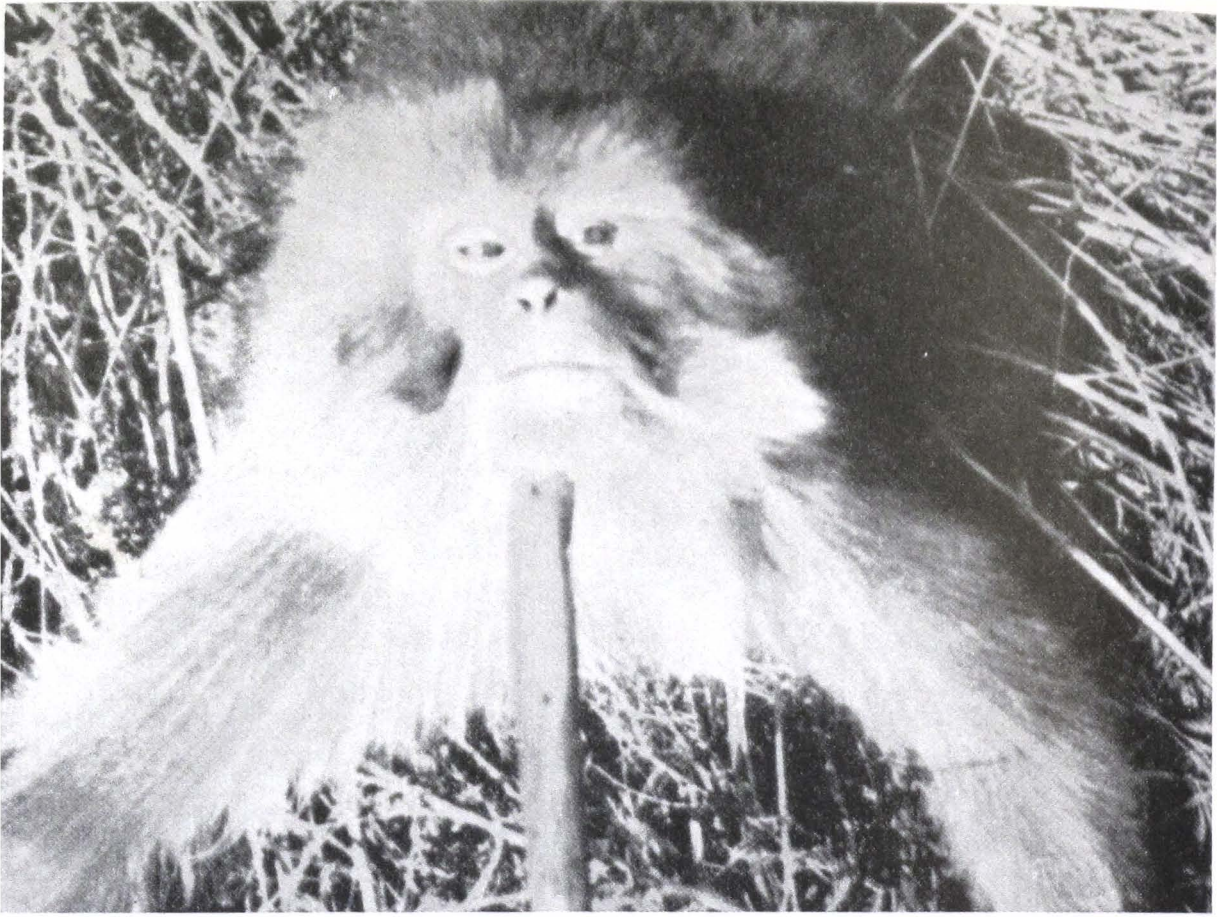
Auf dem Hofe des Fürstenschlosses wird, wie mir meine Kameraden berichten, ein Sambarhirsch gehalten, eine Tierart, die meine Aufmerksamkeit besonders deswegen auf sich lenkt, weil es sich bei diesem Hirsch um einen Eindringling aus den hinterindischen Gebieten handelt und es noch gar nicht sicher feststeht, ob das Tier soweit nach Norden vordringt. Die Gattung des Sambars (*Rusa*) ist in verschiedenen Arten und Spielarten über das vordere und hinterindische Festland und die Inselwelt des malaiischen Archipels weitverbreitet. Es ist daher um so erstaunlicher festzustellen, daß ein Vertreter dieser rein tropischen Gattung, den großen Stromrichtungen folgend, bis in unser Forschungsgebiet nach Norden vorgeedrungen ist. Dieser in Szetschuan und Yunnan tatsächlich nachgewiesene Hochgebirgsambar unterscheidet sich von seinem indischen Verwandten eigentlich nur durch eine viel dichtere Behaarung und durch ein etwas kürzeres, aber außerordentlich starkes und gut gepulstes Geweih, das in nicht wenigen Fällen den primitiven Sechsenderstypus verläßt und, anscheinend in progressiver Entwicklung begriffen, sehr oft ein Achtender- oder Zehnendergeweih werden kann. Die löffelartigen, außerordentlich langen Lauscher, die stark entwickelten Gesichtsdrüsen und die dunkelbraune Färbung sind genau wie beim indischen Sambarhirsch. Im Gegensatz aber zu den vielendigen, von uns verzweifelt gesuchten großen wapitiähnlichen Hirschen bevorzugt der Sambar die Urwaldgebiete mit viel Unterwuchs und einigen lichten Stellen, die ihm genügend Nahrung bieten können. Die Frage ist nun, ob er so weit nördlich bis an die Grenze der Stechweidenwälder hinaufgeht, und ob beide Gattungen von Großhirschen dort in unmittelbare Berührung miteinander gelangen. Dies also ist der Grund, weshalb ich mich eiligst zum alten Schlosse hinüber begeben, um mir das seltsame Tier genauestens anzusehen und es zu begutachten. Gegenständig der Auffassung meiner lieben Kameraden halte ich den jungen männlichen Hirsch nicht für

einen „gewöhnlichen“ Sambar, sondern erlaube mir sogar, steif und fest daran zu glauben, daß es sich hier um ein junges Exemplar unserer so lang gesuchten Wapitis handelt. Der Hirsch wurde uns, nachdem die Eingeborenen unser ungeteiltes Interesse erkannt hatten, gegen eine Mehrladerpistole zum Tausche angeboten. Aber da die Eingeborenen das Tier einen „Schwarzhirsch“, d. h. einen Sambar, nannten, und meine Kameraden sich dessen ebenfalls absolut sicher zu sein glaubten, konnte ich mich nicht durchsetzen, wurde überstimmt, und der Tausch kam nicht zustande. Leider, da sich auf Grund von guten photographischen Aufnahmen nach unserer Rückkehr mit Sicherheit herausstellte, daß es sich bei diesem fraglichen Tiere tatsächlich um einen der außerordentlich seltenen und wertvollen vielendigen Hirsche gehandelt hatte. Heute ist meine Unterlassungssünde leider nicht mehr gutzumachen, aber ich hätte doch den Tausch auf eigene Kasse hin tun sollen. Der Hirsch, der aus der näheren Umgebung von Tschoktsi stammen sollte, hätte uns manch wertvollen Aufschluß geben können.

Da wir einmal bei den Tieren verweilen und wieder in einer recht wildreichen Gegend angekommen sind, will ich auch von der Erlegung meines ersten schwarzen Bären erzählen, den mir, während meine Kameraden einen Raſtag in Tschoktsi einlegen, ein reiner Zufall schenkte. Auch die Verbreitung dieses Tieres, das sehr zu Unrecht *Selenarctos tibetanus* genannt wird, aber im eigentlichen hochtibetischen Steppenlande gar nicht vorkommt, erstreckt sich vom hohen Himalaja ostwärts und greift über die beiden sinotibetischen Grenzprovinzen Yünnan und Szetschuan weit nach Norden über, wo es, immer dem Rande der hohen Gebirge folgend, tatsächlich bis nach Korea hinein verbreitet ist. Der Kragenbär, ein richtiger Peß mit ausgesprochen plumpem Körperbau und mächtigen Pranken, die bis an die Sohlen hinunter dicht behaart sind, besitzt einen dichten, wunderschön glänzenden kohlrabenschwarzen Pelz, der sich um den Hals zu einer gut ausgeprägten Krause aus langem, ziemlich weichem Haar verlängert. Als besonderes Charakteristikum trägt dieser Bär am Halsansatz einen oft schildförmigen, breiten weißen Streifen, der halbmondförmig um die Schlüsselbeingegend verläuft; dieser die weit verbreitete Art charakterisierende „Ring“ kann in Form und Größe stark variieren, während auch seine Färbung in einigen Gegenden von Weiß nach Gelb oder Goldgelb hinüberspielen kann. Der schwarze Himalajabär (Kragenbär) ist einzellebzig und behauptet immer ein ganz bestimmtes Gebiet für sich, doch scheut er sich keineswegs vor menschlichen Ansiedlungen und liebt es sogar ganz besonders, nächtlicherweise auf menschlichen Wegen und Pfaden



Sakyafojter in Osttibet



Tibetmakake



Weihestunde im Kloster

## Der Kragenbär

einherzuspazieren. In den dicht bewaldeten Lagen des Forschungsgebietes ist er zwischen der 1500- bis zur 4000-Meter-Grenze hinauf beinahe überall anzutreffen und bevorzugt dichteste Vegetation und feuchte Urwälder mit artenreichem Krautwuchs und viel Beerenbeständen, an denen er sich gütlich tut. Eine besondere Vorliebe zeigt der schwarze Pex aber auch für Bambusdschungel und vor allen Dingen für die Dickungen der Stecheichen, die ihm während der Herbstmonate eine vorzügliche Mastnahrung liefern. In einigen dicht besiedelten Gegenden, in denen die Eingeborenen zu arm sind, um sich Schußwaffen zu leisten, richten die Kragenbären als „Kulturfolger“ und gleichzeitig Kulturvernichter empfindlichen Schaden an. Namentlich Mais- und Buchweizenfelder pflegen die ziemlich unbekümmerten Bären nachts mit großer Regelmäßigkeit aufzusuchen, um dort zuweilen wahre Verheerungen anzurichten. Die armen Bergvölker können sich der überaus dreisten Bären kaum erwehren und stellen während der Reisezeit der genannten Feldfruchtarten ganze Nächte hindurch Wachen auf, die kleine Feuer in Gang halten müssen, um die Bären bei ihrer Annäherung mit großem Gejohle zu vertreiben.

Das Tier scheint nach meinen Beobachtungen ein ausschließlicher Vegetarier zu sein, denn selbst in von Bären gut besetzten Gebieten habe ich niemals Spuren gefunden, die auf ein Graben nach Nagetieren oder Insekten schließen ließen. Je nach Gegend und Höhenlage besitzt dieser Bär zu den verschiedensten Jahreszeiten seine Hauptnahrungspflanzen. Wie ich im Wassulande feststellen konnte, liebt er im Mai die Höhenlagen zwischen zwei und dreitausend Metern, wo er sich dann fast ausschließlich von den dicken, fleischigen Stengeln und Blättern einer Salbeiart ernährt. Jetzt, gegen Ende des Sommers, scheint er sich, wie wir selbst noch feststellen werden, an den wilden Johannisbeeren zu delectieren, die in den feuchten Schluchten undurchdringlicher Urwälder systematisch ausgeplündert werden, so daß sich zwischen den einzelnen Büschen und Buschkomplexen regelrecht ausgetretene Wege befinden, von wo aus Meister Pex dann die einzelnen Sträucher völlig zerfetzt und zerschlägt, indem er die hohen unerreichbaren Äste und Stämme einfach abbricht, um die noch grünen und völlig unreifen Beeren hinunterzuschlingen.

Biologisch unterscheidet sich unser schwarzer Pex von seinen übrigen Gattungsverwandten eigentlich nur dadurch, daß er in den tiefen subtropischen Mischwaldgebieten, wo die Temperaturen nur selten unter den Nullpunkt fallen, wahrscheinlich gar keinen Winterschlaf hält, und meine Jäger konnten mir oft erzählen und bezeugen, daß sie den großen

schwarzen Bären das ganze Jahr hindurch gejagt hätten. Wie alle Peße, so ist auch der osttibetische Kragenbär vorwiegend Nachttier, ist aber auch in den Stunden vor Sonnenuntergang und nach Sonnenaufgang auf den Läusen. Tagsüber schläft er meistens den Schlaf des Gerechten, und zwar entweder in Kesselartigen Lagern, die er in den dichtesten Urwaldgebieten anzulegen pflegt, oder aber er liebt eine lustigere Behausung und erklimmt hohe Urwaldbäume, um sich gleichzeitig zu sonnen.

Daß alles, was ich hier soeben niedergeschrieben habe, nur tote, starre Regeln sind, von denen es anscheinend eine recht beträchtliche Anzahl von Ausnahmen gibt, davon soll die nun folgende Beschreibung Kenntnis geben. Erwähnen möchte ich nur noch, daß der angeschossene Kragenbär ein nicht zu unterschätzender Gegner ist, daß schon viele Eingeborene von ihm zermalmt oder getötet wurden, und daß die wenigen Weißen, die ihn im Himalaja gejagt haben, im allgemeinen einen größeren Respekt vor ihm besitzen als vor dem starken tibetischen Braunbären oder gar dem blutdürstigen Tiger Indiens.

Während meine Kameraden am 26. August einen Rasttag einzulegen gedenken, will ich den Tag dazu benutzen, die subtropischen Urwälder um Tschoksi einer zoologischen Betrachtung zu unterwerfen. Leider ist mein Gaul am frühen Morgen ausgerissen, und ich bin gezwungen, eine Stunde lang zu warten, bis das Tier wieder eingefangen, gefüttert und gefattelt ist. Dann aber reiten Wang und ich los und winden uns auf schmalen Saumpfad einem steilen und tief eingeschnittenen Talschrunde entgegen, der uns irgendwie anzieht und mir, wie man so schön zu sagen pflegt, nach Hochwild „riecht“.

Zu unserem Unglück ereignet sich schon bei der ersten, über einen wilden Sturzbach hinwegführenden und nur aus drei lose nebeneinandergelegten Baumstämmchen bestehenden Brücke ein ziemlich unangenehmer Zwischenfall, der mir so am frühen Morgen ums Haar ein kühles Bad im gischtenden Sturzbach verschafft hätte. Ich führe meinen Gaul, der, seit wir die hohen nahrungsreichen Steppengefilde verlassen haben, von Tag zu Tag mehr abgemagert ist, und wegen des mörderisch steinigen Geländes, in dem wir uns nun befinden, auf der linken Vorderhand stark lahm geht, recht langsam und bedächtig über die Brücke und habe dabei unvorsichtigerweise die zusammengebundenen Zügel quer über meine Brust geworfen. Alles geht so weit ganz gut, und ich habe das jenseitige Ufer auch beinahe erreicht, da ertönt hinter mir ein dumpfer Laut, ein Krachen und Plumpsen; gleichzeitig werde ich durch die Zügel stark nach hinten und unten gerissen und kann mich, Gefahr witternd,

gerade noch durch eine flinke Drehung von den tückischen Lederriemen befreien. Mich umwendend, gewahre ich mein krankes Pferd, wie es über den letzten Stamm hinüberrollt und ganz langsam meinen Blicken entgleitend in der gurgelnden Tiefe verschwindet. Eine feine Bescherung! Da stehe ich ohne Pferd mitten auf der Brücke, mache sicherlich das dümmste Gesicht der Welt und schaue meinem armen vierbeinigen Leidensgenossen nach, wie er zwischen Steinblöcken hindurch vom gurgelnden Naß verschluckt wird. Schon mache ich mich auf alles gefaßt und glaube, daß (sollten wir das Tier überhaupt wiedersehen) es ohne Gnadenschuß nicht abgehen wird. Aber zu meiner größten Verwunderung taucht der Kopf meines Pferdes weit unterhalb auf; ein Ruck und Zuck, das Tier steht auf und marschirt ruhig, als wenn gar nichts geschehen wäre, und verhältnismäßig sicher mitten durchs brausende Wasser hindurch und seltsamer, ja unverständlicher Weise völlig unverletzt dem Ufer entgegen. Na, das ist ja noch einmal gut gegangen, denke ich, während Wang ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken kann und der gute Alex, so heißt mein Pferd, ein Gesicht macht wie sieben Tage Regenwetter — oder man kann auch sagen, als wenn gar nichts geschehen wäre, denn Regenwetter haben wir während der letzten 7 Tage ja ohnehin genug gehabt. Dann trotten wir weitere 2 Stunden steigend bergauf, müssen unsere Pferde allerdings größtenteils führen und steigen mit der Sonne, die nun schon mit größter Hartnäckigkeit zu brennen beginnt, so tief und hoch in das Tal hinein, daß unser weiteres Vorgehen mit den verhältnismäßig unbeholfenen großen Pferden ein Ding der Unmöglichkeit wird, so daß wir uns gezwungen sehen, die Tiere zu koppeln und zurückzulassen. Nun tasten wir uns behutsam pirschend durch das wildromantische Engtal weiter hinauf, jagen auf Kleinsögel, von denen wir ein nettes Bündel zusammenbekommen und lassen uns dann, während die Mittagsglut alle Stimmen des Waldes rundum verstummen läßt, auf einem Felsblock dicht am Wasser nieder, um die Zeit der Hitzruhe, die lastend über der Natur liegt, zu verträumen.

Obwohl ich im dichten Johannisbeergestrüpp, das als Unterholz in den Steilschluchten sehr dicht steht, eine Menge von Bärenzeichen gefunden habe und mich an einigen Stellen wundern mußte, wie die Peße dort ganze Arbeit geleistet und die Johannisbeerbüsche mit ihren Tagen anscheinend völlig abgestreift hatten, so wage ich an Großwild doch nicht mehr zu glauben, denn was sollte ein Bär, dessen Tisch im Dschungel doch so reichlich gedeckt ist, am helllichten Tage herumstreunen? So döse ich vor mich hin. Keine Vogelstimme ist mehr zu vernehmen; nur der

weißgestreifte, lange Stoß einer großen Lachdrossel, der ab und an aus dem verworrenen Dickicht direkt vor mir hervorwippt, und eine lustige Familie kleiner grüner Laubsänger und Brillenvögelchen halten mich noch wach. Die Laubvögel müssen einer seltenen und wenig bekannten Art angehören, von denen wir erst einige wenige Exemplare in der Sammlung besitzen, und so schieße ich denn kurz hintereinander drei der kleinen Vögelchen! —

Hochwild gibt es ja doch nicht.

Die Zeit vergeht. Wang hat sich lang gemacht und schläft, den Kopf auf die Ellenbogen gelegt, während ich selbst damit beginne, einen Laubsänger abzubalgen, denn die Hitze ist zu groß und ich hege die Befürchtung, daß die kleinen Tierchen verdorben sind, wenn wir spät Abends erst wieder zum Lager zurückkehren. Da, man hat manchmal so seltsame Vorgefühle, überkommt es mich, als ob ich mich umdrehen müßte. — Vielleicht auch stach mich nur ein Moskito in den Nacken — ich drehe mich herum. — Und da steht inmitten des schäumenden Wildflusses auf einem von hohem Gisch umtosten Felsblock wie eine Bildsäule ein großer schwarzer Bär auf kaum 15 Schritt Entfernung!

Nur wer den Zauber des subtropischen Urwalds kennt in Sonnenlast und Mittagshize, wer die tausend zitternden Sonnenreflexe eines wild schäumenden Sturzbaches gesehen hat, wer selbst einmal in weltabgeschiedenen Dschungeln jagte, kann sich vorstellen, wie mir das Herz im Halse schlägt, plötzlich inmitten all dieser zauberhaften Schönheit das urigste und stärkste Raubwild der asiatischen Bergwälder in ganzer Größe auf nur wenige Meter Entfernung vor mir zu sehen.

Träume oder wache ich? Nein, ich wache und greife zur Büchse, und wenige Augenblicke später zerreißt der scharfe Knall, beantwortet von nervenpeitschendem Gebrüll des zu Tode getroffenen Tieres, die friedliche Stille. Mit geradezu unheimlicher Schnelligkeit kommt der Bär, der gar nicht ahnt, wo sich der Feind befindet, kaum Zeit zum Repetieren lassend, direkt auf mich zu. — Nimmt er mich an? — Ein prickelndes Gefühl von ängstlicher Hilflosigkeit während der mechanisch rasselnden Handbewegung des Repetierens und ein triumphierendes von wiedergewonnener Selbstsicherheit, da die Büchse zum zweiten Male an der Backe liegt, bemächtigt sich meiner. In diesen entscheidenden Sekunden steht der gute Wang neben mir, wachsbleich, verschlafen, die Schrotflinte so wie ich die Büchse angeschlagen, während der laut brüllende Bär uns schnell entgegenkommt. 6 Meter — 5 Meter — 4 Meter —



3 Meter — jetzt gilt's! Da geschieht etwas Verblüffendes, gänzlich Unerwartetes! — Der Bär brüllt verzweifelt. — Die Schweißspritzer seines durch die zerschossene Lunge sauchenden Atems treffen mich, die schneeweißen Reihen seiner Zähne blitzen — und dann ebenso schnell wie er kam, rollt er halb, flüchtet er halb zurück — sinkt in sich zusammen — streckt die Pranken noch einmal aus und ist verendet. Noch einen Augenblick warte ich und trete dann an die kapitale Beute heran. Roter, schaumiger Lungenschweiß rinnt in einem Strahl aus dem Ausschuß.

Erst als ich später bei der Sektion feststellte, daß die kleine Kugel auch das Herz durchschlagen hatte, glaubte ich mir ein volles Bild von der so kurz vor dem Ziel abgebrochenen Attacke machen zu können. Der Bär, der seine Kraft versiegen fühlte, seiner Flucht, seines Erfolges nicht mehr gewiß, gab mit dem letzten furchtbaren Brüllen all seine Hoffnung auf und taumelte flüchtend zurück, bis er verendet zusammenbrach. Abriens hatte ich eine Vollmantelkugel geladen, da ich am hellen lichten Tage viel eher an ein Zusammentreffen mit Affen oder Großvögeln geglaubt hatte, als an ein Rencontre mit einem voll erwachsenen Bären. Ein Tibeter, der vom Medizinsammeln vom hohen Berge herunter des Weges kommt, hilft uns die schwere Beute auf eine lichte Stelle zu schleppen, und in gut einer Stunde ist der Bär aus der Decke geschlagen. Der lachende Tibeter, der uns so treulich beigestanden hatte, bekommt als Belohnung einen ganzen schweren Vorderlauf und zieht glücklich seines Weges fürbaß.

Während Wang für den Abtransport der Decke und des Wildprets gemeinsam mit dem Tibeter Sorge getragen hatte, eile ich zum Lager voraus, um meinen Kameraden den Erfolg zu melden. Derselbe Weg aber, der sich schon bergwärts als sehr schwierig für das Pferd gestaltet hatte, wird nun in der entgegengesetzten Richtung, wo es dauernd steil bergab geht, zur Qual und wächst sich zur Tortur für den ermatteten, armen Gaul aus, denn ich muß ihn unter äußerster Kraftanstrengung immerfort über die gefährlichen Stellen des Weges, gegen die er sich wie ein Maulesel sträubt, hinwegziehen. Mehr als einmal kommt er zu Fall und droht mit mir in den Abgrund hinabzustürzen. Es ist ein mühseliges Unterfangen. Weiter geht's. Tiefer und immer tiefer, und schon stolpert der Gaul von neuem, bricht in die Knie, fällt, rollt vornüber und liegt das zweite Mal bis zum Hals hinauf im Wasser. In der Satteltasche aber befindet sich mein Tagebuch, und so muß ich eilends nachsteigen, um zu helfen und um alles zu versuchen, das

durchnähte kostbarste Gut, das ich bei mir führe (glücklicherweise hatte ich alles mit Bleistift geschrieben) in Sicherheit zu bringen.

Die Lage des Pferdes ist dieses Mal wirklich mehr als bedenklich. — Doch wie schon so oft wartet das Tier mit bewunderungswürdiger Ruhe auf die Hilfe, die ich ihm nun bringen soll. Seine beiden rechten Beine sind in Felspalten eingeklemmt, die linken sind unter dem Körper, der selbst auf der Seite liegt, zusammengepreßt. Nur noch der Kopf schaut aus dem Wasser hervor. Unter Ausbietung aller Kräfte bringe ich das Tier in Normallage — kann es aber unglücklicherweise nicht zum Aufstehen bewegen.

Verdammt, Bein gebrochen, denke ich! Wieder und immer wieder mache ich den Versuch, das Tier aufzurichten, seinen Kopf in meine Arme nehmend, zerze ich und ziehe — und ziehe — und alles umsonst. Dann werde ich ganz traurig und glaube, die Tragödie nun doch noch mit einer Kugel beenden zu müssen. Das arme, treue Tier, auf dem ich das ganze weite Hochsteppenland von Sung-pan aus durchritten habe! — Nochmals versuche ich mit aller Kraft mein Pferdchen hochzustemmen. Doch dann, als ob es meine Gedanken erraten hätte, macht es selbst Anstrengungen, wieder hoch und auf die Beine zu kommen. — So, mit vereinten Kräften noch einmal! Und gleich darauf steht mein alter, guter Alex wieder auf allen Vieren, doch läuft ihm das Blut am Bauch und an den Beinen in Strömen herunter, aber glücklicherweise ist nichts gebrochen. Nach langen Stunden steilen Abstieges komme ich mit dem kranken Tier, das selbstverständlich geführt werden muß, im Lager an und kann stolz und zufrieden von meinem Bärenabenteuer berichten.

Mein armes Pferd aber, das den Schwierigkeiten des Berglandes nicht gewachsen ist, macht noch 10 Tage mit, um langsam immer schwächer und schlapper zu werden.

Dann, als wir die erste Missionsstation erreichten, bot ich es dem französischen Pater zum Geschenke an. Selbst ein Pferdekennner, war der einsam lebende Priester herzlich froh, ein junges, wenn auch stark mitgenommenes Tier zu erhalten und hegte die größte Hoffnung, meinen guten, treuen Alex in wenigen Monaten wieder ganz in Schuß zu haben.

Es ist der frühe Morgen des 2. August, als wir erneut die Anker lichten und tiefer in die Berge des Hsifanlandes hineindringen. Die sich so rasch verändernden, immer schwieriger und schwieriger werdenden Berg- und Wegeverhältnisse zwingen hier, mitten im Land der „Achtzehn

Stämme“ zu den denkbar größten Vorsichtsmaßregeln im Verkehr auf den wenigen für Karawanen gangbaren Saumpfadern. Wir haben nun die schweren, unbeholfenen und in der Tiefe der Täler dahinsiechenden Yakochsen durch zähe und in bezug auf Futter- und Weideverhältnisse noch weit weniger anspruchsvolle Maultiere ersetzt. — Außerdem sind die Tragsättel in diesem Teile des Landes in der Weise abgeändert, daß die Lasten nicht wie dies in den Hochsteppen der Fall war, mit den Tieren fest verbunden sind, sondern mit einem zweiten Sattel, der, genau auf den Rücken des Tieres passend, fest verschnürt ist. Durch diese vorsorgliche Einrichtung werden Tier und Last im Falle des Absturzes sofort getrennt, und die Möglichkeit, wenigstens eines von beiden retten zu können, vergrößert sich um ein Mehrfaches. So ziehen wir den ganzen Tag bergauf, immer zwischen Himmel und Erde an den Hochlagen der Felsendome vorüber, überschreiten einen kleinen Paß und lagern uns hoch oben in der Nähe der Baumgrenze, wo schon herbstlich kühle Lüfte wehen. Während die Dämmerung hereinbricht, entschieße ich mich noch rasch zu einem Spaziergang in die weitere Umgebung des Lagers und stoße urplötzlich auf einer kleinen Bergwiese mit zwei tibetischen Braunbären zusammen, die, als sie mich erkennen, sich auf die Hinterpranken erheben und manns hoch über den Büschen hervorschauen; wenigstens tut das die alte Bärin, während der Jungbär bei der rasend zunehmenden Dunkelheit kaum noch zu erkennen ist. Die Büchse liegt ganz ruhig an der Backe — und im scharfen Knall verschwindet der starke Bär aus dem Fernrohr, doch weiß ich nicht, wie die Kugel gefessen hat und jage auf den wie wild davonsflüchtenden Bären zwei weitere Kugeln, die sicherlich ihr Ziel verfehlen. Aber die erste muß sitzen, das glaube ich fest. Nach einer langen, schlaflosen Nacht suche ich mit meinen Jägern die ganze Umgebung erfolglos ab. Eine deprimierende, niederschmetternde Nachsuche ist das, eine Suche aufs Geratewohl, die mitten durch den Urwald hindurchführt und leider zu keinem positiven Ergebnis führt. Dann, da die Karawane schon längst aufgebrochen ist und wir folgen müssen, hängen wir wieder einmal zwölf volle Stunden in den Sätteln, zwölf unendlich langsam verrinnende, trübe, saumselige Stunden geht es auf aufgeweichten und zum Teil recht gefährlichen Wegen durch die wilden Täler hinauf und hinab, bis wir wieder einmal bei strömendem, in alles eindringendem Regen am Abend Djang-ho-gou, einen fürchterlich schmutzigen Chinesenfleck erreichen, wo wir eine total verwanzte, abscheulich stinkende und von Opiumdünsten durchschwängerte Herberge mit Beschlag belegen. In eine im wahrsten

Sinne des Wortes saumäßige Situation sind wir da hineingeraten und erhalten vom chinesischen Magistratsbeamten die Hiobsbotschaft, daß es kein Futter für unsere Pferde (die in einem Schweinestall untergebracht werden und bis an die Fesseln im Dreck und Kot der Borstentiere stehen) gibt, und daß wir uns wohl einige Tage gedulden müßten, da es außerordentlich schwierig sei, neue und widerstandsfähige Maultiere für unseren Weitermarsch zu beschaffen. So beschließen wir, noch am gleichen Abend eine Teilexpedition in die hohen Berge auszurüsten, um zoologisch zu sammeln.

Die hohen Blauschafberge erstrahlen weiß vom ersten Schnee des kommenden Winters, als wir mit unseren Jägern und schwer bepäckten Trägerkulis in die Berge hinaufziehen. — Diesmal gilt es dem Serau, einer hirschgroßen, wilden Bergantilope zu Leibe zu rücken, von der ich vorweg auch noch einige morphologische und biologische Einzelheiten erzählen möchte: Dieses verhältnismäßig häufige, aber außerordentlich schwierig zu erjagende Tier gehört mit dem sehr viel kleineren Goral zusammen zur großen Gruppe der Ziegenantilopen. Beide Arten sind in unserem Forschungsgebiet oft dicht benachbart vorhanden und stellen in ihrem gedrungenen Körperbau geradezu hervorragende Anpassungsercheinungen an ihre gebirgige Felsenheimat dar. Abgesehen von der beträchtlichen Größe und dem sehr viel kürzeren Schwanz, der dunklen Färbung und der lang wallenden, weißen Mähne unterscheidet sich der Serau vom Goral durch starke, beiderseits unter den Lichtern gelegene, ein klebriges Sekret auscheidende Gesichtsdrüsen. Beiden Arten gemeinsam ist die zylindrische Form der nach hinten gebogenen, bei beiden Geschlechtern fast gleich stark entwickelten Hörner, der schwere Körperbau, die starken, sehnigen Beine und die gedrungene, ziegenähnliche Ausbildung der Hufe. Das Verbreitungsgebiet des Seraus erstreckt sich in mehreren Arten und Rassen vom Himalaja ostwärts über die meisten Gebirgszüge des südöstlichen und nordöstlichen Asiens. In dem von uns bereisten Forschungsraum kommt eine weißmähnige, sehr große Form überall in den Hochgebirgen, soweit das Gelände schroff und wild genug ist, vor. — Als hochspezialisiertes Waldtier fallen beim Serau die übermäßig langen Gehöre auf, die ihm bei den Eingeborenen den Namen „Gnei-lü“, d. h. Felsenesel, eingetragen haben. Im Gegensatz zum Goral ist der Serau kein Spezialist für irgendeinen bestimmten Landschaftscharakter, sondern stellt lediglich an die Steilheit, Zerrissenheit und relative Feuchtigkeit seines Lebensraumes gewisse Ansprüche und kommt daher auch in karstähnlich trockenen Gebieten einerseits und in wenig

steilen und verhältnismäßig abgerundeten Gegenden anderseits nicht mehr vor. — Er ist ein Tier der mittleren Hochgebirgslagen und geht über die Baumgrenze nach oben nicht hinaus. Die Lieblingsplätze des Ceraus liegen in jenen tief eingekerbten, feuchten Schluchttälern, mit hohen, nadelartig sich erhebenden Felsen, die er als Rückzugsgebiete und Sonnenplätze gerne benutzt. — In ein solches eben beschriebenes Gebiet ziehen wir nun von Yang-ho-gou hinein und werden auch hier feststellen können, daß die Ceraus, obwohl sie die Unbaukulturen der Menschen nach Möglichkeit meiden, eben auf Grund der Zerklüftung des Geländes nur wenige 100 Meter (in der Luftlinie gemessen), von menschlichen Siedlungen entfernt vorkommen; dann nämlich, wenn ihre Standorte durch tiefe Erosionsschluchten, die mit dichtestem Dschungel bewachsen sind, vollständig isoliert sind.

Ich habe immer nur einzelstehende Ceraus beobachten können und bin daher auch der festen Überzeugung, daß der weißmähnige, etwa 300 Pfund schwer werdende Cerau ein kleines Gebiet für sich behauptet und dessen Grenzen immer genau innehält. Ruhig und besonnen zieht die grimmige Bergantilope in ihrer Felsenheimat nur langsam umher und scheint jede Deckung genauestens zu kennen und auszunützen. Minutenlang steht der Cerau regungelos und äugt, mit seinen langen Lauschern hin- und herspielend, seine Umgebung ab, ehe er langsam und behutsam lichterem Stellen zustrebt, um dort Gras oder niedriges Buschwerk zu äsen. Hat er den Menschen als Feind erkannt, so flüchtet er nicht wie andere Tiere der Wildnis blindlings davon, sondern versucht sich mit tiefgehaltenem Kopf ganz langsam davonzustehlen. Als ausgesprochenes Tier der Dämmerung verläßt der Cerau erst, wenn die Sonne schon ganz tief steht, seine heimlichen Felsenverstecke, die er sich, gegen Wind und Regen geschützt, unter überhängenden Felsmauern anzulegen pflegt. Ruhe und Besonnenheit, Scheu und Kühnheit scheinen die hauptsächlichsten Eigenschaften dieser prächtigen Wildart zu sein. Selbst wenn der Cerau von Hunden geheßt wird, läßt ihn sein kühles, gleichsam überlegenes Wesen nicht im Stich; er versucht dann zumeist seine hartnäckigen Verfolger in die Irre zu leiten und läßt es gern auf einen Nahkampf ankommen, ehe er die Flucht ergreift. Bevor er sich stellt, sucht er die steilsten Klippen seiner Umgebung als Rückendeckung aus und erwartet hier seine Verfolger, die laut kläffende Meute der eingeborenen Hunde, um sie in Schach zu halten oder um einen nach dem andern mit tödlichen Hieben seines nagelscharfen Gehörns über die Felsen zu schleudern; — sehr viele

Hunde und selbst eingeborene Jäger sind dem grimmen Cerau schon zum Opfer gefallen.

Und noch eines: Man kann monatelang in einem mit Ceraus reichlich besetzten Urwaldgebiete weilen, ohne auch nur eines dieser scheuen Tiere zu Gesicht zu bekommen, daher fordert die sehr anstrengende Jagd auf den Cerau auch exakte Beobachtung der Lebensgewohnheiten des Tieres und vor allem eine gute Geländekenntnis. Man muß den listigen Cerau auch mit List und Tücke bejagen, wenn man nicht zu Heshunden greifen will, was immerhin ein kostspieliges Unterfangen ist, da das Leben der Hunde ständig äußerster Gefahr ausgesetzt ist.

Im steilen dschungelbewachsenen Erosionstal verfolgen wir, nachdem wir uns in einer Eingeborenenhütte einquartiert haben, einen gut ausgetretenen Cerauwechsel, der uns gleichzeitig als willkommener Weg dient, und dringen unter Beachtung aller nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen bis zu einer kleinen, mitten im Urwald gelegenen Lichtung vor und entschließen uns, dort anzusetzen und zu warten, bis die Dämmerung leise herniedersinken wird. Mit meinem guten Wang und einem ortskundigen Jäger habe ich vielleicht eine Stunde gewartet und gelauscht, bis Wang, dem die Zeit anscheinend zu lang wird, dem Tibeter aus Yang-ho-gou die Vorzüge einer modernen Hochgeschwindigkeitsbüchse praktisch zu demonstrieren beginnt und, wie es so seine Art bei fremden Jägern ist, von unseren gemeinsamen jagdlichen Erfolgen berichtend, darauf losprahlt. Der Klang seiner Stimme wird vom brausenden Gebirgsfluß unter uns völlig übertönt, so daß ich ihn ruhig gewähren lasse, bis — ich traue meinen Augen kaum — auf etwa 30 Meter Entfernung ein starker, uriger Cerau mit weißer, wallender Mähne wie ein leibhaftiges Waldgespenst vor mir steht. Da die mit sich und der schweren Büchse intensiv beschäftigten Jäger das seltene Wild nicht erkennen und auch keine Möglichkeit besteht, die Büchse so rasch zu bekommen; weil außerdem keine Zeit zu verlieren ist, denn der Cerau hat den Kopf schon tief gesenkt und sichert scharf zu uns herüber, so brenne ich (zur Handlung gezwungen), dem mächtigen Tiere einen groben Schrotchuß auf den Hals, und nun erwacht auch Wang aus seiner Prahlerei und stiert mich mit großen Augen an, denn die ganze Ironie des Jägerschicksals ist anscheinend spurlos an ihm vorübergegangen.

Wie vom Blitz erschlagen ist der Cerau zusammengebrochen und über eine etwa 10 Meter hohe Klippe in die Tiefe gestürzt. Mit ein paar wilden Sprüngen, die Büchse in der Hand, stehe ich nach wenigen Sekunden am Anschuß und höre das Wild schwer und wuchtig unter mir

## Die Geraujagd

davonflüchten. Nun verfolgen wir die Fährte durch die Dschungelwände steil hinab bis zum Wildfluß, wo der schwerkranke Gerau das Wasser anscheinend durchschwommen und die gegenüberliegende Hangseite angenommen hat. Da eine Überquerung des Flusses für uns ein an Selbstmord grenzender Wahnsinn gewesen wäre und auch weit und breit keine gefallenen Bäume zu sehen sind, die uns eventuell als Brücke dienen können, so sind wir mit unserem Latein restlos am Ende. Nach abermaliger Kraxelei wird der Anschuß noch einmal genauestens untersucht — aber es sind nur einige wenige weiße Haare aus der langen Mähne, die ich als Trophäe mitnehmen kann. Dann sitzen wir wieder, um die gegenüberliegende Talseite mit den Gläsern abzusuchen, und ich schäme mich — auf den urwüchsigen Gerau trotz der verhältnismäßig geringen Entfernung mit Schrot geschossen zu haben und schwöre mir aber, alles daranzusetzen, um das aller Wahrscheinlichkeit nach schwer getroffene Wild zu bekommen, weiß aber, daß es eine schwierige und lange Nachsuche geben wird. Urpötzlich werde ich aus meinen mißmutigen Gedanken aufgeschreckt, denn am jenseitigen Hang erkenne ich einen kleinen, schwarzen Punkt mit schneeweißem Absatz, der sich langsam und schleichend bewegt. Obgleich meine beiden Jäger nur ein mitleidvolles: „Das ist nichts“ übrig haben, so bin ich mir nach wenigen Sekunden doch im Klaren darüber, daß es sich um nichts anderes handeln kann, als um den verwundeten Gerau! Was tun? Einen Schuß wagen scheint etwas riskant auf die riesige Entfernung. Denn im Zielfernrohr erscheint das Tier noch kleiner und winziger als die Spitze des Zieltackels. Und doch bleibt mir keine andere Möglichkeit, denn in wenigen Sekunden kann der Gerau schon wieder für Nimmerwiedersehen im dichten, undurchsichtigen Gesträuch zwischen den Felsen weggetaucht sein. Rasch suche ich mir eine gute Auflage und jage schnell hintereinander drei Kugeln hinüber, dabei meterhoch über die Rückenlinie des Geraus haltend — mit dem Erfolg, daß der Gerau langsam in den hohen Stecheichengewächsen verschwindet.

Nun sende ich die Jäger, die einen langen Umweg machen müssen, um eine kleine Hängebrücke zu erreichen, über den Fluß hinweg zum Anschuß. Wie winzige Punkte nur sind die beiden Eingeborenen zu erkennen, und ich zweifle nun ernstlich daran, ob die rasch hinübergeschoßenen Kugeln auf die Entfernung etwas haben ausrichten können. Während die Jäger nun von oben her die gegenüberliegenden Klippen und Stecheichenschungel absuchen, sehe ich plötzlich, wie der kranke Gerau 50 Meter unter ihnen ganz langsam über eine Lücke zieht. Erfassen und handeln ist eins, raus haut meine Kugel. — Ich vermeine einen dumpfen Aufschlag zu

hören — oder sollte es nur eine Reaktion der aufgepeitschten Nerven gewesen sein? Jedenfalls ist der Spuk im Nu wieder verschwunden, und ich rase nun selbst zum Wildfluß hinab, um sofort festzustellen, ob ihn der Serau zum zweiten Male in rückwärtiger Richtung gekreuzt hat. Mein Suchen dort unten bleibt vergeblich, und daher liegt die Vermutung nahe, daß sich der Serau auf der anderen Seite, wo die Jäger nun auch wieder zu mir herunterstoßen, irgendwo eingeschoben hat. Da es schon verhältnismäßig dunkel geworden ist und ich das franke Wild nicht mehr aus dem Wundbett aufstören möchte, beschließen wir die Nachsuche für den kommenden Morgen bei Tagesgrauen aufzuschieben. Ich glaube, ich bin an diesem Abend recht kurz angebunden, da ich mein Mißgeschick mit dem seltenen Tiere im Lager berichte, aber meine Kameraden versprechen mir, auch ihre Jäger für die Seraunachsuche bereithalten zu wollen, so daß in mir wieder ein kleiner Schimmer von Hoffnung erwacht. Kurz nach Hellwerden, lange bevor die Jäger sich marschfertig gemacht haben, halte ich's im Lager vor brennender Ungeduld nicht mehr aus und pirsche zur Stätte meines Unglücks, zum Abschlußplatz zurück, um das Gelände noch einmal genauestens zu beobachten, bis die eingeborenen Kameraden, 5 Mann hoch, zu mir stoßen, um sich an der nun anschließenden recht interessanten Nachsuche zu beteiligen. Es handelt sich um folgende Leute: Mein Wang, Weigolds Jäger (genannt Wang II), der Tibetjäger von gestern und zwei kräftige Träger. Nach wohldurchdachtem Plan untersuchen die beiden Wangs den letzten Anschuß auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, während ich der Sicherheit halber mit den übrigen Leuten noch einmal die diesseitige Schluchtflanke in regelmäßigen Abständen durchsuche.

Nach einer knappen halben Stunde schon höre ich mitten durch das Brausen des Sturzbaches hindurch laute gellende Rufe von der Gegenseite und vermeine nun auch ganz deutlich, das chinesische Wort "Da-dala", „getroffen“, zu verstehen, und schon rase ich wie ein Irrer durch das Rankengewirr und über Stecheichenbüsche hinwegspringend talab. Dort erkenne ich von einer freien Stelle aus meinen Wang, der auf hoher Felsennase steht und mir gänzlich unmißverständlich herübersignalisiert und durch Handbewegungen kundtut, daß er die Büchse brauche.

Das trifft mich wie ein elektrischer Schlag, denn ich hatte schon vermutet, daß, wenn überhaupt, wir den Serau sicherlich verendet vorfinden würden und so sinkt das Hoffnungsbarometer wieder bis in die Nähe des Gefrierpunktes. Aber dann suche ich mir weit oberhalb des Anschusses eine über den Strom hinübergefallene Birke, turne durchs Geäst und



stürme drüben den Hang wieder hinauf. Das Vorgefallene läßt sich wie folgt beschreiben: Mein Wang war, der Fährte des Ceraus folgend, tatsächlich auf das kranke Wild gestoßen und hatte es unvorsichtigerweise im Wundbette hochgemacht. Wang II aber, der, wie ein Schweißhund auf der Wundfährte, nicht zu halten war, jagte nun wie ein Wahnsinniger hinter dem kranken, gefährlichen Wilde her, ohne etwas auszurichten. Natürlich der größte Irrsinn, der begangen werden konnte! Ein Mann ohne Gewehr, nur mit einem langen Haumesser bewaffnet hinter dem verwundeten, höchst angriffslustigen Wilde.

Na, nun müssen wir uns schnell entscheiden und finden im Wundbett ganz wider Erwarten eine Menge alten Schweißes, den der trockene Boden schon fast völlig aufgesogen hat. Aber die Fährte ist glücklicherweise gut zu halten, so daß wir nach einer kaum 10 Minuten langen wilden Jagd, Wang II und einen der zu ihm gestoßenen Träger wieder erreichen. Aufgeregt berichten beide, daß das Stück, es handle sich um einen außerordentlich starken Cerau, tatsächlich schwer verwundet sei und nur sehr langsam dahinziehen könne.

Von diesem Hoffnungsschimmer befeelt, geht die tolle Jagd nun los, und die schwierigste und abenteuerlichste Nachsuche meines Jägerlebens beginnt. Wang II, der Fährtensucher, im Gegensatz zu meinem guten, langen Wang ein kleiner, untersehter Kerl von affenartigem Außern, hätte bei dieser aufreibenden Arbeit im steilsten Felsengelände wohl kaum von einem Schweißhund übertroffen werden können. Bei jedem, auch dem kleinsten angetrockneten Blutstropfen, den er findet, schießt er wie ein Wiesel voraus, so daß wir ihm kaum zu folgen imstande sind. Die Büchse, das hinderlichste Instrument bei der rasenden Verfolgung, tragen wir meist abwechselnd. In den senkrecht abfallenden Klippen und an anderen gefährlichen Stellen klettert immer einer von uns voran, ihm wird die Waffe zugereicht, bis der nächste ihn überholt und das Gewehr ergreifen kann und in dieser Weise abwechselnd weiter. Dabei bleibt nur immer die eine große Sorge, Wang II, der wie ein Menschenaffe seine Hände mehr benutzend als die Beine über die Felsen jagt, auf der Spur zu bleiben! Herzlich froh sind wir jedesmal, wenn der Cerau einen Widergang gemacht hat und wir die Gelegenheit benutzen, um die schweißtriefenden Körper für kurze Augenblicke auszuruhen, während Wang in ganz wenigen Sekunden die für einen Durchschnittseuropäer so gut wie unsichtbare Fährte mit tödlicher Sicherheit wieder ausmacht und von neuem losprescht, genau wissend, daß hier nur größte Schnelligkeit die Entscheidung herbeiführen kann. Aber das Tier vor

uns muß unglaubliche Kräfte besitzen, denn Stunde um Stunde ver-  
rinnt. Immer noch finden wir Schweiß — der glücklicherweise  
sichtbar frischer wird. Das Lü (Serau) kann also nur noch wenige  
100 Meter, wenige Sekunden nur noch, vor uns sein. Wir reißen alle  
unsere Knochen zusammen und mit jedem überwundenen Felsgrat wächst  
die Spannung — die Hoffnung verdoppelt sich, zumal der frische Schweiß  
nun immer stärker in der kapitalen Fährte sichtbar wird.

Plötzlich fängt es im dichtesten Stechweidenbusch vor uns keine  
10 Meter zu brechen an — zu erkennen ist selbstverständlich gar nichts.  
— 50 Meter noch in wilden Sprüngen, und außer Atem erklimmen wir  
hoffend und bangend die scharfe Kante eines hoch über der Dichtung hinweg-  
ragenden Felsens.

Augenblicke der höchsten Spannung. Denn das kranke Wild  
muß uns unter allen Umständen auf der etwa 20 Meter breiten Steln-  
schlaghalde, die die Dichtung in zwei Hälften teilt, zu Gesicht kommen.  
Noch habe ich keine genügende Auflage gefunden, als sich die Büsche hin-  
und herbewegen und der schwerkranke Serau mit tiefem Kopf, immer  
noch schnell und sicher, auf rund 100 Meter Entfernung, über die steile  
Halde zieht.

So muß ich denn freihändig den Schuß anbringen, meine Lungen  
fliegen noch von der Heße, meine Schlagadern am Halse pochen und so  
haut wohl die erste Kugel vorbei, aber die zweite gleich darauf gefeuerte  
macht ganze Arbeit, wie es scheint. Der Serau schlägt aus, zeichnet gut  
Blattschuß. Eine hohe, gewaltige Flucht noch. Und dann rollt das  
starke Wild den Abhang hinunter und entschwindet, Steine mit sich  
reißend, unseren Blicken.

“Da-dala!” jauchzen wir alle, und eine freudige ungewollte Er-  
schöpfung überkommt uns. Jetzt erst kann ich erkennen, wie völlig fertig  
und total erledigt der kleine Wang II ist. Trotz aller Siegesfreude und  
der Hoffnung auf Erfolg sieht der Schweißgebadete, dem die Tropfen  
lange helle Rinnen durchs bestaubte Gesicht gezogen haben, selbst einem  
zurande geheßtem Wilde ähnlich. —

10 Minuten hält sie an, die ungeteilte Freude des hart verdienten  
Erfolges. Dann taucht plötzlich wohl 300 Meter unter uns der verendet  
geglaubte Serau wieder auf — und verschwindet im Urwald.

Herrgott, das trifft uns wie ein Blitzstrahl! Der kleine Wang  
wirft mir einen Blick der Verzweiflung zu.

Los! Und wieder nehmen wir mit allen Kräften die Wundfährte  
auf. Dieses Mal liegt es an mir, anzufeuern und zu führen. Heller,

blasenübersäter Lungenschweiß liegt in Mengen in und neben der Fährte, die die ersten 100 Meter gut zu halten ist. Alles scheint sich überhaupt günstig für uns auszuwirken, da die Fährte stetig bergab dem Flusse entgegensteht. Aber dann biegt sie wieder talwärts zum Hange ab. Aus 100 Metern werden 500 und aus dem lichterem Stecheichenurwald kommen wir wieder in hohe Felsen hinein, die 50 Meter tief senkrecht zum Wildbach hinabstürzen.

Hier ist der Gerau parallel zum Fluß entlang gezogen und immer talab, ohne zu halten. Meine Hoffnung sinkt, denn wenn der Gerau nicht so schwer krank wäre, dann müßte er hier einen ganz gewaltigen Vorsprung gewonnen haben, und jeder Fehltritt würde für uns Absturz bedeuten und Halali. So heißt es, vorsichtig von Felsennase zu Felsennase klettern und sich von Schweißspritzer zu Schweißspritzer voranarbeiten. An einer Stelle, wo das Lü mutmaßlich eine längere Zeit verhofft hat, finden wir den Schweiß wie hingegossen, und diese Tatsache feuert den braven Wang von neuem an, und er nimmt die Führung wieder auf.

Da — gerade schickt er sich an vor auszutasten, fängt es kurz vor uns an zu krachen, und steil hinunter setzt das Wild. Zwei, drei Sprünge kann ich wagen mit der Büchse in der Hand, dann aber stehe ich vor einem gähnenden Abgrund, und tief unten stürzt der wildschäumende Gießbach vorüber. Gerade kann ich noch sehen, wie etwas unterhalb die zischenden Wasser über dem Lü zusammenschlagen. Verloren! Die ungeheuren Wassermengen müssen den 300 Pfund schweren Gerau ja mitreißen, zuckt's mir durch den Kopf. — Aber zu meiner größten Überraschung erscheint drüben der Kopf mit dem Mordsgehörn, und langsam schiebt sich der mächtige Körper nach, der nur sehr langsam aus dem silberweißen Strudel hervorkommt.

40 Meter. Ein leichter Schuß, ich hebe die Büchse, meiner Sache ganz sicher. — Da gibt der Fels unter mir nach.

Gerau ist jetzt nichts mehr für mich. Polternd bricht die verwitterte Felsnase nach unten. Mich rettet ein Seitensprung auf den knorrigen Wurzelstock eines riesigen Rhododendrons.

Längst ist das Wild im Dschungel der Gegenseite verschwunden, da folgen wir in erbitterter Wut nach unten und finden kaum 20 Meter von der Stelle, wo das Lü das Wasser durchschwamm, eine quer übergefallene Birke, schon halb morsch und beäng'igend dünn, noch dazu mindestens 5 Meter über dem brausenden Naß.

Wohl keiner von uns hätte diesen Übergang bei einer anderen Gelegenheit gewagt. Jetzt nur ein kurzes Schwanken, ein sekundenlanges Zögern, und schon turnen wir hoch, keiner verliert die Balance, nur der alte, dünne Birkenstamm zittert gewaltig hin und her.

Drüben geht es am Ufer entlang. Der verwässerte Schweiß ist nicht leicht zu erkennen, dann aber engt eine steil aufragende Felswand den Fluß zu einer wahrhaftigen Klamm zusammen. — Die Fährte ist nicht mehr da!

Wo ist der Gerau geblieben? Die glatte Wand hinauf wäre selbst für einen gesunden zu viel geworden! Zurück? Ein Ding der Unmöglichkeit! Bleibt also nur eine Möglichkeit, daß er noch einmal die brausenden Wasser durchfurcht hat. Dieses Mal macht es uns ein frisch gefallener Urwaldriese leicht, den Fluß zu überqueren, und tatsächlich steht drüben wieder die nagelfrische Fährte im weichen, feuchten Moos.

Und wieder geht's mit letzter Muskelkraft voran! Es kommen glatte Felsen, in deren Spalten und Lücken nur Stecheichen und Rhododendren verankert sind. Fährte zu halten, ist hier ein Ding der Unmöglichkeit.

Aber weiter! Unter uns gischtet der Fluß, und über uns ragen die Klippen und Felsen. Also kann der Gerau nach allen menschlichen Erwägungen nur direkt vor uns sein. Da sinkt Wang auf einmal in sich zusammen, noch ein Sprung. — Und mit entscherteter Büchse stehe ich bei ihm. — Luge über die Felsnase hinweg. — Und da steht auf 10 Meter das Lü, das schwarze Haupt mit den gefürchteten Waffen gesenkt und gegen uns gerichtet. Jeden Augenblick kann der Angriff erfolgen.

Aber dazu kommt es nicht mehr. Im Knall stürzt das stolze Wild, rollend schlägt es durch die Dickung und plumpst wenige Meter tiefer verendet ins wilde Wasser, das uns die Beute zu entreißen sucht.

Raubtieren gleich setzen wir nach, und noch ehe die hinterhältige Strömung uns den Körper ganz entrissen hat, sichern wir uns das herrliche Felsentier.

Es ist nicht leicht, den Kolöß von mehreren Zentnern Gewicht auf die Ufersteine hinauf zu wuchten.

Eine köstliche Viertelstunde der höchsten Befriedigung und des Bewußtseins, eine der romantischsten Jagden erfolgreich beendet zu haben, vergeht in reinster Urjägerfreude.

Trotz alledem aber macht sich bei uns schon bald der knurrende Magen bemerkbar, und so lassen wir die Beute zurück, balancieren wieder



© Stråbetijde Dolomiten



© Ittibeterin

über den Fluß und sind zu unser aller Erstaunen in wenigen Minuten am Lager.

Wir rüsten zum Abmarsch, ziehen dann mit 6 Leuten wieder hinunter in die Steilschlucht, wo der Seran liegt und zerwirken die Beute an Ort und Stelle. Und dann turnen die Träger mit Decke, Trophäe und Wildpret schwer beladen über den dünnen Fichtenstamm wieder zurück, als ob sie eine feste Brücke unter sich hätten.

Bei Eintritt der Dunkelheit sind wir schon wieder in Yang-ho-gou, wo die letzten Dispositionen für den morgigen Abmarsch noch getroffen werden, denn wir wollen nun versuchen, Sching-kai-ce auf schnellstem Wege zu erreichen.

Wie jedesmal, wenn wir neue Karawanentiere angeheuert haben und abmarschieren wollen, geht auch diesmal der Start nicht glatt von statten. Einige der fetten Weidpferde toben wie närrisch über den Lagerplatz, bis sie sich der schweren Lasten entledigt haben, und so dauert es wieder stundenlang, bis die störrischsten Tiere durch ruhigere ersetzt sind, bis wir endlich in südlicher Richtung losziehen können. Der heutige Weg aber ist so fürchterlich, daß wir trotz der Zwischenfälle vor dem Abmarsch von wirklichem Glück sprechen können, in Yang-ho-gou Pferde und Maultiere ergattert zu haben, die in diesen Hochgebirgslagen groß geworden sind, und die völlig sicher und ohne zu straucheln auch über die schmalsten und gefährlichsten Brücken und an den steilsten Hängen ihre breiten Lasten dahin tragen. Immer wieder staune ich über den Fatalismus, über die völlige Unbekümmertheit, mit dem die kleinen, braven Tiere in die Gefahr hineingehen und die Ruhe — fast könnte man Überlegung und Geistesgegenwart sagen — mit der sie sich immer dann zu wappnen pflegen, wenn die Sache kritisch zu werden beginnt. An einer ganz besonders gefährlichen Stelle des Weges, der als eine Art Fußpfad die einzige gangbare Verkehrsstraße zwischen zwei wie Schwalbennester an die Hänge geklebten tibetischen Farmhäusern bildet, ziehen Pferde und Maultiere seelenruhig ihren Weg über die abschüssige Bahn, wo der Fluß 100 Meter tiefer in wirren Stromschnellen dahinbrodelt. Da stößt auf einmal die Last eines starken Pferdes an die wohl erst vor ganz kurzer Zeit niedergegangenen Felsblöcke an. Im Augenblick verliert das Tier das Gleichgewicht, stolpert, rutscht und fällt, die Last scheint es nach unten zu ziehen, und ich habe es schon beinahe aufgegeben, da aber wirft sich das kluge Pferd blitzschnell zur Seite, so daß die Vorderhand dem Berge zugewendet ist und haft sich, als

wenn es Klammzüge machen wolle, mit beiden Vorderhufen in die kaum fußbreite Rinne des Weges ein.

So hängt es nun und wartet, ohne sich im geringsten zu bewegen, bis menschliche Hilfe herbeieilt.

Während des ganzen Ereignisses aber sind die übrigen Tiere auf der Stelle stehen geblieben und äugen mit gespitzten Ohren und langen Hälsen, ohne auch nur die leiseste Bewegung zu machen, auf die verhängnisvolle Rutschbahn hinunter. Ganz behutsam, als ob sie die Gefahr ahnten, lassen sie sich nun an den Schwänzen zurückziehen, um der Rettungsmannschaft für ihren gefährdeten Kameraden Durchgang zu verschaffen.

Dieser Art gibt es eine ganze Reihe von Marschzwischenfällen unangenehmer und gefährlicher Begleitumstände, da wir wegen der Vernichtung des großen Karawanenweges, der mit einem Bergrutsch in die Tiefe gegangen ist, dazu gezwungen werden, meist zwischen Himmel und Erde, zwischen Bergwand und Steilsturz auf kleinen, sehr schmalen Nebenwegen über dem Flusse entlang zu marschieren. Fünf unserer Leute haben beinahe den ganzen Tag Pionierarbeiten zu verrichten und müssen mit Hacken und Schaufeln der Karawane weit vorausreiten, um die Spurpfade auszuhauen und den Weg leidlich gangbar zu machen. Ab und zu stürzen wieder einige Tiere ab, aber immer gelingt es uns, sowohl die Pferde wie auch die Lasten zu bergen. Nur ein einziges Mal finde ich, an letzter Stelle reitend, einen abgerollten Koffer, der liegen geblieben und in der Aufregung völlig übersehen worden war.

So geht es Tag für Tag, bis die meisten Pferde lahmen und wir nur von dem einen großen Wunsche beseelt sind, das fürchterlich steile Goldflußland sobald wie möglich wieder zu verlassen, um nicht noch Gefahr zu laufen, unsere ganze Karawane zu verlieren. Als es noch einmal eine 1000 Meter hohe Steilwand zu überwinden gilt und wir wiederum der Baumgrenze näher sind als dem strudelnden Fluß, nachdem wir wieder das herrliche Hochalpenpanorama der vom ewigen Schnee bedeckten Gebirgszüge genossen haben, liegt eines Tages Sching-kai-ce, unser nächstes Etappenziel mit seiner freundlichen, kleinen Missionskapelle fast 1000 Meter unter uns im Tale des großen Goldflusses. Ein fürchterlich steiler Abstieg beendet den wildesten Teil der gesamten Expedition und setzt der Zeitspanne, da uns, abgeschlossen von jeglicher Umwelt weder Post noch Nachrichten erreichen konnten, ein jähes, freudiges Ende.



Nach einem großen chinesischen Mittagessen, das wir nach den Strapazen der Reise im chinesischen Bazar von Sching-kai-ce mit wahrer Wollust in uns hineingeschlungen haben, machen wir dem einsam lebenden französischen Pater, einem langbärtigen Jesuitenmissionar, unsere Aufwartung und sind entzückt über den guten französischen Rotwein, den uns der Pater spendet und der uns zum Abschluß des fetten chinesischen Essens gerade noch gefehlt hatte. Ich brauche hier wohl kaum zu erwähnen, daß auch der einsame „Heilsverkünder“ seiner unverhohlenen Freude, seit vielen Jahren wieder einmal ein paar weiße Stammesgenossen zu sehen, Ausdruck verleiht, und die Folge davon ist, daß wir ihm im Laufe der nächsten Tage, die wir zur Rast und Auffrischung unserer Karawane dringend nötig haben, sein ganzes Fäßchen Rotwein, das er ansonsten für die Segnungen des Abendmahles vorgesehen hatte, bis auf das untere Spuntloch auspicheln. Dies ist notwendig, da eine geordnete und gediegene Unterhaltung bei unseren mangelnden Sprachkenntnissen sonst kaum zustande gekommen wäre. Nachdem der Pater, der einsah, daß wir weder ein gutes Französisch sprachen, noch auf lateinisch (wie er uns anbot) oder hochchinesisch mit ihm Schritt halten konnten, uns in so vorzüglicher Weise aufgenommen hatte, einigen wir uns zum Zwecke der Konversation auf ein fürchterliches Gemisch der drei genannten Sprachen. Aber wir erfahren doch, daß die Erfolge von Bowles und Grieser sehr zufriedenstellend seien (denn die Kunde von der Anwesenheit der beiden im Grenzerlande war selbstverständlich auch bis Sching-kai-ce gedrungen); und wir hören ferner, daß es in Ta-t sien-lu beinahe unmöglich sei, als Folge der kriegerischen Wirren, Geld in größeren Posten abzuheben.

Mit seinem langen Barte, seinem milden und doch energischen Gesichtsausdruck und seiner ganzen individuellen Persönlichkeit gibt der Pater das Bild eines würdigen, tatkräftigen Kulturträgers ab. Man mag über die Missionstätigkeit und über die „Glückseligmachung“ von Naturvölkern durch die Überbringung des Christentums denken wie man will, — aber die Missionare da draußen an der Grenze sind einer wie der andere ganze Kerle, Menschen, die sich aufopfern können, die helfen und unterstützen, wo immer sie nur in der Lage dazu sind, die für einen verlausten und verwilderten Forscher viel mehr bedeuten, als 1000 von indifferenten Gesellschaftsmenschen in unseren Kulturstaaten, auf die man sich in dubio doch nicht verlassen kann.

Er erzählt uns über das traurige Schicksal der vielen französischen Missionare, die hier nacheinander ermordet und geschändet wurden. In

der Tat muß man die Unerfrochtenheit und das Gottvertrauen dieser Missionare bewundern, die keine noch so grausige Tat von ihrem Werke abschrecken konnte.

Am Abend werden wir mit dem Missionar beim Stadtoberhaupt zu einem opulenten chinesischen Festessen eingeladen, das uns allein schon für die unfreiwillige Kastration in Sching-kai-ce vollauf entschädigt. Nachdem wir unsere schäbige Vagabundenklust gegen unsere „besten Stücke“ vertauscht haben, sogar aus den hintersten Ecken unserer Koffer ein paar Krawatten hervorkramten, melden wir uns höflichst und gesittet im Magistrategebäude und werden unter vielen Verbeugungen in ein Empfangszimmer geführt, wo die Honoratioren der Stadt schon zur Bewillkommung der fremden Gäste in langen Seidengewändern versammelt sind. Man tut sehr vornehm, bietet uns echte, englische Zigaretten an, und nach althergebrachter chinesischer Etikette kredenzt uns der Mandarin mit eigener Hand den Blumentee, der im Geschmack, wenigstens meiner Geruchsempfindung entsprechend, guter europäischer Toilettenseife sehr nahe kommt. Nun folgt die bei chinesischen Veranstaltungen traditionelle Wartezeit von etwa 1½—2 Stunden, die durch eine außerordentlich oberflächliche Unterhaltung über Nichts und Nichtiges ausgefüllt wird. In Europa finden diese Gesellschaftsunterhaltungen ja glücklicherweise nach dem Essen statt, wo sie bei vollem Magen für mich immer sehr viel leichter zu ertragen sind. Die hohen chinesischen Herren, soweit sie nicht den Mut oder die geistige Regsamkeit besitzen, sich an der Konversation huldvollst zu beteiligen, glosen uns in einemfort an und mustern mit Blicken ungeteilter Neugierde unsere zum „Expeditionsornat“ aufgefrischte Banditenkleidung. Der Herr Mandarin, seiner Würde als Gastgeber vollauf bewußt, gebärdet sich sehr aufgereggt und faust immerzu hinein und heraus. Wahrscheinlich schaut er draußen in der Küche nach dem Rechten, um uns, die wir schon wieder leere Mägen haben, vor allzu großen Enttäuschungen zu bewahren. Nach einiger Zeit stehen wir dann gerührt vor dem großen runden Tisch, auf dem in englischen Schriftzeichen fein säuberlich gemalte Tischkärtchen ausgelegt sind. Weihevoll verharret alles, bis der hohe Hausherr das Zeichen zum Niederlegen gibt, und wir fingern verlegen mit den langen elfenbeinernen Eßstäbchen herum, bis in kleinen Porzellanschälchen die ersten Speisen aufgetragen werden. Nun beginnt ein wahrer Wettkampf, denn ein jeder erhebt seine Stäbchen und wartet, gleichsam mit gezückter Waffe, bis diejenigen des Herrn Mandarin den ersten Bissen gefaßt haben, und nun erhebt sich, aus der Peripherie des runden Tisches hervorschießend, ein

## Ein Festschmaus

allgemeines Zugreifen, das von beträchtlichem Schmazen begleitet wird. So geht es fort und fort, bis wir uns über fünfzehn verschiedene Gänge hinweg geholt haben, zwischen den einzelnen Gerichten dem köstlichen, erwärmten Reisschnaps eifrig zusprechen und uns durch mehr oder weniger passende Komplimente bemerkbar zu machen versuchen. Ich gebe nun im folgenden eine kurze Übersicht der verschiedenartigsten Gerichte, die man uns vorsetzt.

### Vorgerichte:

1. „Faule“ Eier in vier verschiedenen Arten zubereitet.
2. Walnüsse gebraten mit Zucker.
3. Fetter Speck, kandiert in Zuckersoße.
4. Kaltes Huhn mit Essig und Ingwer bereitet.

### Hauptgerichte:

5. Geegurken à la Kalbskopf en tortue.
6. Huhn in würziger Soße.
7. Junge Erbsen mit Krabben.
8. Gebäckener, süßer Speck in Semmel.
9. Bohnenpüree mit Zucker bereitet.

### Nachspeisen.

10. Blumentee.
11. Kirschen mit Weintrauben zusammen gekocht.
12. Schweinefleisch.
13. Würzige Bouillon.
14. Zarte Kohlstrüncke mit grünem und rotem Pfeffer und Rüben als Salat.
15. Reis.

Nun wird man ermessen können, wie uns die Gaumen wäßrig wurden.

Nach Beendigung der Mahlzeit, die etwa 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunde in Anspruch nimmt, wird nicht etwa laut und schallend gerülpst (das scheint in dem vornehmen Sching-kai-ce nicht Sitte zu sein), sondern nur, um sich den Mund zu säubern, laut und vernehmlich auf den Fußboden gespuckt. Nach Beendigung dieses Zeremoniells ziehen wir uns alle wieder in den Empfangsraum zurück, rauchen noch eine Zigarette und nehmen unseren Abschied, so wie es die Sitte erheischt.

Nur zu schnell gehen die schönen, abwechslungsreichen Tage vorüber, bis die neue Karawane abmarschiert vor der Missionsstation steht, und

wir, dem härtigen Missionar ein letztes „Lebewohl“ zurufend, die große Wanderung wieder aufnehmen.

Das Schluchttal des kleinen Goldflusses von Sching-kai-ce bis Tche-dian ist, mit aller Wahrscheinlichkeit, das steilste, steinigste, zugleich aber auch ödeste und an manchen Stellen auch gefährlichste aller der vielen Täler, die wir im Hsifanlande der 18 Stämme bisher durchreist haben. In der prallen Mittagshize geritten, wird es zum wahren Greuel nicht nur für die armen, gemarterten Tiere, die allerorten in Absturzgefahr schweben, sondern auch für die Menschen. —

So wie die „Straßen“ und mächtig hohen Paßübergänge des tibetischen Steppenlandes im wahrsten Sinne gepflastert sind mit den bleichenden Gerippen der vor Erschöpfung umgekommenen Daks, so jagen hier im Hochgebirgsland die brausenden Fluten des kleinen Goldflusses über Tausende von Pferdegerippen, die zwischen den zerrissenen Felsen und Fugen seines Bettes ruhen, hinweg. Allein unseren tüchtigen tibetischen Karawanentreibern haben wir es zu verdanken, ohne nennenswerte Verluste vorwärtszukommen. Oft helfen die wagemutigen Kerle den schwerbeladenen Tieren über die felsigen Abstürze hinweg und sind sich ihrer hohen Verantwortung in jeder Weise bewußt. —

Die Trockenheit des tiefen Erosionstales hat in diesem Gebiete die Vegetationsbedingungen derart behindert und eingeschränkt, daß die beinahe nackten, grauen Felswände nur mit spärlicher, staubgrauer, xerophiler Buschdeckung an das öde Landschaftsbild des südosteuropäischen Karstes erinnern. —

Mit seinen gewaltigen Verwerfungen und tausendfachen Faltungen gibt das aride, vegetationsbare Erosionsgebiet ein großzügig deutliches Bild vom steten Werden und Wechsel in der Gestalt unserer vergänglichen Erdoberfläche. Ein deutliches, geradezu wundervolles Beispiel gibt uns dieses Tal auch dafür, wie in diesen äußerst zerschnittenen Gebieten die chemische Verwitterung (wie wir sie im denudierten Tibet kennen lernten) hinter der physikalischen Abtragung der Gebirgswälle weit zurücksteht. An vielen Plätzen, wo durch plözlich und mit katastrophaler Gewalt hereingebrochene Wolkenbrüche gewaltige Schuttmassen angeschwemmt wurden, hat sich der in wildem Ungetüm dahinbrausende Fluß ein neues Bett suchen müssen. Die von dem Wasser abgeschliffenen Geröllterrassen legen Zeugnis davon ab, daß der wilde Fluß noch vor gar nicht allzu langer geologischer Zeit über sie hinweg geflossen ist.

Wir erreichen kurz vor Einbruch der Dunkelheit den typisch chinesischen Kolonistenort Tche-dian, einen nur verhältnismäßig kleinen Weiler,

## Gewaltige Schluchten

der tief eingebettet im Talbett dahindämmert. Beiderseits erheben sich dräuend die himmelansteigenden Felswände, so daß die kleine Siedlung, die der Mensch hier errichtete, ein Stäubchen nur bedeutet, wenn man zu den gigantischen Felsenballustraden emporschaut, deren höchste Gipfel noch zu später Abendstunde im goldenen Licht der untergehenden Sonne schimmern und leuchten. — Der heiße Tag ist wieder einmal so be- rauschend und erlebnisreich gewesen, daß ich nach dem eintönigen „Reis mit Felsentaube“, den der Koch als Abendmahl servierte, hundemüde und ohne langes „Ableuchten“ in meinen Schlaffack hineinkrieche. Aber diese Unterlassungssünde habe ich die ganze Nacht über zu bereuen, denn obwohl das „Fremdenzimmer“, das uns der freundliche, chinesische Besitzer zur Verfügung gestellt hatte, soweit einen ganz saubern und ordentlichen Eindruck machte, kann ich kaum ein Auge schließen, weil mich einige 100 Wanzen die ganze Nacht hindurch in der hinterlistigsten und gemeinsten Art und Weise belästigen. So bin ich herzlich froh, daß wir T-che-dian im Morgengrauen wieder verlassen und dem Flußlauf, der in rasenden Katarakten nach unten schießt, folgend, schon nach wenigen Stunden in einem völlig veränderten Landschaftscharakter eintreten. — Dort säumt riesenhafter, oft bis 3 Meter hoher, blaugrüner Mais beide Seiten des Weges ein, Hirse, Hanf und Kürbisse werden im breiten Talbett angebaut, und um freundliche Siedlungen gruppieren sich kleine, grüne Haine von Birnbäumen, Walnüssen und Pfirsichbüschen — hin und wieder prahlt sogar ein kraftstrotzendes Granatapfelbäumchen mit seinen prallen Früchten, und die üppiger werdende Vegetation spiegelt sich auch in den zufriedenen Gesichtern der neugierig auf die Fremden blickenden Eingeborenen rundum. — Ehe wir Komi-tschang-gou am großen Goldfluß, unser heutiges Stappenziel erreichen, heißt es noch eine hin- und herschwingende, äußerst gefährliche Hängebrücke zu überqueren. Unsere Eingeborenen gehen mit größtem Bedacht an die Überprüfung des schon morsch gewordenen Brückenbaues heran, und wir erfahren, daß erst vor wenigen Tagen ein Pferd abgestürzt und von den wilden Wassern verschluckt worden ist. — Wir sollen hier auch ein kleines Abenteuer zu bestehen haben, als Dolan den ersten Versuch unternimmt, die Brücke zusammen mit seinem Jäger und einem Pferde probeweise zu überschreiten. Das waghalsige Unterfangen scheint auch zu gelingen, bis die Mitte der völlig schräg hängenden Bambusseilbrücke hinter ihm liegt, dann aber wird der Gaul unsicher, schwankt, bläht die Nüstern und bricht zugleich mit allen vier Beinen durch den morschen Unterbau der Brücke hindurch, — bleibt aber glücklicherweise in äußerst prekärer Lage in der Ver-

strebung der Spannseile hängen, so daß es über der Rettungsaktion zu dunkeln beginnt. — Während ich Dolan, der im ersten Augenblick völlig perplex ist, zu Hilfe eile und sich die Seile unter dem wild hin- und herschlagenden Pferd schauerlich auf und nieder bewegen, setze ich mich, um nicht Gefahr zu laufen, abgeschüttelt zu werden, mitten über dem rasenden Fluß auf den Boden der Brücke und halte mich an den morschen Bambusseilen fest. — Dies sehen — brechen unsere auf gesichertem Boden stehenden Diener bei der für Dolan und mich immerhin sehr heiklen Situation in ein lautes, schallendes Hohngelächter aus. Es ist dies wieder einmal eine so typisch asiatische Reaktionsweise, die wir als Europäer einfach nicht verstehen können, und die nur bei einem Volke möglich ist, das keine Nerven besitzt und sich weder durch Furcht noch durch Mitleid bewegen läßt.

Nachdem wir die Hufe des verunglückten Tieres paarweise zusammengebunden haben, gelingt es, trotz der gefährlichen Lage, das Pferd mit vereinten Kräften auf die Seite zu legen, doch werden wir bei den verzweifeltsten Befreiungsversuchen des um sein Leben kämpfenden Gauls durch das Rütteln und Anschlagen des zu Tode geängstigten Tieres mehrere Male beinahe selbst von der Brücke in das gurgelnde Raß, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt, hinuntergeschleudert. — Obwohl unsere Etappenstation am jenseitigen Ufer des großen Goldflusses greifbar nahe vor uns liegt, sehen wir uns gezwungen, den Befehl zu erteilen, daß alle Lasten und Tiere während der Nacht jenseits der Brücke zu bleiben haben. —

Anderntags geht es in den frühen Morgenstunden daran, die Gepäckstücke einzeln von menschlichen Trägern hinüberbalancieren zu lassen, während die Tiere, unter größten Schwierigkeiten, gegen Mittag auch alle glücklich über den Fluß gebracht werden. —

Komi-tschang-gou ist die tiefste Stelle chinesischer intensiver Anbaukultur, die wir im Goldflußland erreicht haben, und nun ziehen wir wieder in ein schroffes Felsental in Richtung auf die gewaltigen Schneeketten des 5600 Meter hohen Ta-pa-schan hinein, nach dessen Überschreitung wir in das große, nordsüdlich verlaufende Talsystem zu gelangen hoffen, in dem Ta-t sien-lu, unser großes Ziel, liegen muß. —

Noch lange finden wir im Talgrund vor den einzelstehenden Häusern und Weilern jene eigenartigen Düngerstätten, die ein sicheres, untrügliches Zeichen intensiver chinesischer Ackerkultur darstellten. — Da befinden sich in der Mitte des großen Karawanenweges tiefe Gruben, die mit Maisstroh ausgelegt und mit den flüssigen Exkrementen von Maultieren und

Pferden angefüllt sind. Es ist dies eine sinnige Art und Weise, die vorbeiziehenden Tiere gütigst dazu aufzufordern, ihren Urin nicht zu vergeuden, — eine Bitte übrigens, der, spaßig anzusehen, die meisten Tiere, durch den „lieblichen Duft“ angelockt, mit erhobenen Schwänzen gerne nachkommen.

Über bald schon gewinnen wir wieder an Höhe, und der Weg wird abermals so fürchterlich, daß sich die Karawane kilometerweit verzettelt und wir am Abend, da wir uns bei Regen und Dämmerung zum Lager schlagen entschließen müssen, vor der deprimierenden Tatsache stehen, daß 7 Tragtiere mit wertvollen Lasten das Endziel nicht erreichen konnten. Obwohl wir nicht an einen Totalverlust der Lasten zu denken wagen, ist die Situation doch unangenehm genug, da nicht nur die „Fresskisten“, sondern auch Dolans Schlafzeug vermißt werden. — Frische, im Wasser gekochte Maiskolben liefern uns einen leidlichen Ersatz für die mangelnde Küchenorganisation. Dolan können wir mit Decken aushelfen. Es liegt also kein Grund zu besonderer Aufregung vor, und am anderen Tag kommen die Lasten tatsächlich an.

Während des Weitermarsches stoßen die ersten Karawanentibeter auf eine größere Bande von Makaken, die gerade dabei sind, ein Maisfeld zu plündern, und nach rasch hintereinander abgegebenen Fehlschüssen, die auch noch von einigen Salben aus Dolans und Weigolds Büchse verstärkt werden, verschwinden die großen, geschickten Affen in den Felswänden, ohne daß sich die Schützen im Klaren darüber sind, ob eine der Kugeln nicht doch am rechten Fleck gefessen hat. — Auf Grund eines krassen Aberglaubens jedoch weigern sich unsere Jäger in energischer Weise, zur Nachsuche in die Felswand einzusteigen, da sie zitternde Angst haben, daß die Affen sie von hoher Felsbrüstung aus mit Steinen bewerfen und zum Absturz bringen könnten, und erzählen, daß schon viele Kinder, die die Felder beschützen wollten, auf solche Weise von den rachsüchtigen Felsenaffen erschlagen wurden. —

Jetzt, zur Zeit der Maisreife, richten nicht nur die Makaken großen Schaden in die auf engsten Raum zusammengedrängten Feldern an, sondern auch die schwarzen Bären. Gegen Abend brennen überall die Bärenwachtfeuer über den Maisfeldern und an den Steilhängen. Da, wo die reisenden Felder zu weit von den Weilern entfernt liegen, wohnen die Wachmannschaften sogar ständig draußen in kleinen Maisstrohhütten. Weil sich der weite tägliche Weg zu ihren Dörfern nicht mehr lohnt, fristen diese anspruchlosen Bergbauern während der Reisezeit ihr Leben in diesen nicht einmal regendichten Hütten, und ihre ganze aufopfernde

Arbeit besteht darin, nächtliche Feuer zu unterhalten und die frechen Bären zu verscheuchen. In einem großen, auf einer Flußterrasse angelegten Maisfeld finden wir sogar einen Mann, der auf die schlaue Idee gekommen ist, eine richtige Jagdkanzel, ein wonniges, kleines Häuschen über dem von ihm zu beschützenden Mais zu errichten, und wir bedauern es nur, keine Zeit absparen zu können, um uns den Bären, die sich hier zu einer wahren Landplage entwickelt haben, einige Tage zu widmen. —

Im langen Talboden geht es weiter, bergwärts — die Hütten der Chinesen bleiben zurück, und schon lugen truzige, aus Steinen erbaute Tibeterrhäuser oder auch ganze Ortschaften, die wie Schwalbennestkolonien an die hohen Felsenwände geklebt sind, auf uns herab. — In ihrer wuchtigen, massiven Bauart und dem leuchtend weißen Anstrich der lamaisischen Klöster stechen diese Bauten im höchsten Grade vorteilhaft von den schmierigen, kleinen Wanzenhütten der tiefer liegenden Talgebiete ab, und am Abend lagern wir nach langen, heißen Tagen, die wir in den Trockentälern verbringen mußten, mitten im paläarktischen Urwaldbereich auf einer kleinen idyllisch gelegenen Lichtung, wo ein wild schäumender, dschungelüberdachter Wildfluß vorbeirauscht und sich beiderseits jähe Gerauklippen himmelhoch erheben. — Hochgradig unangenehm ist es nur, daß es wieder einmal die ganze Nacht wie Bindfäden regnet und der Wettergott noch immer kein Einsehen zu haben scheint, als uns die Diener am kommenden Morgen zum Frühstück rufen. — Zum Weitermarsch scheint keine rechte Lust zu bestehen. — Unsere lieben Tibeter sitzen dicht gedrängt unter ihrer Zeltplan, lassen den Regen um sich her prasseln, starren in qualmende Feuer, wo der Buttertee dampft und treffen gar keine Anstalten, sich zu rühren. Unser alter Lama macht betend seine Kunden und erscheint bei uns im Zelt, um seine schon oft gehörten Geschichten von neuem aufzutischen. — Jetzt nämlich, wo sich die große Fahrt ihrem Ende nähert und der klingende Lohn schon zu winken beginnt, hält es das alte Original für seine Hauptaufgabe, uns immer wieder mit gewichtiger Stimme darauf aufmerksam zu machen, daß wir es ihm allein zu verdanken hätten, das gefährliche Land der Räuber und die abschüssigen Täler ohne Schaden hinter uns gebracht zu haben. Wir klopfen dem Alten auf die Schulter und bestätigen alles unter dröhnenden Lachsalven, daß das Zeltdach erzittert. Und dann packen wir doch auf und reiten weiter durch den feuchten Urwald auf einem Weg, der sich aus unbehauenen Felsen und kopfgroßen Gerölltrümmern zusammensetzt, bis dann am Abend in der Nähe der Baumgrenze kurz vor dem großen, letzten Paß Lager geschlagen wird. Beim Anblick des ersten tiefen



Schnees, der die hohen Regionen rundum bedeckt, fällt unseren Chinesen wieder einmal das Herz in die Hosen. Wir aber beschließen, den morgigen Tag der Rekognoszierung zu widmen, um festzustellen, ob es keine Blauschafe gäbe, die in der Sammlung noch immer nicht in vollzähligen Serien vorhanden sind. —

Aufwachen und Hinauspringen am nächsten Morgen sind eins! Kein Wölkchen trübt den azurblauen, weit sich dehrenden Himmel, unter dessen Gewölbe die höchsten Schneezinnen schon im goldenen Licht des neuen Tages erglühen, während nur in den tiefen Tälern unter uns ganz leichte Nebelschwaden dahinziehen. — In Begleitung meines guten Wang und eines ortskundigen Tibeters steige ich los, um die Hochregionen in kürzester Zeit zu erreichen. —

Weigolds und Dolans Plan ist es, die Schneefämme, die sich direkt hinter dem Lager aufstürmen, zu untersuchen, während mir die Aufgabe zufällt, recht tief ins Tal hineinzusteigen, um dann ebenfalls die Hochketten in Angriff zu nehmen.

Die Lichtintensität auf den tief verschneiten Bergfämmen ist so gewaltig, daß wir trotz der Schne Brillen augenblicklich Gefahr laufen, schneblind zu werden.

Im Sturmschritt geht's, der brennenden Augenschmerzen ungeachtet, bis auf 4600 Meter hinauf, wo uns dann die unendlichen Schneefelder aufnehmen und die Augen, vom intensiven Licht geblendet, von neuem zu tränen beginnen.

Stundenlang pirschen wir ergebnislos über die steilen Grate und verschneiten Almenhänge, daß uns die Füße, nur durch chinesische Stroh-sandalen geschützt, zu schmerzen beginnen — das Wasser vom Körper herunterläuft und die Kleider kleben. —

Es ist eine entmutigende Pirsch, die uns mit keinem einzigen lebenden Wesen zusammenführt und uns nicht eine Fährte kreuzen läßt. Nicht einmal einen schwarzen Punkt können wir im ewigen Weiß erkennen! Dazu brennt die Sonne immer unbarmherziger, die Schne Brillle preßt mir die Schläfen zusammen, während Wang und der Tibeter mit geschlossenen, zusammengekniffenen Augen, halb geblendet, hinter mir her kriechen. —

An einem kleinen, noch offenen Glacialsee streichen laut pfeifend 2 Waldwasserläufer ab. Wir freuen uns über diese Zeichen des Lebens in der gewaltigen Einöde wie kleine Kinder.

Vom Seeufer aus erblicke ich ein paar frische Trittsiegel im Schnee! So rasch es unsere müden Beine erlauben, steigen wir hoff-

nungsbelebt an, müssen aber zu unserer großen Enttäuschung feststellen, daß die Fährte nicht vom Blauschaf stammt, sondern nur von einem einzelnen Murmeltier, das sich noch einmal hinausgewagt hatte. Also geht es weiter, bis mir mein guter Wang unter den Anstrengungen des Tages völlig zusammenklappt, sich im Schnee zu wälzen und wie ein kleines Kind zu heulen beginnt. Nach einigem guten Zureden und ermunternden Rütteln kann ich ihn zum Weitermarsch bewegen, bis der hohe Paß endlich erreicht ist. —

Aber auch hier nur bedrückende Einsamkeit — nichts als Weiß, — nichts als Schnee. —

Wang und der Tibeter, inzwischen völlig widerstandslos und apathisch geworden, rollen sich zusammen und schlafen in wenigen Sekunden fest ein. Ich dagegen versuche die Beobachtungstätigkeit fortzusetzen, aber auch meine Augen beginnen trotz der blauen Gläser von neuem zu schmerzen, eine ungewollte Müdigkeit überfällt meine Glieder, und mit dem festen Willen, ja bald wieder aufzuwachen, lege ich mich lang in den Schnee und schlafe ebenfalls ein. —

Eisig ist der Wind, der mich weckt, — Schneestaub weht mir ins schmerzende Gesicht und hämmert mir in den Schläfen. Wolken und dichtes Schneetreiben, eine höllische Kälte umgibt uns. — Es kostet Mühe, die beiden halberstarrten Leute wach zu bekommen und noch schwieriger ist es, sie schließlich mitzureißen; denn wen die Höhenkrankheit einmal angepackt hat, den läßt sie sobald nicht wieder los. Unter Zusammenraffung aller Kräfte bahne ich den Weg, aber unsere Spuren vom Vormittage sind längst verweht und schließlich, da eine Orientierung nicht mehr möglich erscheint, packt mich das Gefühl akuter Gefahr und unendlicher Hilflosigkeit. Wang muß ich führen, er stolpert oft und fällt mehr als einmal in völliger Ermattung vornüber in den hohen Schnee. Ich glaube, es waren etwa drei oder vier Stunden, die wir so im dichten Schneetreiben, völlig hilflos und uns selbst überlassen, dahin stapfen; — aber dann lichtet sich der Nebel und wir erblicken tief unter uns im gähnenden Talschlund das Lager mit den beiden anheimelnden Rauchsäulen. —

Auf Grund der allgemeinen Mißerfolge und geradezu erschreckenden Wildarmut dieser Gegend entschließen wir uns am nächsten Tage, den hohen Paß mit dem gesamten Troß in Angriff zu nehmen, um nun alle Kräfte aufzubieten und Sa-tſien-lu möglichst bald zu erreichen. —

In langer Reihe stapfen unsere keuchenden Tiere mit tiefen Köpfen und bebenden Flanken durch den hohen Schnee bergauf. Eine Polarfahrt

könnte nicht einsamer sein, denn der Weg, den ich gestern gespurt hatte, ist zum allergrößten Teil wieder völlig verweht, so daß die weit ausgreifenden Führentiere öfters absacken, gleiten und fallen. Nur zwanzig oder dreißig Steigegänge ziehen sie jeweils voraus, dann stehen sie wieder, die gemarterten, vom langen Marsch schon völlig abgemagerten Tiere, eines hinter dem andern, mit schnaubenden Nüstern und vorgestellten Ohren, um nach Atem zu ringen. — Bald können sie eines wie das andere nur mit Hilfe roher Gewalt und durch grausame Stockhiebe angetrieben werden, den Spuren ihrer Vorgänger zu folgen, aber auch diese Folterqualen gehen zu Ende, und wir erreichen mittags den gewaltigen Paß-einschnitt des Sa-pa-schan-Massives. Während ein graufiger Wind uns entgegenpfeift und wie mit Nadelstichen durch die sturmzerzausten Kleider dringt, werden unter lauten Huldigungsrufen den besiegten Ortsgöttern unter lautem Lha-sa-lo-Rufen oben auf dem Obo noch einige Gaben dargebracht, und dann folgt der Abstieg auf der Südseite im glatten Schlacksschnee, ein Weg, der sich für unsere Tiere und Lasten im höchsten Grade gefahrdoll gestaltet. Unsere Diener sind so ermattet, daß sie immer und immer wieder versuchen, den steilen, kaum sichtbaren Weg auf ihren schwer gepeinigten Tieren hinabzureiten. Es hilft kein Drohen und Schelten, bis die erste Lehre erteilt ist und einer von ihnen mitsamt seinem Pferde kopfüber den Hang hinuntersaust, sich Gott sei Dank aber wieder fängt. Da endlich lassen die Diener, die die lebende Kreatur nur als Mittel zum Zweck ansehen, endlich von der grausamen Quälerei ab. — Einige unserer Tibeter, die den Tragtieren etwas Erleichterung schaffen wollen, hängen sich ihnen bei Überwindung der steilsten Stellen an die langen Schwänze, um zu bremsen und sie vor dem Absturz zu bewahren; denn so viel ist sicher: kommt hier erst einmal ein Tier ins Rutschen, dann ist es rettungslos verloren, und wir können damit rechnen, es erst 600 Meter tiefer wiederzusehen. —

So steigen wir den ganzen Rest des Tages steil ins Sa-tsien-lu-Tal hinab, erreichen die Baumgrenze und kommen gegen Abend wieder einmal in strömendem Regen in einem kleinen Weiler an. Nach einem weiteren steinigen Tagesmarsch wird am nächsten Tage in Sao-po das letzte Lager des großen Marsches aufgeschlagen. — Da befinden wir uns alle in einer merkwürdig zwiespältigen Gemütsverfassung, die uns einmal an den Vorabend eines großen Festes erinnert, und die uns andererseits traurig und wehmütig stimmt.

Morgen also werden wir wieder in der Kultur des alten Chinas angelangt sein, und die Romantik des Unbekannten wird weit zurückliegen

in den hohen Bergen, die noch kein Weißer vor uns betrat. In dieser Stimmung haben wir uns in einem ärmlichen Tibeterrhause zusammgefunden, und der letzte Kerzenstummel wird feierlich niedergebrannt, der letzte Reis gegessen, der letzte Proviant verteilt und die letzte Pfeife geraucht. —

Beim Ausbruch am Morgen des historischen 19. September 1931 herrscht im ganzen Lager eine aufgeregte Spannung. Nichts wird uns heute aufhalten können, das große Ziel zu erreichen, und nichts kann schnell genug gehen. —

Alle Schwermut des gestrigen Abends ist im frischen Morgenwind verfliegen, und nur noch eins bleibt zurück: Der Wunsch, so schnell uns unsere Tiere tragen können, in der großen Grenzstadt einzureiten. —

Tausend andere Wünsche, Bitten und Sorgen, die wir während der Zeit, die wir in der Wildnis forschten, in den entferntesten Kammern unserer Herzen vergraben hatten, wallen auf und gewinnen die Oberhand. Post aus der Heimat wird uns in Ta-tſien-lu erwarten! Dort werden wir endlich wieder Kunde davon erhalten, wie sich die politischen Verhältnisse im Vaterlande gestaltet haben — und dann wallen wieder leise Zweifel auf — denn Westchina befindet sich im Kriegszustand — haben die vielen Briefe, die uns Freunde und Verwandte schickten, die kämpfenden Linien überhaupt durchbrechen können? Das alles schwirrt uns im Kopfe herum, und mir selbst kommt es vor, als ob ich durch diese Sorgen und Hoffnungen auf einmal wieder aus dem Stadium des Urmenschen hinweg ein richtiger Mensch geworden wäre, denn mit Macht konzentrieren sich alle Wünsche und Gedanken plötzlich auf jenes ferne Land, das „Deutschland“ heißt! — Ich fühle den heißen Körper meines Pferdes unter mir, — Galopp, Galopp, Galopp, — das abgemagerte Tier gibt sein Letztes her, — dieser Endspurt muß sein, und weiter reiten wir das steinige Tal hinab, fegen durch die Eingeborensiedlungen hindurch, haben unsern Blick nur nach vorn gerichtet, — bis endlich, wie eine Erlösung, die massiven Torbogen Ta-tſien-lus im Blickfelde auftauchen. Dann reiten wir durch die Straßen der alten Grenzfestung, dem Missionshaus entgegen, wo uns alles, was wir erwarteten, im reichlichen Maße empfängt.

In der nach europäischem Muster erbauten und prächtig eingerichteten Missionsstation, wo uns die Missionare der China-Inland-Mission willkommen heißen, finden wir ganze Stapel von Briefen, und überdies erfahren wir, daß Bowles und Gnieser beide noch am Leben sind, und daß sie gerade zu einer achttägigen Fahrt zum Minja-Gongkar aus-

gerückt seien, um diesen gigantischen Schneeriesen auf dem Filmstreifen festzuhalten.

Zu unserer großen Enttäuschung aber finden wir die Geldkalamität, von der uns der Missionar in Sching-kai-ce schon berichtet hatte, im vollsten Umfange bestätigt. Es stellt sich heraus, daß der chinesische Postmeister die Auszahlungsbelege aus Tschöngtu wohl erhalten hat, daß er aber, durch die kriegerischen Verhältnisse gezwungen, nicht genügend Silber in der Stadt flüssig machen kann, um uns das Geld zu liefern. So sehen wir uns veranlaßt, ein SOS-Telegramm nach Tschöngtu zu senden, und setzen uns außerdem direkt mit einigen der reichsten chinesischen Kaufleute in Verbindung, die uns nach einigem guten Zureden auch versprechen, ihr Möglichstes zu tun, um einige Tausende chinesischer Silberdollars und tibetischer Rupies für uns freizumachen. Auf diese Weise hoffen wir, daß sich noch einmal alles zum besten wende und verbringen einen recht gemüthlichen Abend als Gäste der Missionarsfamilie. —

## Achtes Kapitel

### In und um Sa-t sien-lu

Blauschaffjagden — Der stärkste Widder — Jagdfahrten auf Gerau — Eingeschneit — Lagerleben

Da ich auf dieser Forschungsreise glücklicherweise mit der eigentlichen Führung der Expedition und mit den unerfreulichen Auseinandersetzungen und diplomatischen Verhandlungen, die für Weigold und Dolan nun folgen, und die doch das eigentliche Rückgrat jeder Forschungsreise darstellen, noch nicht allzuviel zu tun habe, so komme ich mir am nächsten Tage in der Missionsstation schon wieder durchaus überflüssig vor und rüste deshalb sofort aus freien Stücken — Rasttage waren mir immer ein Greuel — zu einer Forscherfahrt in die hohen Schneeberge, die Sa-t sien-lu mit ihren gewaltigen Gletscherkronen fast kreisförmig umgeben. Als geographisches Ziel stecke ich mir einen einsam emporragenden Gebirgskamm von annähernd 5000 Meter Höhe, den ich mit dem guten Wang und einer Reihe von Trägern schon bei Tagesanbruch des 21. Septembers in Angriff nehme. Den ganzen Tag steigen wir schwer bepackt in steilen Serpentinien hinan und erreichen gegen Abend die Baumgrenze, wo sich die drohenden Felsmassive steil über uns erheben. Ein reißender Sturzbach rauscht längs des kleinen Spurpfades in die Tiefe, und schon bald finden wir die erste, alte Blauschaflosung, aber noch eine volle Stunde geht es himmelwärts in die zerrissenen Felsen. hinein, bis wir plötzlich eine kleine Rauchfahne vor uns aufwallen sehen und vor einer winzigen, von Menschen bewohnten Gebirgshütte stehen. Verwundert trete ich in die vor Dreck starrende, erbärmliche Höhle ein und stelle fest, daß vier Männer die armselige Stätte (die nur mit zwei schwelenden Feuerstätten, einer einzigen langen Pritsche zum Schlafen und — für das schlechte Wetter mit einer Opiumröhre ausgestattet ist) bewohnen. Es sind Goldwäscher, die tiefe Gänge in die Gesteinsmassive gegraben haben, um an die goldstaubführenden Schichten zu gelangen. Eine mühselige Arbeit ist es, die hier verrichtet wird, um Spuren des





Räuberhauptmann



Der Sambaesser



kostbaren Metalles zu gewinnen. Da knien die vertierten Kerle tagen, tagaus vor einem immerfort zu- und ablaufenden Wasserbecken und schütteln die hölzernen Kellen, in denen sich der Goldsand befindet, rhythmisch hin und her. Sie waschen zuerst den Schmutz und die großen Kiesel aus, bis ein Rest von feinem Sande übrig bleibt, der schließlich mit Quecksilber vermischt wird und sich zu einer runden Kugel ballt. Mit geschicktem Schwung werfen die Goldwäscher den Klumpen flüssigen Metalles, der den Goldstaub schon aufgenommen hat, in ihre Hand, schütteln ihn, daß das Quecksilber in kleinen Klümpchen zu Boden springt und behalten schließlich winzige Spuren amalgamierten, glitzernden Goldes in ihren Handflächen zurück. — Das ist eine unendlich mühselige Ver- richtung, denn in jeder Schippe Goldsandes von etwa 15 Pfund befindet sich nur ein winziges Klümpchen von Goldamalgam, kaum größer als ein Stecknadelkopf.

Da uns keine andere Möglichkeit bleibt, richten wir uns bei den goldwaschenden Uraunenmännchen notdürftig ein, und als ich in der späten Dämmerung noch einmal zur Türe hinauschaue, ist alles ringsum in dichte Nebelbänke gehüllt, und es beginnt obendrein, wieder zu regnen. In der Hoffnung, morgen auf Blauschafe zu stoßen, schlummere ich ein und träume von den prächtigen, halb schaf-, halb ziegenähnlichen Tieren, die die höchsten Regionen des Grenzlandes uneingeschränkt beherrschen.

In lückenloser Verbreitung kommt das Blauschaf vom Himalaja im Süden über Tibet, die chinesischen Provinzen Yünnan, Szetschuan und Kansu bis nach Chenfi vor. Das Tier vereint in sich die Merkmale sowohl der Schaf- als auch der Ziegengattung, doch steht es auf Grund seiner äußeren Erscheinung und seiner Gewohnheiten den Wildschafen näher als den Wildziegen und Steinbockverwandten. — Wie auch schon der Name andeutet, sind die Decken der bis zu 140 Pfund schwer werdenden Blauschafe zuweilen mit einem blaugrauen Hauch übergossen. Ich habe diesen bläulichen Farbton nur bei Jungtieren deutlich wahrnehmen können, während die Hauptfärbung der erwachsenen Stücke am besten mit einem bräunlichen Grau angegeben werden kann. Markante weiße und schwarze Zeichnungsmuster, die sich an den Läufen, Kopf, Hals und Brust sowie an den Flanken befinden, tragen sehr zur idealen Schutzfärbung dieses Hochgebirgswildes bei. Das Haarleid des Bockes ist im allgemeinen beträchtlich dunkler als dasjenige der viel kleineren Geiß. Die Dunkelfärbung kann so weit gehen, daß bei starken männlichen Tieren die Brust, die Innenseite der Vorderläufe und der gesamte Hals tiefschwarz getönt sind.

Allein schon der völlig offene, hochgebirgige Charakter der Landschaft, in der die Blauschafe leben, und die die Tiere ihren Feinden beinahe schutzlos gegenüberstellt, gebietet dem scheuen Bergwild eine gesellige Lebensweise. Die hochalpinen Mattenhänge, mit ihrer kurzen würzigen, von wunderhübschen Alpenblumen untermischten Grasnarbe, bilden die Ausrufplätze; zerrissenes Gelände mit wilden Felsgraten, steilen Halden und labyrinthisch ineinander gereihten Bergfluchten stellt den Lieblingsaufenthalt der königlichen Blauschafe dar. Am günstigsten aber gestaltet sich das Blauschafgelände, wenn den Tieren hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Berggipfel als Zufluchtsorte zur Verfügung stehen, wie hier in der Umgebung Ta-t sien-lus.

Friedlich und farbenprächtigt liegt das Gebiet der Blauschafe bei herrlichem Sonnenwetter inmitten der hochalpinen Landschaft, aber unheilvoll täuschend und gefährlich abfallend sind die Hänge und Gipfel bei Nebel und Schnee. — Eine geradezu verwirrend formenmannigfaltige Geländebeschaffenheit zeichnet das Gebiet in besonderem Maße aus.

Scharfe Fröste um die rauhe Jahreszeit, aber auch plötzlich eintretende Schneestürme und Witterungsumschläge veranlassen die wilden Schafe, zuweilen auf kürzere Zeit auch tiefere Halden aufzusuchen, wo sie in der Nähe der Baumgrenze, selbst in die knorrigen Kronen der vom Schnee niedergedrückten Rhododendronbäume hinaufklettern, um Flechten zu äßen.

Für gewöhnlich aber scheut das Blauschaf jegliche Busch- und Baumvegetation und geht den Dickungen der Baumgrenze angstvoll aus dem Wege. — Dieses Tier größter Höhenlagen sucht seine Schlaf- und Ruheplätze immer in den steilsten Felsenrevieren, wo es auf der Flucht stets bestrebt ist, an Höhe zu gewinnen und seinen Feinden nach oben auszuweichen. Der Gemeinschaftssinn und Herdentrieb der Blauschafe ist außerordentlich stark entwickelt, so daß sich bei großer Gefahr oft sämtliche Rudel einer ganzen Gegend oder eines Bergsystems zusammenschließen, um in ziemlich lockerer Verbindung den Gefahren gemeinsam zu trotzen. Das größte derartige Schafrudel, das ich einmal zu Gesicht bekommen habe, zählte schätzungsweise 200 Tiere.

Noch ehe der Tag des 22. September heraufgraut, bin ich wach und stehe in meinem dicken, tibetischen Filzmantel vor dem kleinen Zelt auf der altanartigen Sandterrasse und lasse das zerrissene Panorama der zackigen Felswände im Glase vorüberschweifen. Noch braut der Nebel allenthalben um mich her, doch wie er einen Augenblick von der Felswand

weicht, erkenne ich für Bruchteile von Sekunden einen starken Blauschafbock mit weit ausgelegtem Gehörn auf hoher Felsenzinne stehen, sichern und verschwinden. Ein gutes Vorzeichen scheint mir dieser erste, prächtige Anblick, so wecke ich rasch meine Getreuen, und nach kurzer Zeit — das Frühstück wird im Stehen eingenommen — brechen wir unter Führung eines strammen Trägers in das Felsenlabrynth auf.

Es geht bei ständiger, schwerer Steigearbeit von einer Klamm in die andere, von einem zerfurchten, abschüssigen Nadelkamm zum nächsten, und immer wieder suchen wir die Schlünde und Schroffen vorsichtig mit den Bläsern ab, ehe wir weiter pirschen. Nervenaußereißend ist diese Pirsch, die an den Jäger wie an die Bergsteiger ebenso hohe Anforderungen stellt, und überall finden wir teilweise sogar ganz frische Blauschafzeichen auf den feuchten Almenmatten. Nach den Fährten zu urteilen, müssen in diesem Dorado von Felsen, Gras und Wolken einige ganz kapitale Blauschafböcke ihren Einstand haben. Behutsam, auf das Abrollen jedes kleinen Steinchens achtend, pirschen wir voran. Sicherheits halber nehme ich in dem gefährlich abstürzenden Gelände das Zielfernrohr von der Büchse ab, denn ich bin gewiß, daß die Schußentfernung, sollten wir auf die herrlichen Tiere stoßen, in diesem wirt zerfurchten Gelände wohl kaum mehr als 100 Meter betragen wird. Es ist ein steter, ständiger Wechsel im Aspekt der Landschaft, da immer von neuem mächtige Wolkenballen kammwärts wehen und uns manchmal dicht, wie in Watte gebauscht, in feine leichte Schleier hüllen.

Gerade über einen Kamm hinwegspähend, erkenne ich dann plötzlich drei kleine, helle Punkte, die sich im Nebel vorwärtsbewegen. Zusammen sinkend und die merkwürdige Erscheinung durchs Fernglas fixierend, erscheinen gleich darauf die wundervollen, schwarzweißen Zeichen und Marken der Blauschafläufe — von den übrigen Körpern der Tiere ist nichts zu erkennen, da die Nebelschwaden dicht über dem Boden hangwärts ziehen und sie gänzlich einhüllen.

Ein gellender Pfiff schallt über die Halden, die Läufe werden steif, und dann flüchten die Tiere, immer noch ihre Warnungslaute ausstoßend, an uns vorüber, bis sie von einer Schlucht einige Sekunden lang aufgenommen werden. So gewinne ich Zeit, einen festen Stand zu suchen und die Büchse zu richten. Dann erscheint ein Kopf, ein Hals und noch einer — die Schafe stehen und sichern direkt zu uns. So muß ich schießen, aber der Nebel ist so dicht, daß ich entweder nur die undeutlich sich abhebenden Köpfe der Blauschafe oder die Felsen sehe. Zwei Schüsse krachen — beides Fehlschüsse. — Die verfluchten Nebelhegen

haben wieder einmal ihre tarnende Hand im Spiel gehabt und mich um einen schönen Erfolg betrogen.

Niedergeschlagen pirschen wir weiter über Rämme und Schluchten, bis sich am Nachmittag der Nebel zu lichten beginnt. Da haben wir leichte Arbeit, und ich kann nach kurzem Suchen zwölf herrliche Blauschafe erkennen, die, ganz ruhig äsend, in felsig unterbrochener Steinhalde auf schätzungsweise 1,5 Kilometer Entfernung stehen. Im Eiltempo, von den vielen kleinen Felsenkämmen vorzüglich gedeckt, pirschen wir nun über die Halben und Abstürze hinweg, dem Rudel entgegen. — Außer Puste gelangen wir am letzten, uns noch vom Rudel trennenden steilen Ramme an, doch legen wir, bevor wir wagen, hinüberzuschauen, noch eine unbedingt notwendige Atempause ein, um Herz und Hand wieder zur Ruhe zu zwingen und schußsicher zu machen.

Dann der große Augenblick — langsam schiebe ich meinen Kopf hinüber — und richtig — da stehen sie — leider aber noch etwas zu weit für eine sichere Kugel. — Es mögen wohl noch etwa 500 Meter sein, die uns von unserem Ziele trennen. —

Inzwischen haben sich, wie ich einwandfrei feststellen kann, noch weitere sieben starke Blauschafe zu den zwölf, die alles Geißen und Kälber sind, hinzugesellt. Etwa 80 Meter mögen diese sieben starken Stücke, die Böcke zu sein scheinen, von den übrigen trennen. — Ich überlege, was zu tun sei; denn tatsächlich ist die Entfernung noch so weit, daß ich von den Gehörnen nicht viel sehen kann. Zu allem Unglück stehen die sieben viel höher im Fels als die weiblichen Tiere und werden zum Teil schon wieder von leichten Nebelschwaden umhüllt. Sie stehen alle mit den Köpfen umgewandt und nur die hell leuchtenden Spiegel uns zugekehrt. — Da muß den einen wohl ein Insekt gestochen haben, denn er wendet das Haupt, und im Überschwang meiner Freude kann ich erkennen, daß er ein mächtig ausgelegtes Gehörn trägt. Darauf sichert der Kapitalwidder, den edlen Kopfschmuck hoch aufgerichtet, scharf zu uns herüber und setzt sich langsam in Trott, um von uns fortzuziehen. Die übrigen sechs folgen in einer Reihe — schon wallt ein neuer Nebelregen heran und verdeckt unser Ziel. —

Nun bin ich ganz sicher, — von den Wolken getarnt geht's weiter; kriechend und rutschend gelangen wir glücklich nach einer weiteren Viertelstunde an den steilen Felsvorsprung, hinter dem wir die Böcke noch vermuten. —

„Hubertus, nun, bitte, hilf!“ Und als ob er mein bittendes Flehen erhört, so teilen sich plötzlich die Wolken, der Nebel hebt sich und da

## Herrliche Jagden

stehen sie, sieben starke Blauschafböcke, herrliche Gestalten mit ihren mächtigen, weit ausladenden Häuptern und den prächtigen Zeichnungen inmitten eines Felsenmeeres. —

Im plötzlichen Aufwall aller meiner Jagdleidenschaft lasse ich mich dazu hinreißen, auf den stärksten von ihnen, viel zu schnell und ohne eine geeignete Auslage gefunden zu haben, zu schießen, — Fehlschuß natürlich! — Gleich darauf sind alle verschwunden, — wir stürmen nach vorn und hinauf auf die hohe Klippe, von wo ich sie wieder unter Feuer nehmen kann. — Verwirrt durcheinander ziehend, stehen sie nach wenigen Sekunden wieder gerade in der Nebenlinie; jetzt heißt es „die Ehre retten“. — Ich greife zur Büchse, 250 Meter. — „Schieß ruhig, — nimm ganz ruhig Ziel“, raunt mir Wang im Flüsterton zu — dann reißt der erste Schuß, und herunter schlägt der stärkste Kapitalwidder, eine Lawine von Steinen mit sich reißend. Ich habe nun meine alte Sicherheit wiedergefunden, sehe gar nicht hin, repetiere, und schon saugt sich der Zielstachel auf dem zweiten, einem ganz schwarz erscheinenden Bocke fest, — dann rollt der Donner des Schusses über die einsame Halde, — der Widder schlägt kopfüber hinunter und folgt dem ersten, — vielmals sich überkugelnd, in die Tiefe nach. — Die fünf übrigen, völlig kopflos, flüchten in toller Hast durcheinander, umeinander, und einer kommt spitz von vorne die senkrecht erscheinende Wand herunter direkt auf mich zu. — Wie der leibhaftige Teufel mit der schwarzen Brust und dem massigen Gehörn sieht dieser Kapitalwidder aus, und auf nur 100 Meter Entfernung bleibt er direkt über uns stehen, um nach seinem Feinde Ausschau zu halten. — Und zum dritten Mal geht die Büchse in Anschlag, und auch die dritte Kugel tut ihre tödliche Pflicht; auch er fällt, aber der leblose Körper des fallenden Bockes reißt zwei riesige Steinblöcke, größer als er selbst, im Sturze los, und sie kommen nun mit gewaltiger Geschwindigkeit auf uns zugerast. —

„Nieder, werft Euch nieder“, schreie ich, und schon liegen wir alle platt auf den Boden gedrückt, und wie Kanonendonner schlagen die Blöcke um uns her auf die Felsmassen auf und springen über uns hinweg. — Das war die Rache des Berggottes! —

Wang ist beinahe noch stolzer auf die köstliche Beute als ich selbst; er hat recht behalten, — sein Gott hat ihn nicht im Stich gelassen, wie er ihn heute morgen nach den Nebelschüssen auf das weibliche Wild angerufen und sich den rechten Zeigefinger verschnürt und stigmatisiert hatte, um die Spitzen aller Patronen im Magazin der Büchse mit seinem eigenen Blute zu benetzen.

Und nun springen wir auf und rasen zu unserer Beute hinüber. Der erste Widder ist schon stark, der zweite noch stärker, kapital und schwarz, aber Wang, dessen Feueereifer keine Grenze findet, rennt zum dritten hinüber — noch hat er ihn nicht ganz erreicht, da erschallt seine aufgeregte Stimme: „Dieser hier, dieser ist der allerbeste!“ Dann kniet er neben dem Gefallenen und hält sein mächtiges Haupt.

Wie ich dann nach wenigen Augenblicken vor diesem Bocke stehe, hat's mir vor Freude die Sprache verschlagen. Der da hart gebettet auf den Felsen vor uns liegt, ist ein gewaltiger Blauschafbock mit bestechend schönem, edlem und bisher unerreicht starkem Gehörn, der Brecher des Weltrekords — Waidmanns Dank! —

Es dunkelt. — Wir werden vom Regen überrascht, Nebel schließt die Berge wieder ab, — und so muß ich die edlen Häupter noch eine ganze Nacht den wilden Bergen überlassen. — Nur einen Stock kann ich mitnehmen mit Kerben darin, die die Maße des Gehörns angeben und im Lager dann lese ich ab: 81 Zentimeter — wie ich erwartet hatte — der Weltrekord ist geschlagen! —

Trotz Nebel und Regen lassen wir es uns heute gut sein in der Hütte bei den einsamen Goldwäschern und bereiten uns ein herrliches Abendmahl von Blauschafnieren und „Mountain-Oysters“; letztere, die Hoden der Blauschafböcke, bilden eine ganz besondere Delikatesse, auf die mich Dolan schon vor Monaten aufmerksam gemacht hatte, denn die amerikanischen Rocky-Mountain-Jäger wissen doch immer, was gut schmeckt. —

Es folgen noch viele erfolgekronete Jagdfahrten in die hohen Berge um Ta-t sien-lu, das eines der erfolgreichsten zoologischen Sammellager der Expedition wird. Nur einige wenige, interessante Episoden möchte ich noch herausgreifen.

Wieder wechseln sich Regen, Nebel, Schnee und Sonnenschein im bunten Wirbeltanze ab, und manchmal kostet es Nerven, dem scheuen Wilde auf der Spur zu bleiben. Diesmal gilt es einem starken Geräu, den ich in einem der schroffen Seitentäler ausgemacht hatte.

Ich sitze eines späten Nachmittages schon auf hohem, schmalen Seitenkamm und beobachte die gegenüberliegende Kammseite, wo ich das starke Wild erwarte, wenn es zu Alzung zieht. Da es noch früh am Tage ist, entschlief ich mich dazu, meine Notizen zu machen, ziehe meinen Bleistift hervor und schreibe, wie es meine Gewohnheit ist, die Erlebnisse des Tages nieder. —

Ein paar Blauschafe, die zum Bach hinunterziehen, um zu schöpfen, bieten Abwechslung genug, bis ich drüben auf der anderen Hangseite plötzlich etwas Weißes zwischen den Büschen sehe und einen starken Geruch erkennen kann. Im Nu bin ich mit meinem Jäger über den Kamm hinübergetroffen, und nun beobachten wir das scheue Wild auf 400 Meter Entfernung, wie es hin- und herzieht, aber leider keinerlei Anstalten trifft, ins Tal hinunterzuwechseln, — wo es meine Kugel sicher erreichen könnte. Im Gegenteil, — der Geruch wendet sich bergwärts, daß die weiße Mähne herüberleuchtet und ich mich wohl oder übel auf die weite Entfernung zum Feuern entschließen muß. Das aufgeschlagene Tagebuch, in dem ich noch vor Minuten schrieb, liegt nur 2 Meter vor dem Lauf der Büchse und wird im Schuß durch den Luftdruck zerfetzt.

In rascher Folge feuere ich dreimal hinüber. Beim ersten Schuß flüchtet der Geruch drei Schritte bergauf, beim zweiten zieht er ganz ruhig weiter, und erst bei der dritten Kugel verschwindet er in den hohen Büschen. Da ich an einen Treffer wegen der wahnsinnigen Entfernung gar nicht zu glauben wage und das Tier verschwunden bleibt, schicke ich meinen guten Wang zur Ausschau hinüber. Eine Ewigkeit dauert es, bis ich den Jäger als kleinen Punkt drüben wahrnehmen kann und mit Spannung warte, jeden Augenblick ein Signal zu erkennen. Aber da kommt ein Nebelfogel das Tal hinauf gezogen und deckt das Blickfeld zu. — Auch das noch! — Mir will die Geduld reißen! — Endlich nach langen Minuten ein freier Blick — wo ist der Jäger? — Da leuchtet sein weißer Turban aus den herbstlich bunten Büschen auf, und nun versucht er, mir durch Armschwingen und Handbewegungen herüber zu signalisieren, und es will mir fast scheinen, als ob mein Jäger mir sagen wolle, daß die Schüsse gefessen haben, daß der Geruch, sich überschlagend, nach unten abgerollt sei. —

Verdammt! — Da schiebt sich eine neue Wolke heran und verhindert abermals die Sicht; wieder unendliches Warten — Zweifel, — Vorwürfe — Hoffnung. — Sollte ich wirklich? — Das wäre zu viel Waidmannsheil! Endlich zerreißt auch diese Wolke vor meinen Augen, und dann sehe ich den Jäger schon weit unten, erkenne, wie sich die Büsche vor ihm hin- und herbewegen — wie er sich bückt und eine schwere Masse herumwälzt. Da schreie ich vor Freude auf und setze, so schnell mich meine Beine tragen und es das Gelände irgendwie zuläßt, über die Felsen hinunter zum Talbett und über den Bach hinüber zur Beute. —

Dort liegt ein starker, wild aussehender Geruch mit gutem Gehörn und beinahe 40 Zentimeter langer Mähne vor mir! Nachdem wir das

Stück umgewendet und genauestens untersucht haben, stellen wir mit Befriedigung fest, daß zwei Kugeln sitzen — die erste tadellos Blatt und die zweite schlecht im Vorderlauf. — Trotz des absolut tödlichen ersten Schusses war das zähe Wild noch mindestens 50 Meter gegangen, ehe es verendet zusammengebrochen ist.

Während die Dämmerung hereinbricht, schlagen wir das über 200 Pfund schwere Wild aus der Decke und begeben uns dann in voller Zufriedenheit zum Lager zurück. Zwar habe ich es wegen der Wildnähe unter sagt, ein Lagerfeuer zu entfachen, so daß wir uns für heute abend die Feuerromantik verkneifen müssen, aber als Ersatz hierfür dämmt eine prachtvolle Mondnacht herauf, deren verschleierter Glanz eine herrliche Stimmung über das Hochtal hervorzaubert. —

So sitze ich nach dem färglichen Abendmahl noch lange vor der kleinen weltabgeschnittenen Zeltstatt, habe die Geraudecke vor mir ausgebreitet und sinne träumerisch vor mich hin, bis mich der kalte Nachtwind zu später Stunde in den Schlaffack treibt.

Ein andermal, nachdem Bowles und Gnieser wieder mit uns zusammengetroffen sind, ziehe ich mit letzterem in die hohen Berge hinauf, mit der Absicht, die scheuen Wildarten auf den Filmstreifen zu bannen. — In strömendem Regen marschieren wir mit Kameraleuten, Jägern und Trägern und schlagen unser Lager erst auf, nachdem wir naß wie Katzen den ganzen Tag unerschöpflich gestiegen sind. — Trotz des unaufhaltsam niederrieselnden Wassers gelingt es, ein Feuer in Gang zu bringen und wenigstens etwas heißen Tee zu bereiten, so daß uns das Wetter wenig stört und wir selbst, da das Zelt zu lecken beginnt und unsere Schlaffäcke in lieblichen Pfützen schwimmen, bei bestem Humor bleiben. — Allmählich aber ändert sich der Tropfenfall auf dem Dache des kleinen Zeltes, und aus dumpf platschenden Tönen des Wassers werden hell-surrende. — Da sind wir aber schon im Einschlafen und Gnieser murmelt nur noch: „Schnee“. — Dann übermannt uns der Schlaf. —

Plötzlich mitten in der Nacht wachen wir auf, — das Zelt heult, kracht, schwingt hin und her und bricht über unseren Köpfen zusammen. Nasse, eiskalte Lappen schlagen uns schwer in die Gesichter, und ein mächtiges Gewicht legt sich auf uns. Rasch versuche ich, ein Streichholz zu entzünden, doch vergeblich; sogar im Schlaffack ist die Schachtel völlig naß geworden und durchweicht. „Wang“, rufe ich durchs Dunkel. — Nichts regt sich; ist der Kerl tot? — „Wang“, tönt noch einmal meine Stimme, — dann endlich kommt eine Antwort und ein unwirtliches: „Was ist denn eigentlich los?“ folgt. — Umständlich windet sich dann



der treue, immer willige Jäger unter der Last zum Zeltausgang und klopft den Schnee, dessen Gewicht das Zelt zusammenstürzen ließ, ab, — bis wir unsere Ruhe wiederfinden und selig weiterschummern.

Es herrscht noch gedämpftes Halbdunkel, da wir am nächsten Morgen erwachen und zu unserem Schrecken feststellen müssen, daß das Wasser zentimeterhoch im ganzen Zelte steht. — Wieder liegt das Klatschnasse Leinwandtuch auf unserer Brust, — noch halten die Stäbe — aber wie lange? —

Aus dem engen Zelt ins Freie kriechend, schlägt uns eine blendende Helle entgegen. — Die Landschaft rundum ist etwa 60 Zentimeter hoch eingeschneit, und noch immer rieseln die schweren weißen Flocken im eintönigen Rhythmus über das felsige Tal hernieder. Verwundert, was wohl unsere armen Träger bei dem fürchterlichen Wetter angestellt haben mögen, suche ich umher und finde einen aus Alpenrosenästen und Sträuchern geschickt zusammengesfügten Unterschlupf, wo sich die Herde der Kulis anscheinend recht wohl fühlt. Diese Tibeter scheinen ihren goldigen Humor in jeder Lebenslage zu behaupten und antworten auf meinen Ruf, ob sie denn noch lebten, freudig lachend: „Es geht uns ganz ausgezeichnet.“ Mit solchen Bärenbengels kann man wirklich arbeiten; nur an ein Bleiben und Ausharren in dieser verhängnisvollen Lage oder gar an einen Weitermarsch können wir vorerst nicht denken. — Nicht nur wegen des hohen Schnees, der die rauhe Felslandschaft über Nacht in ein friedlich weißes Winteridyll verwandelt hat, sondern vor allem wegen der Lawinengefahr und der ständig wachsenden Sorgen um die kostbaren Apparate und Filmkameras, die alles andere, nur keine Feuchtigkeit vertragen können. So müssen wir uns notgezwungen dazu entschließen, wieder ins Haupttal hinabzusteigen, wo wir in einem tibetischen Bauernhause Zeit und Gelegenheit finden, unsere durchnässten Kleider wieder zu trocknen und die ganze kinomatographische Apparatur einer genauen Kontrolle zu unterziehen.

Gerade fällt das erste noch gedämpfte Licht des neuen Tages durch die Spalten und Risse des ärmlichen Hauses, in dem wir genächtigt haben, da springe ich von meinem Strohhaufen auf und luge hinaus — in die sonnige Welt. Die Wolken sind alle verzogen, strahlend breitet sich das Himmelszelt zwischen den Felsbastionen und verspricht, uns einen herrlichen Tag zu schenken, ganz so, wie wir es erhofft haben. Im Nu sind wir auf den Beinen und stapfen bald mit schweren Nagelschuhen durch den Schnee, der kracht und knirscht, daß es seine Art hat. Ich ziehe der kleinen Karawane voraus, am fluchtartig verlassenen Lager

von gestern, wo das Zelt noch immer schneeverhangen steht, vorbei und spähe hinauf in die hohen Gerauklippen, die sich zu beiden Seiten erheben.

Ein starker Blauschafbock, den das Schneetreiben wohl in niedere Regionen hinabgedrückt hat, steht wie ein Denkmal auf steilem Felsvorsprung, sichert zu mir hinab und verschwindet schon auf weite Entfernung langsam ziehend in den überschneiten Felsen. Der alte Bock war so freundlich, mir den schneeverwehten Pfad schon vorzutreten, so daß ich nun leichter und schneller vorwärtsdringen kann. Trotz alledem aber ist es kein Kinderspiel, durch diese Steilsfelsen hindurchzuklettern, da dauernd Lawinen in die Tiefe krachen und das stille Tal erzittern lassen; kleinere Schneelawinen lösen sich auch immerfort unter meinen Genagelten und sausen der nachfolgenden Karawane entgegen. Die Felszacken, die mir sonst sicheren Halt geboten hätten, sind alle mit trügerischem Schnee bedeckt und zur Unkenntlichkeit getarnt, so daß ich des öfteren rutsche und falle, und es meine größte Sorge bleibt, die schwere Büchse von Schneestaub freizuhalten. Das alles gelingt schließlich — nur der alte Blauschafbock ist längst in die entlegensten, unzugänglichen Klippen seines Reiches abgezogen, so daß ich mich zu einer kurzen Ruhepause entschliefte.

Tief unten im Tal kommt Gnieser mit seinen Kulis, die wie eine Perlschnur aneinandergereiht erscheinen, ganz langsam näher herangekrochen. So sitze ich mit gutem Blickfeld und betrachte die winzigen, dunklen Punkte, die unter Gniesers Führung ameisenhaft und klein in meinen Spuren heraufgeklettert kommen. Plötzlich, als nach Ablauf von etwa einer Stunde die Karawane schon ganz nahe herangerückt ist, erblicke ich auf der anderen Talseite zwei Stück Wild, die über eine kleine Schneise zwischen zwei steilen Dickungen hindurchziehen. Die Entfernung ist wieder einmal so riesenhaft, daß ich die beiden Tiere im ersten Augenblicke für winzige Moschushirsche halte, dann aber erkenne ich im Glas die weißen Mähnen der Gerau — und das ändert die Situation urplötzlich. Die Büchse fliegt hoch — Teufel ist das eine Entfernung — ich halte über einen Meter darüber — raus haut der Schuß — 450 Meter — auf der anderen Talseite macht das beschossene Stück auf der Stelle kehrt, flüchtet mit ein paar mächtigen Sägen bergab und verschwindet in den hohen, schneebedeckten Büschen, die über ihm zusammenschlagen, während der zweite Gerau die erst eingeschlagene Richtung innehält und ebenfalls nach wenigen Minuten von der Dickung verschluckt wird.

In größter Eile jage ich hinter dem beschossenen Tiere noch zwei weitere Kugeln her — aber das Spiel ist aus. Längst ist wieder alles ruhig geworden da drüben. Gnieser, der von dem ganzen Schauspiel nichts bemerkt hat, steht etwa 50 Meter unterhalb und wundert sich anscheinend, warum ich so rasch hintereinander drei Schüsse abgab. Während auch die allermeisten Kulis nichts wahrgenommen haben, so hat mein Jäger die Situation doch rasch erfaßt und schwört steif und fest, daß ich den Gerau, den er noch gerade in der Dichtung verschwinden sah, getroffen habe. Wenn die Entfernung nicht so riesengroß gewesen wäre, würde ich selbst auch an einen Treffer glauben, denn ich bin ganz ruhig und sicher abgekommen. Nun suche ich noch einmal das ganze Gelände mit dem Glase ab, und da fällt mir auf der Schneise dicht neben der tiefgefurchten Fährte etwas Dunkles mitten im Schnee auf. Sollte das etwa ein größerer Schweißfleck sein? Während ich selbst noch zweifle, streicht eine wohl durch die Schüsse herangelockte Krähe durchs Tal, fängt an zu kreisen und läßt sich ganz in der Nähe des Anschußplatzes neben der Schneise nieder. Nun bin ich ganz sicher: der Gerau muß die Kugel haben!

Es dauert mindestens eine halbe Stunde, bis wir das klammartig abfallende Tal durchquert und am gegenüberliegenden Hang wieder hinaufgestiegen sind, um auf der Schneise nach dem Anschuß Ausschau zu halten. Im hohen Schnee, der alle nun von ihrer Last befreiten Büsche neben uns emporschnellen läßt, geht's durch wüstes Gestrüpp und Dornengesträuch voraus, bis ich auf einmal einen keuchenden Laut vernehme. Wir sinken nieder, und Wang, der flach auf dem Bauche liegt, deutet aufgeregt auf einen Busch, wo ich den pechschwarzen, kranken Gerau nun auch auf 5 Meter Entfernung im Wundbett erkennen kann. Scharf sichert er zu uns herüber und bietet einen wilden Anblick in seinem Zottelpelz mit der langen weißen Mähne und den feurig funkelnden Lichtern.

Ehe wir uns versehen haben, nimmt uns der Gerau an, wird aber sofort durch eine Kugel, die den Vorderlauf zerschlägt, gehemmt. Leider fällt er nicht, sondern flüchtet, in der Attacke abbrechend, noch einige Meter bergab, um sofort wieder mit gesenkten Hörnern in Angriffsstellung zu sichern. Nun soll Gnieser filmen, und es entwickelt sich eine langwierige, sehr schwierige Nachsuche durch Dick und Dünn, bis ich dem Tiere im Bachbett endlich den Fangschuß geben kann, und wir die Beute, um sie nicht zu stark zu verletzen, im rillenartig eingefrästen Troge des Wildbaches bis zu einer leidlich flachen Stelle abrollen, wo wir die

blutige Arbeit des Ausderdeckeschlagens bewerkstelligen können. Schwer mit Beute beladen erreichen wir am späten Nachmittage, da es schon zu dunkeln beginnt, wieder die kleine Goldwäscherhütte hoch oben im Blauschafrevier. Diesmal wollen die Uraunenmännchen es nicht erlauben, daß wir auf dem alten Zeltplatz Lager schlagen, und weigern sich überdies, uns mit Brennholz zu versehen. Dann werden es halt ein paar silberne Rupien tun, denke ich mir, aber Gnieser, der es übernommen hat, das Geld zu überreichen, wird höchst unsanft behandelt. Das Goldwäscherweib wirft ihm das Geld wieder vor die Füße, und ein wüster Spektakel beginnt, so daß ich wohl oder übel zur Pistole greifen muß — und in einer halben Stunde haben wir warmes Essen, und das Zelt steht genau so, wie wir es wünschten. Es folgen noch schwere Tage, denn es gilt, lebendes Wild auf den Filmstreifen zu bannen. — Aber schließlich gelingt es, einige gute Blauschafaufnahmen zu machen und mit 560 Meter prächtigen Wildfilmes kehren wir nach Ta-t sien-lu zurück.

Auf meiner nächsten Jagdfahrt begleitet mich Dolan selbst, um gemeinsam mit mir noch einmal sein Glück auf den Taksin zu probieren. Mit neuen Trägern, zwei Jägern, einem Präparator und einem Koch verlassen wir Ta-t sien-lu in nördlicher Richtung, werden aber schon bald wieder von einer Anzahl Chinesen und einer gestikulierenden Frau angehalten. Die sich wie wahnsinnig gebärdenden Leute werden von uns scharf zurückgewiesen, aber da die Schreierei und dauernde Verfolgung gar kein Ende nehmen will, entschließen wir uns, der Sache auf den Grund zu gehen und erfahren, daß „ein Mann mit unseren Gewehren totgeschossen“ sei. Alles schreit wie wild durcheinander, der eine ruft ‚Bauchschuß‘, der andere ‚Beinschuß‘, und endlich wissen wir gar nicht mehr, was das alles bedeuten soll, halten auch gar nicht an, sondern gehen weiter, denn letzten Endes sind unsere Jäger mit den Waffen ja alle bei uns und machen überdies die unschuldigsten Gesichter der Welt. Die hartnäckigen Chinesen aber verfolgen uns weiter, und schließlich sehen wir uns doch gezwungen, unsere Gewehre nachzusehen und da finde ich zu meinem größten Erstaunen im Magazin meiner Büchse — eine abgeschossene Partonenhülse. Nun ahnen wir Böses, und Dolan eilt mit den noch immer wie unschuldige Lämmer dreinschauenden Jägern zurück, und es gelingt ihm, den Fall in kürzester Zeit aufzuklären, während ich schon weiter vorausmarschiere, damit keine übermäßige Störung eintritt.

Der Sachverhalt ist etwa wie folgt: Solange wir noch in der Missionsstation tätig gewesen, um die letzten Vorbereitungen zu treffen, die Jäger hingegen schon die Gewehre und Munition empfangen hatten,

muß sich der Unfall abgespielt haben. Mein neuer Tibetjäger (der gute Wang hat schon vor einiger Zeit unter Tränen seinen Abschied genommen und ist ins Wastuland zurückgezogen) war, um mit dem fremden, ihm nun zum ersten Mal anvertrauten Schießisen zu prahlen, zu einem Freunde gegangen und hatte die Waffe gegen die Decke des zweistöckigen Hauses abgedrückt. Die Kugel war durch die Decke durchgeschlagen und, das nicht allein, sie hatte noch einen Doppeltreffer auf Menschen bewirkt und zerschlug einem zwölfjährigen Kinde den Oberschenkel und der Mutter die Hand.

Ohne sich um die Verwundeten zu kümmern, packte der Jäger, als er die Schreie der Verletzten hörte, die Waffe wieder fein säuberlich ins Futteral und verließ fluchtartig das Lokal, ohne überhaupt noch ein Wort zu sagen.

In echt asiatischer Manier hatten die Angehörigen der Verwundeten wohl geglaubt, daß sie etwas mehr Geld heraus schlagen könnten, wenn sie den Unglücksfall später meldeten — und ließen uns erst in aller Seelenruhe an ihrem Hause vorbeiziehen, ehe sie uns nachliefen. Dabei kam es uns vor, als ob zwischen dem Jäger, der das Unglück durch eigene Schuld verursacht hatte, und den „leidtragenden“ Verwandten ein stillschweigendes Abkommen dahingehend getroffen worden wäre, daß sich der Jäger unschuldig und dumm stellen sollte, damit die Schuld nicht auf ihm, sondern einzig und allein auf die gefährliche Waffe der „reichen Ausländer“ geschoben würde. Dolan aber packte die Sache gleich richtig an, ging zuerst zur Mission, dann zu den Verwundeten und schließlich mit allen zusammen zum Bürgermeister von Sa-tsen-lu, um die Schuldverhältnisse klarzulegen. Der Jäger aber weigerte sich anfänglich hartnäckig, irgendwelche positiven Aussagen zu machen, und es traten sogar „Zeugen“ auf, die behaupteten, daß nicht er, sondern ein anderer den verhängnisvollen Schuß abgefeuert habe. Dieser wiederum schwor darauf, daß der Jäger geschossen habe. Als der sich schließlich in die Enge getrieben sah, gab er, nachdem er die Verhandlung von Anfang bis zu Ende mit stummer Duldermiene angehört hatte, ohne eine Gemütsbewegung zu verraten und ohne mit der Wimper zu zucken, zu, daß er der Missetäter sei.

Der Fall lag also ganz klar, daß hier wieder einmal der klingende Lohn, oder vielmehr die Entschädigung, die wir selbstverständlich zahlen mußten, bedeutend höher gewertet und eingeschätzt wurde, als die Leiden der armen Verwundeten.

Der Missetäter zieht dann auch mit uns, und wir hoffen schon, daß die Angelegenheit totgeschwiegen werden kann, aber bei unserer Rückkehr werden wir schon weit vor den Toren der Stadt vom alten Vater unseres Jägers, der sich vor uns auf die Erde wirft und in einem fort kotaut, empfangen, und wir erfahren, daß sein Leben in Gefahr schwebt. Glücklicherweise gelingt es uns, dem Jäger, der seine Fähigkeit inzwischen unter Beweis gestellt hat, vor der Hinrichtung, mit der man ihm droht, und auch vor jeder exemplarischen Strafe zu schützen.

Nach diesem Intermezzo winden wir uns in ein 4500 Meter hoch gelegenes Moränental hinein und folgen dem Verlaufe eines kleinen Wildbaches, an dessen Ufern sich dichte Rhododendrenwälder und felsige Matten erheben, während sich dahinter die Felsketten und Schneegipfel himmelan türmen, einer immer höher und schroffer als der andere. Unser nächstes Forschungsgebiet. Noch ehe wir anderen Tages jedoch unser eigentliches Ziel erreicht haben, werden wir abermals von einem Unwetter mit starkem Regen und wüstem Schneetreiben überrascht und müssen ein Notlager errichten. Da verbringen wir wieder ein paar Tage in unseren kleinen Zelten, wie in einem Gefängnis, während sich das Unwetter draußen austobt. Derartige ist uns ja nun schon zur Gewohnheit geworden, aber man muß doch einmal erzählen, wie es während solcher Tage in einem Expeditionslager ausschaut: Klatschnaß ist alles. Wir liegen beinahe den ganzen Tag über in den warmen Bettsäcken, und die Wanzen und Flöhe haben Festtage. Überall ist der Zeltboden von großen Wasserlachen bedeckt, während rundum ein wüstes Stilleben: Tabak, Asche, Papier, Zigarettensammel, Bleistifte und anderes friedlich schwimmen und sich ausbreiten. Eintönig aber stetig fallen die dicken Tropfen von der Decke des wasserdurchlässigen Zeltes herunter, und alle Anstrengungen gipfeln darin, die sauberste Ecke des Zeltes für die präparierten Vögel trocken zu erhalten. Eine zweite Nische, ebenfalls mit Gummimänteln überdeckt, bleibt für die Gewehre und die Munition reserviert, während alles andere einem wüsten Gaustall ähnelt, denn unsere Schuhe sind ganz voll Wasser getropft, Hüte und Kleidungsstücke sind dabei, schwimmen zu lernen. Zwischen unseren beiden nicht mehr dicht haltenden Gummimatrizen, die als Bettunterlagen benutzt werden, steht der Eßtisch in Form eines Expeditionskoffers. Da liegen Kerzen, abgebrannte Streichhölzer, Zigarettenschachteln, Speisereste und anderes mehr in friedlicher Harmonie vereint. Es ist zum Auswachsen in solchen Situationen, wo man sich nicht rühren und nicht regen kann, wo man in seinen nassen Kleidern verharren muß, weil sie wärmer halten, als wenn man sich beim

Zubettgehen auszüge. Und draußen herrscht der Nebel. Tagelang kann man keine 10 Schritt weit sehen, und wenn man einmal die Runde gemacht hat, um nach den Eingeborenen zu schauen, hängt einem der Vollbart voll Wasser, und der feine, dichte Nieselregen hat wieder alles durchnäßt. Dazu liegen einige Diener an Bergkrankheit leidend halbtot herum, denn 5000 Meter Höhe können die Chinesen nicht, ohne empfindlich Schaden zu nehmen, aushalten. Verzweifelt und mißmutig sitzen die Träger umher und klopfen sich gegenseitig auf die Brustkästen, um die bösen Geister der hohen Berge zu vertreiben. Die Opiumpfeifen sind ständig in Gebrauch, und unsere ganze Sorge gipfelt darin, daß unsere Diener nur durchhalten mögen. Schließlich aber reißen auch uns die Nerven, es wird uns zu bunt, und wir entschließen uns dazu, trotz der verhängnisvollen Wetterbedingungen, einige Pirschen zu unternehmen. Aber man tappt wie in der Dunkelheit umher. Vom Urwald tief unten geht's wieder durch Schluchten, über Matten, quer durch Rhododendrendickungen hindurch, und wieder werden wir von erneuten Schneestürmen überrast und durchweicht, bis wir nach vielen langen Stunden hoffnungslos entmutigt, froh sind, daß wir überhaupt zum Nebellager zurückfinden, ohne allerdings irgendwelche Anhaltspunkte für das Vorkommen des goldenen Kindes gefunden zu haben.

Nach Tagen aber steigt die Sonne doch wieder über den Gebirgswällen empor und treibt das gewaltige Nebelheer, das sich kilometer- und kilometerweit wallend und windend durch die Täler dahinzieht, mit strahlender Gewalt von dannen. Immer wieder entspinnt sich der erbitterte Kampf zwischen Sonne und Nebel vor unseren Augen, bis die wärmenden Strahlen obsiegen und der vom Wolkengeschwader abgetrennte Nebelstreif sich im letzten Todeskampf noch ein letztes Mal erhebt, um in ein Nichts zu zerfließen. Vergeblich pirschen wir durch wüste Dickungen und wilde Geröllhalden, aber die wenigen Sakinfährten, die wir finden, sind Wochen und Monate alt. So begnügen wir uns mit einer guten Serie von Blauschafen, die wir aus den hohen Felsen schießen, und treten den Rückmarsch an, um die nächste große Etappe der Expedition in Angriff zu nehmen.

## Neuntes Kapitel

### Der Zug nach Indien

Nach Hokow — Affenjagd — Hochtibetische Marschtage — Der Gott des Jalung fordert seine Opfer — Seltener Fasan — Unter der Herrschaft des Multyrrannen — Empfang beim Großlama — Die heikle Gewehrfrage — Von Muli nach Jung-ning — Li-kiang — Von Tali über den Mekong und Salwen nach Leng-Nueh — Wieder in Vollzivilisation — Indien erreicht

Eines Abends finden wir uns alle wieder in der Missionsstation von Sa-t sien-lu zusammen, um über unsere weiteren Pläne einen gewichtigen Kriegsrat abzuhalten. Die beiden Amerikaner, Dolan und Bowles, haben sich angesichts der errungenen Erfolge dazu entschlossen, auf dem schnellsten Wege die Küste Chinas wieder zu erreichen, um die wertvollen Sammlungen von Schanghai aus nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu verschiffen. Bowles wählt dabei den alten Weg über Tschung-king und Hankau den Jang-tse-kiang zurück, während Dolan, der sich Grieser als seinen Begleiter auserwählt hat, in genau südlicher Richtung durchstoßen will, um Yunnan — die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, das mit Französisch-Indochina durch eine Eisenbahnstrecke in Verbindung steht — zu erreichen.

So kommt es, daß nur Weigold und ich dazu bestimmt werden, an unserem ursprünglichen Plane, über Land Indien zu erreichen, festzuhalten. Wir planen daher in den nächsten Monaten noch einen weiteren Vorstoß in westlicher Richtung nach Tibet hinein, um schließlich in südlichem Kurse abzubiegen, die großen parallel laufenden meridionalen Stromfurchen zu kreuzen und nach Möglichkeit in Oberburma in britisch-indisches Gebiet überzutreten.

Nachdem Bowles, und wenige Tage darauf auch Dolan und Grieser weitergezogen sind, setzen wir unsern Zug nach Indien auf den 19. Oktober 1931 fest. Dieser große Durchbruch, der uns in mehrere Monate langem Marsch von den hohen, öden Grassteppen und eisigen Hochgebirgen des Tibeterlandes in die Glut der Tropen hinunterführt, wird uns zu einem





„Himmlische“ Bestattung der irdischen Reste



Die großen seltenen Schwarzhalskraniche



Sazellenkis



Sesteller Sevan

unvergleichlichen Erlebnis. Das allmähliche Hinabsteigen in die wärmeren Talgebiete und das Wiedererklimmen der hohen, kalten Gebirgszüge gibt dem nun folgenden Marsch einen ganz besonderen Reiz, da sich die klimatischen Bedingungen jetzt zur hereinbrechenden Winterszeit noch extremer gestalten, als wir sie schon erleben durften.

Die oft sehr beschwerliche Reise nach Indien, die, nachdem bis jetzt alles gut gegangen ist, auch den Gedanken wieder freieren Lauf in die Zukunft läßt, und uns die sichere Hoffnung gibt, daß wir die Heimat in nur wenigen Monaten wiedersehen werden, läßt unsere Sinne doppelt wachsam arbeiten und die ganze unerschöpfliche Natur doppelt stark auf uns einwirken.

Nach einem herzlichen Abschied von den Missionaren, die uns noch ein gutes Stück aus dem südlichen Stadttor der alten Grenzfestung das Geleit geben, reiten wir auf unseren frischen und ausgeruhten Tieren in das herbstliche Tal hinein, um schon bald in westlicher Richtung den 4600 Meter hohen Dschedopaß in Angriff zu nehmen. Wieder nimmt uns das weite Hochland auf, wieder durchreisen wir in endlosen Märschen prächtige Koniferenwaldgebiete, und abends schlagen wir bei bitterer Kälte unsere Zeltlager auf, träumen beim flackernden Schein der Lagerfeuer dem warmen Süden entgegen und ziehen weiter, bis wir nach etwa sieben-tägigem harten Marsch Hoko, eine kleine tibetische Ortschaft am Jalungflusse (der ersten meridionalen Stromfurche), erreichen. Nach kurzem Aufenthalt in der schmutzigen Talsiedlung wird unsere Karawane und unser gesamtes Gepäck unter großen Schwierigkeiten über den Jalungfluß hinübergerudert, und in wenigen Stunden schon geht's weiter den Schneekämmen des Ra-ma-la entgegen. Dort umfängt uns abermals ein gänzlich veränderter Landschaftscharakter, den wir seit Verlassen der hohen Steppen nördlich des Goldflußtales nicht mehr gesehen haben. In immer neuen Bildern rollt die unendliche Hochsteppe von scharfkantigen Schneebergen gekrönt bis in die Unendlichkeit dahin. Und in den tiefen Wannentälern wuchsen mächtige tiefdunkelgrüne Fichtenwälder.

Dort an der Grenze zwischen Steppe und Urwaldgebiet stoße ich eines Tages mit einer großen Herde der berühmten Tibetmakaken zusammen, jenen langhaarigen, höchstlebenden Affen Asiens, ja der ganzen Erdoberfläche, von denen wir noch einige Exemplare für unsere Sammlung benötigen. Auf Kilometerentfernung erkenne ich die prächtigen Tiere und pirsche, den Jäger zurücklassend, sofort an. Nach einer halben Stunde harter Kletterarbeit stoße ich mit der Affenherde zusammen, wenige Sekunden später saugt sich der Zielstachel auf den graubraunen Rücken eines starken, männlichen Affen fest, und im Schusse sinkt er tot auf die

Erde herab. Eine wilde Panik bricht aus; überall krachen die Büsche, allerorten tauchen rotbraune, kleine und große Affen auf; starke, alte Männchen, mittelgroße Affenmütter von ihren Kindern gefolgt, alle rennen sie der schützenden Dichtung entgegen und verschwinden.

Sofort reiße ich das Zielfernrohr von der Büchse herunter und rase nach vorn. Da erkenne ich noch einen starken, männlichen Affen, der, wie ein Hühnerhund den Stummelschwanz lang ausgestreckt, auf 50 Meter im vollen Tempo an mir vorüberrast. Weit vorhaltend, überschlägt er sich im Schuß und bleibt liegen. Und nun beginnt eine regelrechte Affenjagd im wahrsten Sinne des Wortes über Gräben und gefallene Bäume hinweg, durch Stecheichendickungen und Hochwald, bergauf und bergab, daß mir die Lungen pfeifen und mein Kopf brennt. Vor mir immer die schreienden Stimmen der Führeraffen, die mir die Richtung angeben, bis ich an einen Windbruch wieder einmal auf 200 Meter herangekommen bin; doch 50 Paar scharfe Augen sind auf der Hut und noch ehe ich Gelegenheit habe, die Büchse unter einem Stecheichenbusch hervorzuschieben, rast die ganze Bande in wilder Flucht wieder davon. In hellster Verzweiflung knalle ich mitten hinein und fehle, weiter, immer weiter geht die Haß, — bis es mir schließlich gelingt, noch einen starken Affen auf 70 Meter Entfernung zu erbeuten.

Wir reisen über einsame Hochstraßen, die durch die bleichenden Skelette umgekommener Karawanentiere markiert sind. Dort halten die gigantischen Lämmergeier ihre Wacht, um nach Nas Ausschau zu halten. Und so gelingt es mir auch, noch einige dieser prächtigen Riesenvögel zu erbeuten. Wenn ich einen Lämmergeier hoch am Firmamente kreisen sehe, so lege ich mich mit entblößtem Oberkörper einfach auf mein Gewehr und markiere den „toten Mann“. Sollte der Trick nichts helfen, so versuche ich den mächtigen Flieger zu überlisten, indem ich mich krank stelle, humple und hinke, in gebückter Haltung einherkrieche, um mich dann auf den Boden zu werfen und wiederum tot zu stellen. Der Lämmergeier, der solche Manöver, am blauen Himmelszelte schwebend, genau beobachtet hat, glaubt nun ein Opfer gefunden zu haben, und läßt sich langsam hernieder. Dabei kommt es nun darauf an, den richtigen Augenblick — wenn die mächtigen Schwingen dicht über mir rauschen — abzapfen, schnell aufzuspringen und, natürlich ohne lange zu zielen, den Schuß hinzuwerfen, ehe der zähe Räuber den Schwindel erkannt und die eilige Flucht ergriffen hat.

An vielen Tagen, wenn der eisig kalte Winterwind über die Hochsteppen bläst, oder der Schneesturm gegen uns hämmert, daß uns die

beißenden Eiskristalle nadelscharf ins Gesicht stechen, muß die Mittagssonne ausfallen und wie schon so oft auf dieser Reise „durch stramme Haltung“ ersetzt werden. Wenn wir so marschieren und die Tragtiere in langer Reihe durch die Ureinseitigkeit des wilden tibetischen Hochlandes trotten, wir selbst an der Spitze unserer Karawane einherreiten und die harte schwermütige Poesie dieser großen Landschaft auf uns einwirken lassen, dann werden auch unsere tibetischen Maultiertreiber vom Banne ihres Heimatzaubers beseelt. Wenn der kalte Wind segt, ist das Scherzen und Lachen, wie es ums Lagerfeuer ertönt, mit einem Male verstummt. Jeder reitet für sich und hängt seinen eigenen Gedanken nach. Nur die grellen Pfiffe und Jodler zum stetigen Vorwärtstreiben der ermüdeten Tiere und auch die wohlgemeinten Steinwürfe auf die abseits Trottenden, die um eines Maules voll Gras die Reihe verlassen, sind gemeinsames Bemühen, die Karawanenordnung aufrecht zu erhalten, so wie es sich gehört. Das alles aber sind nur die regelmäßigen Takt Schritte eines behagend lebensfreudigen und doch beim Pfeifen des kalten Windes in der Einsamkeit der Steppe so voller Schwermut klingenden Musikstückes.

So geht es fort, Tag für Tag, zehn oder zwölf Stunden, bis die Sonne hinter fernen Gismauern verschwindet und wir von neuem an das Lager schlagen denken müssen.

Manchmal geschieht es, daß wir bei hereinbrechender Dunkelheit keinen Lagerplatz mehr ausfindig machen können und dazu gezwungen werden, die Zelte, trotz der Abschüssigkeit des Geländes, mitten auf dem Karawanenwege zu errichten.

Ein geschäftiges Treiben mit dem Abladen der Gepäckstücke, dem Aufrichten der Zelte, Wasser und Holz holen und Präparationsarbeiten beginnt, bis die halbwilden Tibeter nur mit Flint und Feuerstein entfacht, ohne Zuhilfenahme von Papier, in wenigen Minuten ein knisterndes Feuer in Gang gebracht haben. Dann versammeln sich Forscher und Eingeborene im großen Kreise, von hinten vereist, die Gesichter aber der prasselnden Glut entgegengewendet ums anheimelnde Feuer. Der Esambakessel dampft und singt, und das ausgelassene Lachen der Tibeter klingt weit in die sternüberglänzte Steppennacht hinein. Allzufrüh leider müssen wir das wohligh wärmende Feuer, auf dem die glühenden Ballen trockenen Dalmistes beizenden Qualm verbreiten, verlassen, um beim Kerzenschein und eisiger Kälte unsere Tagebuchaufzeichnungen zu machen und weiter zu präparieren, bis der Koch das köstliche Essen zubereitet hat.

## Der Zug nach Indien

Nach Beendigung der Abendmahlzeit baut sich jeder aus Pferde-  
decken sein Nest und versucht, sich, so gut es eben geht, vor den beißenden  
Nachtfrösten zu schützen. Bei 10 oder 15 Grad Kälte richte ich meine  
Lagerstatt etwa wie folgt her:

Als Unterlage der ganzen Bettstatt, die auf dem Boden des Zelt-  
es ausgebreitet wird, dient ein schwerer Gummisack, in dem das Bettzeug  
tagsüber auf den Tieren verschnürt wird. Darüber kommt dann meine  
Gummimatraxe, die leider schon seit Monaten keine Luft mehr hält, und  
darauf liegt ein fester tibetischer Teppich. Dann folgen die beiden  
Schlaffäcke, in denen ich drinstecke, und zwar mit dreifacher dicker  
Kleidung angetan, und über mir liegen dann noch weitere Gummisäcke,  
Mäntel und Pferddecken, je nach Belieben.

So kann ich schlafen wie zu Hause; am anderen Morgen aber haben  
sich dicke Eisklumpen im Bart gebildet und auch die Decken und Zelt-  
wände, gegen die man atmet, sind weiß und dick mit Eisschichten und  
Rauhreif belegt. Aber in alter Frische und mit bestem Humor heißt es  
dann schon wieder auf dem Posten sein, denn eine halbe Stunde hernach  
muß die Karawane in Marschordnung stehen. Es ist alles in allem ein  
bitterböser Marsch, der mir schwerlich aus dem Gedächtnis entschwinden  
wird. Zwar treffen wir ab und zu noch Nomadenlager und menschliche  
Siedlungen an, wo uns die Leute freundlichst begrüßen und uns als  
höflichste Bewillkommung ihre breiten Zungen herausstrecken, aber die  
Kälte bleibt doch nicht ganz ohne ihre nachteiligen Wirkungen, so daß die  
zoologische Sammeltätigkeit empfindlich darunter leidet.

Außerdem haben die Karten dieses wilden Landes den zweifelhaften  
Vorzug, daß sie nicht stimmen und uns auf diese Weise oft tagelang die  
Orientierungsmöglichkeit genommen wird.

Eines Abends, als es schon zu dämmern beginnt, und wir auf Grund  
der Karten, auf die wir uns bisher verlassen hatten, den Paß über einen  
mächtigen Gebirgskamm suchen, müssen wir zu unserer Schande ein-  
gestehen, daß der Weg verfehlt ist, es über dieses mächtige Schneegebirge  
gar keinen Paßübergang gibt, und daß wir nicht nur mit unseren Kräften,  
sondern auch mit unserm Latein restlos am Ende sind. Alles verzweifelte  
Absuchen der hohen spitzen Felsentürme nach einem Obo- oder Lazahaufen  
(die immer als untrügliche Zeichen auf den Paßübergängen angebracht  
sind) bleibt ergebnislos, und als wir es trotz der hereinbrechenden  
Dämmerung aufs Geratewohl doch noch versuchen wollen, die steile Wand  
zu nehmen, erleiden wir mit dem Fehlschlag unserer Bemühungen einen  
großen Mißerfolg. Tiere und Menschen sind hundemüde, der eisige

Sturmwind scheint auch die letzten Energien unserer Karawanentreiber hinweggeblasen zu haben, so daß ich mich mutterseelenallein dazu entschließe, noch 300 Meter höher zu steigen, bis ich mich in dem labyrinthischen Wirrwarr von Felsen, Halden und totem Gestein überzeugen lasse, daß an eine Überschreitung mit großem Troß gar nicht zu denken ist, — ja, daß es Wahnsinn wäre, wollte man überhaupt den Versuch hierzu unternehmen. Ganz oben aber gibt es noch eine Überraschung! — Da wo die wildesten Felsen sich übereinanderschichten und sich nur noch ganz wenige vegetationsbedeckte Flecken befinden, reckt mir plötzlich ein einsamer, mit bis auf die Hufe herabwallenden Haaren bedeckter, kohlschwarzer Yakbulle sein mächtiges Haupt entgegen. Duster und unbeweglich steht der Koloss und starrt mich mit bösen Augen an, so wie der rachsüchtige Berggeist selbst, der uns in die Irre geleitet hat.

Beim Abstieg jedoch genieße ich zum letzten Male einen geradezu fantastischen Blick auf die im letzten Abendschein erglühenden Gletscher des Minya-Gongar-Massives und erreiche unsere kleine traurige Reisegesellschaft erst bei völliger Dunkelheit. Mit zerschlagenen Knochen und dem ungewissen Bangen, ob es uns in dieser öden Bergeinsamkeit überhaupt wieder möglich sein wird, den Spurpfad nach Süden zu finden, errichten wir im eisigen Sturmwind unsere Zelte und schlafen fast augenblicklich ein. Mit dem blendenden Frühlicht des nächsten heraufdämmernden Tages sind auch die zweifelnden Gedanken der Nacht wie Gespenster entflohen, wir finden nach kurzem Suchen in einer anderen Kette einen geeigneten Paßübergang und ziehen los, um die 5000 Meter hoch gelegene Scharke wenigstens heute noch bei vollem Tageslicht überqueren zu können. Mit freudigem *Lha-sa-lo*-Rufen stürmen wir auf unser Ziel los, dann haben „die Götter gesiegt“, und dankbar schmücken unsere Tibeter den Lazahaufen, um den höheren Gewalten dieser Berge Genüge zu tun. Nach Überwindung des Passes klettern wir wieder steil nach unten und erreichen abermals die Zone des tibetischen Waldlandes, wo uns als erstes Zeichen des nahenden Südens mächtige subtropische Kiefern mit wunderbaren, langnadeligen Kronen, an denen fast ananasgroße Zapfen hängen, auffallen. —

Paß folgt auf Paß. Täglich gibt es neues zu sehen, und täglich rücken wir dem südlichen Klima näher, das sich nun schon in der ganzen Natur erst schüchtern, dann aber immer mächtiger bemerkbar macht.

In Wuschi, einer ärmlichen, halbtibetischen Ortschaft, gelingt es mir, zur Vervollständigung der Sammlung noch einen schwarzen Muntjak, eine ebenfalls sehr niedrige Hirschart, zu erbeuten. — In einer noch

## Der Zug nach Indien

von Schnee angefüllten Schlucht, in der das Vorwärtstommen wegen des steilen Geländes außerordentlich schwierig ist, finde ich nach langer Pirsch durch den kalten Schnee die ersten Fährten des seltenen Wildes. Vorsichtig Fuß vor Fuß setzend kriechen ich voran und erkenne plötzlich für den Hauch einer Sekunde etwas Schwarzes vor mir und höre deutlich ein Stück Schalenwild den Hang hinauf abspringen. — Totenstille setzt wieder ein; unterdessen habe ich mich im Schnee lang ausgestreckt und warte aufs äußerste gespannt, mit angebacktem Gewehr — Sekunden dauern eine Ewigkeit — dann endlich klingt's wieder „Tap — Tap — Tap —“ im knirschenden harten Schnee. Und wieder Stille; aber die Richtung, aus der die Schrittlaute erschollen, habe ich mir genau gemerkt und rutsche weiter über den Schnee bergan. Dann wieder „Tap — Tap — Tap“ und nun eine Bewegung, die nur ein Schatten sein könnte — schon ist der Schuß draußen. Atemraubende Spannung — nichts regt sich — nichts springt ab. War alles nur eine Einbildung? — Hat mich ein Trugbild irreführt? — Dann plötzlich ein schwerer Schlag und wieder dieselbe, unheimliche Stille über der klammartigen Schlucht.

Mit wieder geladenem, schussfertigen Gewehr springe ich nun, so rasch mich meine Beine tragen können, auf die Stelle zu — und da liegt er auch schon, mein schwarzer Muntjak, über rehgroß und tief-schwarz, die letzte neue Wildart für die zoologische Sammlung.

Abends sitzen wir, da unsere Zelte von außen und von innen völlig vereist sind, ums riesige Lagerfeuer vereint und freuen uns über den Dufel, der mir beschert wurde. Die Tasse heißen Tees aber, die ich neben mich stelle und während der harten Präparationsarbeit vergaß, ist schon fest zugefroren, als ich sie zu den Lippen führe. Totenstill ist die Nacht. Der feurige Schein der großen, glühenden Baumstämme läßt unsere Gesichter rundum aufstrahlen, während auch die hungrigen Tiere im Kreise ums Feuer stehen und mit ihren großen dunklen Augen in die Glut starren. Sie haben harte Zeiten jetzt und stecken ihre langhaarigen Wuschelköpfe zusammen und haben die langen Ohren alle nach vorn gerichtet, als ob sie jedes bißchen Wärme erhaschen wollten. Während der darauffolgenden Nacht können wir uns eines ruhigen Schlafes nicht erfreuen, denn die Weidestümpfe mit dem wenigen dünnen Grase sind so klein, daß die hungrigen Tiere, die um jedes Grashälmschen kämpfen müssen, bis dicht an die Zelte herankommen und die Leinen zerreißen, daß uns die luftige Wohnstatt über den Köpfen zusammenfällt.



Eines Tages gurgelt wieder das schmale grüne Band des Jalung-Flusses 1000 Meter unter uns in einer dunklen Schlucht. Ohne Unterbrechung könnte ein Stein oder ein geschossenes Stück Wild von hier aus über die Felsen und steilen Grashalden bis zu den Ufern des mächtigen Bergflusses hinunterkugeln. In brennender und sengender Sonnenglut steigen wir nun in die Subtropen hinab, und die von der Karawane aufgeführten Staubwolken lagern noch lange über den Serpentinien des steinigen Pfades. Keine Vogelstimme ist zu vernehmen. Die Temperaturunterschiede sind gewaltiger denn je zuvor; gestern noch in der Arktis, umgibt uns nun eine Gluthize von beinahe 40 Grad, bis wir die letzte Schlucht durchquert haben und die saftig grünen Terrassenfelder der kleinen Ortschaft Baurung vor uns liegen. Noch am gleichen Abend verhandeln wir mit unseren Karawanenleuten und dem Stammesfürsten der Baurungtibeter wegen des gefährlichen Übersetzens über den Jalung-Fluß, das wir nach Möglichkeit schon am darauffolgenden Tage bewerkstelligen wollen. Die Baurungtibeter hingegen behaupten, daß das Bambusseil, das den Fluß überspannt und als Brücke dient, erst nach Ablauf von 5 Tagen wieder hergestellt werden könne, da es durch den dauernden Karawanentransport sehr stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Wir protestieren und erklären uns schließlich damit einverstanden, einen Tag zu verweilen, der dann benutzt werden soll, das alte Seil zu straffen und zu spannen. — Da uns mit der Überquerung des Flusses ein großes Wagnis bevorsteht, verbringen unsere verängstigten Karawanentibeter den folgenden Tag damit, den Göttern des Flusses Rauch- und Speiseopfer darzubringen und ihre inbrünstigen Gebete zu den Buddhas hinaufzusenden. Voll Zuversicht wird am darauffolgenden Morgen daher das Lager abgerissen, und gegen 8 Uhr hat die gesamte Karawane am Flußufer Aufstellung genommen.

Sehr vertrauenerweckend sieht die Übergangsstelle beim ersten Anblick gerade nicht aus, so daß sich nun auch bei uns die ersten Zweifel melden wollen. Da sind in Abständen von 100 Metern zwei starke Bambusseile über den Fluß gespannt, die jedes in einer anderen Richtung als großartige Rutschbahnen benutzt werden. 50 Meter tief unten braust der überschäumende Jalung dahin, und die Seilbefestigung liegt auf einer felsensteilen Uferwand, die senkrecht zum Fluße abfällt. Zuerst werden alle unsere Gepäcksstücke zu einem hohen Stapel aufgeschichtet und dann die Tiere in einer langen Reihe angepflockt, damit sie bei den nun folgenden Prozeduren nicht die Flucht ergreifen können, denn auch aus der Tierperspektive gesehen, kann ein solcher „fliegender Fluß-

übergang“ gerade keinen sehr beruhigenden Eindruck machen. Vier oder fünf Tibeter, die uns und die später nachfolgenden Gepäckstücke und Tiere drüben auf der anderen Flußseite in Empfang nehmen sollen, sind die ersten, die sich mit Leichenbittermienen die derben Lederriemen und festen Stricke um Unterkörper und Brust schwingen und — mit Windeseile, sausend, über das gischtende Wasser hinübergleiten. Dann kommen die Gepäckstücke, Weigold und die leichten Gäule, die alle in gefesseltem Zustand ihren ersten Flug durch die Luft antreten müssen. Schließlich werde auch ich fest umgürtet, man zeigt mir, wie ich den Kopf abseits strecken muß, um mich während der rasenden Fahrt nicht am Seile zu verletzen, — es erfolgt ein Stoß von hinten, und schon sause ich, frei über dem Flusse hängend, los.

Leider geht alles viel zu schnell, so daß ich von der hübschen Sensation nicht allzuviel zu spüren bekomme. In wenigen Sekunden bin ich die 100 Meter hinübergerutscht und werde drüben von den Tibetern aufgefangen. Anschließend nehme ich ein kaltes, erfrischendes Bad in einer kleinen Bucht und habe dabei die Gelegenheit festzustellen, daß allein schon die Gegenströmung in Ufernähe so gewaltig ist, daß ich kaum dagegen ankämpfen kann. Im stillen danke ich Gott, daß ich nicht den Versuch gemacht habe, den Fluß zu überschwimmen, wie ich das zuerst vorhatte. Dagegen hege ich ernstliche Befürchtungen, wie die großen Pferde und Maultiere, für die das ramponierte Seil als zu schwach erklärt wurde, den Fluß durchschwimmen sollen. In der Tat erwartet uns die Katastrophe.

Am Ufer der kleinen Bucht, in der ich gerade geschwommen hatte, werden die mit dem Seil herübergelotsten Tiere vorsichtshalber in einer Reihe aufgestellt, damit sie ihren Kameraden, die den wilden Falung durchschwimmen sollen, die Richtung anzeigen, während oberhalb auf der anderen Flußseite die sieben großen Pferde und Maultiere mit lautem Indianergeheul, mit Fußtritten und Steinwürfen in die reißenden Fluten hineingetrieben werden. Wild schlagen ihnen die Fluten über den Köpfen zusammen, und alles scheint in den ersten Sekunden so, als ob die Tiere einer vollständigen Vernichtung entgientrieben, denn es ist, als ob sie, willenlose Spielzeuge des tobenden Wassers, keinen Schritt weit vorankämen. Im tollen Wirbel werden sie von der Strömung erfaßt, hin und her geworfen, so daß nur die in Todesangst weit geblähten und wildschnaußenden Nüstern und die Oberkante der Köpfe aus dem nassen Tode hervorschauen. Unwahrscheinlich schnell reißt sie der Strom mit sich, treiben sie ab und kommen uns, die wir etwas unterhalb Aufstellung genommen

haben, entgegen. Jetzt werden sie von den stärksten Wassern erfaßt, und schon nach den ersten Metern dieser gewaltigsten Mittelströmung des Jalung kann ich nur noch 6 Tiere zählen — eines ist ein Opfer des Todes geworden und sang- und klanglos untergegangen. Schon beginnen wir die Hoffnung zu verlieren, daß es überhaupt einem der Tiere gelingen wird, das diesseitige Ufer lebend zu erreichen. Da werden die um ihr Leben Kämpfenden von einem wilden Strudel erfaßt — hoffnungsloses wüstes Schnauben erklingt, und nachdem sie einige Male im ungestümen Wirbeltanz herumgerissen sind, werden sie von der Gegenströmung erfaßt und wie von einem rettenden Engel in die Bucht hineingetrieben. Nur mein Reittier, das zu weit abgetrieben wurde, geht seinem Verhängnis entgegen. — Noch wenige Meter kann ich es verfolgen und seinen Kopf hin und wieder aus dem Wasser hervortauchen sehen — dann erschallt ein fürchterlicher Laut, ein Prusten und Todesröcheln zugleich, und wie ein morscher Kahn in der Sekunde des Kenterns, so schlägt das Tier um, bäumt sich noch einmal wild auf — dann nur Wasser — noch einmal zwei Hinterbeine und als letztes, das ich von meinem treuen Reittier je gesehen habe, der lange noch peitschende Schwanz. Die Tragödie ist beendet. Alle die wahnsinnigen Schreie der Tibeter, alles Brüllen und Rufen, das verzweifelte Laufen am Ufer entlang — was hilft es? — Der Jalung hat seine Opfer gefordert, und wir Menschen stehen ihm machtlos gegenüber. —

Der Karawanenführer erhebt sich am Ufer und sagt kein Wort — sein braunes Gesicht färbt sich puterrot, seine Gesichtsmuskeln zucken, zwei Tiere sind tot — dann herrscht minutenlange Stille. — Ruhig und gelassen, als wenn nichts geschehen wäre, gehen zwei unserer Karawanentibeter daran, ein Feuer zu entfachen und das Mittagsmahl zu bereiten. Die übrigen Tibeter ziehen sich schweigend zurück, es herrscht Ruhe, Ruhe vor dem Sturm! — Was wird nun kommen?

Nach dem Essen versammeln sich alle unsere Tibeter mit finsternen Gesichtern und drohenden Gebärden um uns herum. Noch bewahren sie Haltung. Dann beginnt der Karawanenführer seine anscheinend wohl-einstudierte Rede. Jetzt, da die Katastrophe über uns hereingebrochen ist und wir zwei unerseßliche Tiere verloren haben, hat der alte Fuchs seinen Glauben an die tibetische Götterwelt anscheinend völlig eingebüßt, denn nicht den dämonischen Gewalten des mächtigen Flusses schiebt er in seiner wüsten Rede die Schuld zu, nicht seine Götter klagt er an, sondern uns, die wir das Auswechseln des Seiles nicht abwarten wollten, und auch gegen den Stammesfürsten von Baurung erhebt sich seine er-

eifernde Stimme, denn der hatte ja dazu geraten, daß die schwersten Tiere in Unbetracht der Brüchigkeit des Seiles schwimmen sollten. Was bleibt uns übrig? — als dem erbosten Manne klar zu machen versuchen, daß uns der böse Flußgott eben einen Streich gespielt habe, und daß weder er als Chef unserer Karawane noch das Stammesoberhaupt von Baurung irgendwie schuldig an dem traurigen Ausfall der Tiere seien. Doch unsere Worte verwehen im Wind. Nun schreien alle Tibeter wild durcheinander und werden zu tobenden Bestien und Wölfen. Eine wüste Debatte entsteht, man geifert, man schreit, man brüllt, greift nach den Schwertern und tobt wie in einem Irrenhause. Schaum steht den unbeherrschten Menschen vor dem Munde, und wir müssen alle Mittel aufbieten, um den schuldlosen Stammesfürsten, den sie zerfleischen wollen, zu erretten, denn als wir ihm ein freies Geleit zusichern, klammern sich die Tibeter wie Bestien an ihn und wollen ihn nicht ziehen lassen, bis er die Summe für die ertrunkenen Tiere bezahlt habe. — Der arme kleine Beherrscher von Baurung beteuert, total verschüchtert, immer wieder mit den gleichen Worten seine Unschuld, bis wir ihn endlich nach stundenlangen Verhandlungen freibekommen und es uns gelingt, den Streitfall so weit zu schlichten, daß wir das Versprechen abgeben, die Tiere in Likiang ersetzen zu wollen.

Wie wir dann zum Aufbruch treiben, um möglichst rasch die Stätte unseliger Erinnerungen hinter uns zu bringen, da erwidert der rabiateste unter den Tibetern: „Ihr wollt immer gehen und uns treiben; Ihr habt ein ganz schlechtes Herz und uns laßt Ihr verhungern!“ Also geben wir der tobenden Meute nach, und es folgt ein zweistündiger Tsambafräß — der Totenschmaus, bis es die rachsüchtigen Tibeter durchgesetzt haben, daß wir auch die nächstfolgende Nacht, am prasselnden Feuer sitzend, noch immer an der Unglücksstelle verbringen.

Da, wohl berauscht durch ihre eigenen Worte, dringt das Gesindel wieder auf uns ein und gebärdet sich so unverschämt, uns ein Ultimatum zu stellen und einen Erpressungsversuch zu unternehmen. Sie behaupten, daß sie uns nicht mehr trauen könnten und verlangen eine viel zu hohe Summe für die verlorenen Tiere, die auf der Stelle ansbezahlt werden müsse, weil wir sonst selbst sehen könnten, wie wir weiter kämen.

Jedenfalls treffen sie Anstalten, mit ihren Tieren, die wir für den Karawanenmarsch nur gemietet haben, am nächsten Morgen wieder in Richtung nach Sa-tien-lu zurückzuziehen. Was bleibt uns in dieser Notlage übrig, als uns dem Willen dieser asiatischen Bestien zu

beugen? — So müssen wir mit dieser Bande weiterziehen, bis einige Wochen später ein Nachspiel folgt.

Da bringen sie ein neues hervorragend aussehendes Maultier heran, verlangen, daß wir dieses Tier noch als Ersatz für die im Jalung ertrunkenen kaufen sollen, und fordern den in jeder Weise unerschämten Preis von 250 Dollars. Als wir uns weigern, entsteht abermals eine ähnlich wilde Szene wie am Ufer des Jalung. Gischt schäumend, mit blitzenden Augen, werfen sich die Tibeter uns entgegen und schreien Weigold, dessen Pferd sie am Zügel festhalten, in gemeinster tierischer Ekstase zu, daß sie gewillt seien, uns auf der Stelle sitzen zu lassen, wenn wir die geforderte Summe nicht auf der Stelle bezahlten. Unter dem Druck meiner Reitpeitsche und der geladenen Gewehre und durch die Vermittlung eines Klosterabtes gelingt es uns dann schließlich, doch noch unser Gesicht vor der vertierten Horde der Tibeter zu wahren, indem wir den Kaufpreis des Tieres auf 200 Dollar drücken können und das Maultier für uns erwerben.

Der Weitermarsch, der nun erfolgt, ist einer der anstrengendsten, die wir je hinter uns gebracht haben. An vielen Stellen werden wir gezwungen, wegen der unbeschreiblich schlechten Wegeverhältnisse teils männliche, teils auch weibliche Träger in den nächstliegenden Ortschaften zu requirieren, um die kostbaren Lasten an den abschüssigen Stellen zwischen Himmel und Erde vorüberzutragen. — So erreichen wir durch ein tief erodiertes Land der größten Maßstäbe wandernd, die kleine Dase Da-za-zung, wo wir endlich einmal wieder mit ein paar Referenzen und Höflichkeiten empfangen werden; aber die Häuser, die hier festungsartig dicht auf kleinstem Raume zwischen überhängenden Felsen zusammengebaut sind, entpuppen sich eines wie das andere als widerwärtige Mistansammlungsstätten, wo wir nichts destoweniger gezwungen werden, den warmen Mief in Gesellschaft mit räudigen Kälbern und einem röchelnden Sterbenden dem kalten Dzon des Zeltes vorzuziehen. Dankbar bin ich dieser widerwärtigen Ortschaft nur, weil sie mir am Rande der sie umgebenden Felder einen der herrlichsten Vögel schenkte, die in der Wildnis des westchinesischen-osttibetischen Grenzlandes vorkommen, den Diamant- oder Amherst-Fasan. — Ich beobachte da auf einer lichten Stelle am Dschungelrand eine schlangenartige Bewegung und werfe im gleichen Augenblick einen Schuß dort hinein, — vermeine ein Flattern zu hören, krieche vorsichtig in den Wust der Lianen hinein und finde, nach kurzer Heßjagd, einen prächtigen Hahn dieser köstlichen Fasanenart.

## Der Zug nach Indien

Idyllisch in einem Seitental gelegen überstrahlt Teng-pang, ein wunderschönes Lamakloster mit seinen schlohweißen Fassaden und mächtigen Mauern, die tiefdunklen Wälder, die sich im weiten Umkreise dehnen. Teng-pang ist der erste Ort unter der Herrschaft des ebenso berühmten wie berüchtigten Königs von Muli, durch dessen Gebiet wir mitten hindurch müssen, und vor dem uns schon manch einer gewarnt hatte, denn dieser Mulikönig, gleichzeitig einer der höchsten Priester und lebenden Götter des osttibetischen Landes, hat keinen guten Ruf, regiert unabhängig und soll der letzte der grausamen Tyrannen Osttibets sein. Daher halte ich es schon jetzt, wo wir soeben in das Königreich Muli eingetreten sind, für durchaus angebracht, einiges von diesem Herrscher über ein kleines, aber von hohen, unüberwindlichen Gebirgsmauern umschlossenes Land zu berichten. Aus uraltem Manschugeschlecht, jener mongoloid-turktatarischen Herrscherkaste, entstammend, soll die Familie des großen Priesterfürsten von Muli sich schon vor mehreren Generationen in Osttibet niedergelassen haben. Vor Jahrzehnten schon, da sich der fortschrittlich gesinnte, aber in jeder Weise rücksichtslose und äußerst brutale „lebende Buddha“ seiner Macht und Fähigkeit, andere Menschen zu beherrschen, bewußt wurde, hat er einen großen, lang vorbereiteten Eroberungszug nach Lhasa unternommen, um den Gottkönig Tibets, den Dalai Lama selbst, in seiner Hochburg zu überfallen und von seinem goldenen Throne des Potalas zu stürzen. Die Armee des Mulikönigs jedoch wurde vernichtend geschlagen und völlig aufgerieben, so daß er selbst, der in goldenen Lama-gewändern in Lhasa eingeritten war, als gewöhnlicher Karawanentreiber verkleidet, mit nur ganz wenigen seiner Getreuen den schmachlichen Rückzug antreten mußte.

Auf diesem total fehlgeschlagenen und mißglückten Eroberungszug zeichnete sich ein damaliger Pferdeknecht des Mulikönigs durch besondere Tapferkeit, Selbstlosigkeit und Treue aus, so daß er auf der Stelle zum Leibkoch des lebenden Buddhas (der wie alle seine Amtsgenossen immer in Gefahr schwebte, vergiftet zu werden) bestimmt wurde. Wir trafen diesen ehemaligen Pferdeknecht als Schwager des Königs, Premierminister und Oberbefehlshaber der vereinigten Streitkräfte des Königreiches Muli an.

Enttäuscht durch die vernichtende Niederlage in Lhasa ging der Mulikönig nun daran, seine Macht im eigenen Lande auszubauen und alle Regierungsfäden so in seiner starken Hand zu vereinigen, daß er heute als souveräner Herrscher mit rücksichtsloser Strenge, die wohl selbst für Ostasien beispiellos dasteht, den Chinesen im Osten wie auch den

Tibetern im Westen seines kleinen Landes die Stirn zu bieten imstande ist. Die etwa 20 000 Untertanen des Mulikönigs führen ein völlig entrechtetes Leben und werden als Leibeigene und Sklaven in einem „mauerlosen Zuchtthaus“, wie mir ein amerikanischer Forscher das Muliland einmal schilderte, gehalten. So gibt es dort auch nur einen unumschränkten Willen, den des allgewaltigen Herrschers, des großen Lamas und lebenden Buddhas zugleich, der über Tod und Leben seiner zu einem Sklavendasein verdammtten, geknechteten Untertanen in selbstherrlicher Weise bestimmt.

Der Reichtum des Königreiches Muli liegt in dem Golde, welches das schroffe Gebirgsland in den Betten seiner tiefgefurchten Erosionstäler birgt, und das durch Leibsklaven des Königs ausgewaschen und den Schatzkammern des zentralgelegenen Muliklosters zugeführt wird. Wie sich die Abgabenbeziehungen des sagenhaft reichen Mulikönigs zu China einerseits und Tibet andererseits verhalten, entzieht sich meiner genauen Kenntnis. Meine Vermutung ist jedoch die, daß der unabhängige Priesterfürst, bedingt durch die hohen Gebirgsschranken, die sein Land umgeben, eine von den beiden angrenzenden Großländern völlig unangetastete Herrschaft für sich in Anspruch nimmt.

Mit rigorosen Mitteln versucht es der Multyrrann, die Bevölkerungsziffer seines Landes auf künstliche Art und Weise zu heben; denn jeder Einwohner, der sich anmaßt, länger als drei Monate im Mulilande zu verweilen, wird nach strengen Gesetzen als Leibeigener des Königs betrachtet und darf das Land nicht mehr ohne ausdrückliche Genehmigung seines Herrschers verlassen. Was man im Inneren Chinas und mit Selbstverständlichkeit auch in ganz Tibet vermißt, eine polizeiliche Organisation, ist durch die starke Hand des Mulikönigs in diesem kleinen Lande errichtet worden. All überall in den vielen kleinen Gebirgstälern sitzen die Spizel des Tyrannen, der in ganz wenigen Tagen genau über alles unterrichtet ist, was in den einzelnen Ortschaften vor sich geht, und sich sogar genauesten Bericht darüber erstatten läßt, wenn einmal ein Leibeigener seines Staates länger als drei Tage außerhalb seines Hauses kampiert. Durch diese Methode der Bespizelung seiner Untertanen ist der König in der Lage, jeden sich etwa erhebenden Aufstand und jegliche Verschwörung im Keime zu ersticken. — Überdies trägt der alles umwebende göttliche Schein dieses „lebenden Buddha in zweierlei Gestalt“ sein Nötiges dazu bei, die Bevölkerung des geknechteten Landes im Dunkel eines religiösen, mittelalterlichen Mystizismus verharren zu lassen. Der Mulikönig regiert seine Untertanen vom gleichnamigen Hauptkloster

Muli aus und unterläßt es aus taktischen Gründen niemals, im Laufe eines Jahres mehrere Male seinen Wohnsitz zu wechseln, um sich seinem Volke unter fantastischer Entfaltung von Pomp und Pracht zu zeigen. Wir selbst haben nach wenigen Tagen das Glück, den großen König auf einer solchen Inspektionsreise, die uns in hervorragender und beinahe unbegreiflicher Art und Weise von der autokratischen Macht dieses grausamen Herrschers überzeugt, anzutreffen.

Die exemplarischen Strafen, die der Machthaber Mulis über seine Untertanen zu verhängen pflegt, legen in ihrer Vollstreckung beredtes Zeugnis von der grenzenlosen Rohheit und beispiellosen Gefühllosigkeit dieses Lamatyrannen ab. Hinrichtungen greulichster Art sind an der Tagesordnung. So werden beispielsweise spliternackte Männer, nachdem sie ausgepeitscht wurden, mit ihren Geschlechtsteilen an die Schwänze wild gepeitschter Pferde angebunden und vor den Augen des Königs in die Steppen hinausgetrieben. Von solchen und ähnlichen Greuelthaten wird allenthalben berichtet, und wir brennen nun darauf, dieses dunkelste Stück Mittelalter, das wir in Muli noch erleben dürfen, auch kennenzulernen. Das Staatsgefängnis, das der Tyrann für Verbrecher aller Art einrichten ließ, befindet sich in einem großen, unterirdischen Gewölbe, 30 Meter tief unter den Mauern des Muliklosters, wo die armen Gefangenen in kalter Nässe und ewiger Dunkelheit an Ketten geschmiedet und in ihrem eigenen Rote dahindämmern, ohne die geringste Hoffnung zu haben, noch ein einziges Mal das Licht der Sonne zu erblicken. Viele, über die das Los entschieden hat, sind völlig unschuldig in diese Hölle geraten. So wurde mir von einem dieser bedauernswerten Opfer erzählt, dem zur Last gelegt war, Gold aus den Schatzkammern des Königs gestohlen zu haben. Vor der Urteilsprechung durch den göttlichen König selbst waren die Namen mehrerer Beschuldigter auf verschiedene Zettel aufgeschrieben und dem König in einer goldenen Urne vorgelegt worden. Dieser hatte nach Art der göttlichen Divination einen der Zettel herausgezogen, und da sich ein lebender Buddha eben auf Grund dieser von den lamaisitischen Heiligen erfundenen Urteilsprechung nie in seinem Leben täuschen kann, so wurde der Bedauernswerte, dessen Namen auf dem bewußten Zettel stand, als des Verbrechens schuldig erachtet und in das soeben geschilderte kotstarrende, bestialische Grottengefängnis geworfen. Die grauenhaft sadistischen Untaten, die sich mit dem Namen des gefürchteten Tyrannen verbinden, sind Legion, und die Kunde von der Grausamkeit des Mulikönigs ist schon weit über die Grenzen seines Landes herausgedrungen. Einmal brachte er es fertig, Hunderte von



chinesischen Soldaten, die in seine Gefangenschaft geraten waren, einen nach dem anderen von hoher Felsbrüstung in den Abgrund werfen zu lassen, wo sie nach furchtbarer Todesfahrt als blutige Lappen auf dem Geröll des Bergfußes zerschellten, weil sie es gewagt hatten, Muli anzugreifen.

Nun aber wollen wir uns den sagenhaften König in der Vollkraft seines Tyrannenlebens ansehen und reisen daher auf dem schnellsten Wege in Richtung Kulu-gomba. Schon in Teng-nyang wird uns ein Spizel des Königs als unser Schutzherr und Begleiter zugeteilt, ein Mann, der uns in seiner kindlichen Angst überhaupt nicht aus den Augen läßt und nur immerfort behauptet, daß es ihm den Kopf kosten würde, wenn uns „großen Herren“, die nun im Lande seines Königs reisen, irgendein Leid zustoßen sollte. Schon in einer der nächsten Ortschaften empfängt uns wieder ein Lama, der sich als Vertreter des Königs vorstellt, uns einen weißen Seidenschleier als Zeichen der Bewillkommung überreicht und uns den Wunsch des Multyrrannen übermittelt, daß wir nicht umhin können, Seiner Heiligkeit, dem Lamatyrannen, unsere ehrerbietige Aufwartung zu machen. In der Tat können wir uns vorerst im Bereiche des Multyrrannen nicht beklagen, sondern werden in allen kleinen Siedlungen und Ortschaften von den entneroteten Leibeigenen überaus freundlich begrüßt und bewirtet. Außerdem stellt man uns starke, fette Reittiere zur Verfügung und in einer Ortschaft erhalten wir als Zeichen höchster königlicher Huld sogar eine Apfelsine geschenkt. Durch tief eingeschnittene Täler, wo die Wildbäche über Nacht merkwürdige Hauben und Eisfiguren an ihren Rändern aufgesetzt haben, durch mächtige Urwaldgebiete ziehen wir weiter über den knackenden, gefrorenen Grund, und dann werden wir wieder von einem höheren Offizier des Mulkönigs in Empfang genommen, erhalten unentgeltlich neue, prächtige Reitpferde und werden von dienstbeflissenen Höflingen, die unserer Karawane vorausreiten, Seiner Majestät, dem König von Muli gemeldet. Gleichzeitig aber wird uns Verbot auferlegt, im Königreich Muli einen Schuß abzufeuern oder auch nur einen Kleindogel für die Sammlung zu erbeuten. Einstweilen scheren wir uns noch wenig um diese Verhaltensmaßnahmen und genießen unsere Forscherfreiheit wie immer. Doch wie ich eines Morgens von der Frühpirsch zum Lager zurückkehre, erblicke ich eine aus Hunderten von herrlich geschmückten Tragtieren bestehende Karawane des Königs, die in förmlichem Schütteltrab vorbeidestiliert. Es ist ein prächtiges, farbenfreudiges Bild, denn alle die vielen Lasten sind mit roten Plüschteppichen bedeckt, scharlachfarbene Behänge und reiches, pelz-

verbrämtes Baumzeug mit großen Bündeln von langen Schwanzfedern des Umherstfasanes schmücken die Tiere, die jedes einen kleinen Spiegel auf der Stirn tragen. So rast des Königs Heerzug vorüber, und ich empfinde nun, daß es doch ratsamer sei, die Jagd aufzugeben, und der Dinge zu warten, die nun kommen sollen. Versteckt und gut getarnt halte ich mich im dichten Gebüsch, wage nicht einmal mich zu rühren, komme mir wie ein Schwerverbrecher vor und schäme mich meiner zerrissenen Vagabundenkluft. Da kommt plötzlich um die Ecke biegend ein prunkvoll, über und über mit roter Seide geschmücktes Tier ins Blickfeld, und auf seinem Rücken thront im gelben, weithin leuchtenden Lamaornat ein mächtiger, in rote Seidengewänder und Goldbrokat gekleideter Lamapriester. Da kriech ich ganz in mich zusammen, lasse den Statthalter des Königs auf 20 Schritt an mir vorüber reiten und atme freier erst, als das letzte Tier eiligen Schrittes verschwunden ist. Wie ich mich dem Lager wieder nähere und alle unsere Leute in Ruhe ihrer gewohnten Arbeit nachgehen sehe, bin ich doch froh, in diesem Aufzuge nicht vor den Mulikönig treten zu müssen.

Nun aber wird uns die Kunde, daß wir am morgigen Tage mit dem König zusammentreffen sollen, und daß ein großes Zeltlager, einen Tagesmarsch entfernt, für das große Treffen vorbereitet würde. Nachdem wir uns in beste Kluft geworfen haben, besteigen Weigold und ich die schönsten Tiere unserer Karawane und reiten stolz wie die Spanier den neuen Ereignissen entgegen. Unterwegs treffen wir auf ein herrlich geschmücktes Hauptlager, wo der König erwartet wird und Duzende von eifrig arbeitenden Tibetern damit beschäftigt sind, die Lagerstatt mit grünen Bäumchen und Edeltannenreisern zu schmücken und auszustaffieren. Dabei fällt mir zum ersten Male auf, daß sie alle in halb gebückter Untertanenhaltung herumkriechen. Die anwesenden Obersten und Höflinge aus dem Gefolge des Königs stecken mehr als hochmütige Mienen auf, erteilen uns aber die Erlaubnis, das Lager zu besichtigen, doch achten sie sehr darauf, daß wir die mit Tannenbäumchen und weißen Quarzitsteinen eingefasste Zufahrtsstraße, eine Art Ehrenallee, die zum Glanzpunkt der neu errichteten Anlage, zum Königszelt hinüberführt, auch ja nicht betreten. Das goldgekrönte Königszelt selbst besteht aus einer Vorhalle und dem Hauptraum, wo der Boden mit einem dichten, wundervoll glänzenden Teppich von nach oben gefehrten Tannenreisern bedeckt ist. Rund um das Fürstenzelt scharen sich die ebenfalls reichlich ausgestatteten, aber kleineren Zelte der Minister des Staates, die von einer dichten Reifgedecke umgeben, jedes wie in einem Hofe für sich angelegt sind. Nach Besichtigung dieses Lagers, in dem der König



Der König von Muli



Der Diamantfasan

ja doch bald erwartet wird, bitten wir einen der Vasallenfürsten, auch unsere Zelte im gebührenden Abstände aufschlagen zu dürfen, um der Ankunft des Königs in Ruhe entgegensehen zu können. Unsere Anfrage wird zum aller größten Mißfallen mit hochmütiger Geste rundweg abgelenkt, und zwar mit der Begründung, daß unser Vorhaben sich mit der Hofetikette des Staates Muli nicht vertrage. So etwas gäbe es einfach nicht und damit basta.

Um nicht unnötig Staub aufzuwirbeln, müssen wir uns in das Unvermeidliche fügen und wohl oder übel den Marsch wieder aufnehmen, um den großen, göttlichen Herren im nächsten, schon für ihn hergerichteten Lager zu erwarten. Am Abend werden uns die Visitenkarten des Königs und zwei chinesische Zuckerkuchen sowie ein großer Klumpen Butter als erste Gastgeschenke des Königs überreicht. Dann klingen die Trommeln von Tibet wieder an unser Ohr. Die gefährlichen Wegstellen in den steil abfallenden Tälern sind allerorten von dichten Geländern aus Tannengrün und Bambus verblendet, und auch die vielen Brücken, die wir passieren, sind so festlich geschmückt, daß man beim Hinüberreiten dies wild tosende Wasser in der Tiefe kaum erblicken kann. So erreichen wir endlich das große Hauptlager, das fast noch pompöser eingerichtet ist als dasjenige, das wir schon am gestrigen Tage unter Augenschein nehmen durften. Die Zelte des Königs und diejenigen der Minister und der übrigen Angehörigen des Hofstaates, ebenso wie die vielen Kleinen, die dem Gefolge zugeteilt sind, gleichen den gestern gesehenen aufs Haar, so daß man beinahe annehmen könnte, die ganze Zeltstatt sei über Nacht versetzt worden. Dreihundert prächtige, wohlgepflegte Pferde grasen auf den umliegenden Wiesen, und hoch über dem Lager am Bergeshang lodern zwei gewaltige Opferfeuer, die die Geister und Dämonen, die den Talgrund beherrschen, friedlich stimmen und das Nahen des irdischen Königs kundtun sollen.

Mit großem, weitschweifigem Zeremoniell unter vielen Verbeugungen werden wir von zwei auserwählten Lamas empfangen und in eine festlich geschmückte, für uns reservierte Zeltstadt in der Nähe der Ministerzelte geführt. Für alles ist aufs trefflichste gesorgt. Grüne Tannenteppiche bedecken den Boden, und in der durch kleine Gräben abgegrenzten Küchenabteilung steht das heiße Teewasser für uns bereit. Diesen Empfang lassen wir uns schon eher gefallen, und es schmeichelt unserer Eitelkeit noch mehr, da Duzende von Dienern um uns herum springen und hüpfen, jeder ängstlich darum besorgt, uns Hilfe zu leisten oder irgendeinen Dienst zu erweisen. Wieder glaube ich während der ersten Minuten beinahe, daß die armen Leute, die uns so selbstlos be-

dienen, alle bucklig seien, bis ich an den angsterfüllten Blicken zu bemerken glaube, daß sie in einer Angstpsychose befangen sind und durch die Macht der Gewohnheit u m u n s ebenso herumstreichen wie um ihren königlichen Tyrannen. Raum haben wir uns leidlich eingerichtet und einen kurzen Rundgang durch das geschäftige Lager beendet, da ertönen plötzlich gellende Fanfaren und wie Donnerschläge rollen die dumpfen Wirbel der Trommeln von Tibet durchs einsame Thal der Zeltstadt entgegen. „Der König kommt!“ Alles wirbelt durcheinander, sieht noch einmal nach dem Rechten, nimmt Aufstellung, und schon biegt der bunte königliche Zug, von zwanzig seidenrauschenden Bannerträgern geführt, um die Felsen-  
eck. Es folgen hoch zu Roß die lamaisischen Würdenträger mit bunten Flaggen, wehenden Fahnen und goldenen Sonnenengeln. — Dahinter brausen, ganz in seidenweiche Leopardenfelle gekleidet mit blitzenden Silberschwertern, die hohen Offiziere einher, denen in Reih und Glied etwa fünfzig schwer bewaffnete Soldaten in khakibrannen Uniformen mit auf-  
gepflanzten Seitengewehren folgen. In größeren Abständen, dann einzeln und ihrer Würde entsprechend von je einem sonnenschirmenden Baldachin behütet, thronen die Herren Staatsminister, deren dritter und letzter des großen Königs Schwager ist: Der erste Minister im heiligen Staate von Muli. Alle drei sind über und über in Goldbrokat gekleidet, das von dem schweren Silberwerk der Sättel und dem rot-gelb-  
blau seidenen und in der Sonne glänzenden Schuppenbehang der stolzen, im Paßgang einherwiegenden Reittiere in jeder Weise vornehm absticht. Endlich erscheint dann die von acht goldbetreßten Trägern, deren Köpfe und Schultern von langen bunten Wimpeln umflattert werden, die Säufte des Tyrannen und Königs von Muli. In leuchtendem Golde erglänzt sie und wird, ohne daß man Seine Majestät, den König, erkennen kann, raschen Schrittes vorangetragen, während eine weitere Kompanie Soldaten und eine Abteilung von Vasallen und Hofleuten den farben-  
prächtigen Zug beschließen, in dem sich Mittelalter und Neuzeit in gediegener und doch sich widersprechender Weise vereinigen. Ehe wir uns versehen haben, nehmen die Soldaten Aufstellung, Böllerschüsse krachen, eine frenetische Bewegung geht durch die Massen, es ertönt eine wilde, in grauenhaften Dissonanzen sich übersteigernde Musik, in der sich kriegerische mit lamaisischen Motiven mischen. Der König begibt sich sofort in sein Zelt, wo Soldaten zu seinem persönlichen Schutze bereit stehen. Nun steigen wir langsam und voll äußerster Würde den kleinen, abseits gelegenen Hügel hinab, den drei goldenen Ministern entgegen, die sich schon vor der Zeltstadt aufgebaut haben, um uns zu empfangen und im

Lager des Königs willkommen zu heißen. Mit vielen Höflichkeitsfloskeln und Bücklingen werden wir erst in das mit kostbaren Teppichen ausgelegte Zelt des ersten Ministers und Königsschwagers geführt, bis der hohe Herr selbst erscheint und uns zum Gigen einlädt. Huldvollst setzt er selbst sich nach europäischer Art und Weise zu uns, und Weigold beginnt ein wohlüberlegtes Gespräch und erzählt im stotternden Chinesisch ausführlich über unsere Reisepläne, daß wir dem Zufalle dankbar seien, der uns durch das reiche, gelobte Land des großen Lamas und Königs von Muli geführt habe, und daß wir es eben wegen dieses Zufalls so unendlich bedauern würden, für einen so großen König keine passenden Geschenke mitgeführt zu haben. — „Das käme ja gar nicht darauf an“, meint der Minister leutselig, steckt die Komplimente ein und lenkt das Gespräch mit ausgeklügelter Raffinesse auf unsere Waffen, die wir natürlich anschließend gleich holen müssen, damit der hohe Herr sie begutachte und seinem König später darüber berichte, ob sie eines Geschenkes oder aber eines Raubüberfalles würdig seien. Am allermeisten interessieren diesen ehemaligen Pferdeknecht und jetzigen Staatsminister die Zielfernrohre und die Drillinge. Typisch deutsche Erfindungen, von denen man im Muli-lande bisher noch nichts gehört hatte. Von der peinlichen Unterhaltung über die Waffen, die unseren größten Schatz bedeuten, und die wegzugeben wir nie und nimmer gewillt sind, abzulenken, unterhalten wir uns bei Tsamba, tibetischem Käse und Buttertee noch über andere Dinge, die man bei offiziellen Besuchen in Tibet anzuschneiden pflegt, über Alter, Familienverhältnisse und ähnliches, bis der beglückte Minister seine drei Söhne hereinbittet, sie uns vorstellt und Weigold, der in solchen Dingen sehr gewandt ist, ihm noch einige köstliche Schmeicheleien an den Kopf wirft, bis wir mit herrlichen Apfelsinen und duftenden Mandarinen beschenkt wieder in unsere eigenen Zelte zurückkehren. Bemerkenswert an der Ministeraudienz scheint mir noch, daß der arme Dolmetscher seiner Erzellenz, der von dauernder Routine nun tatsächlich einen Buckel hat, vor lauter Angst nur halblaut flüstert und sich bei jedem Satz, ohne seinen Herren anzusehen, tief, fast bis zur Erde verneigt und die Hände dabei artig gefaltet hält.

Vor unserem Lager haben sich nun eine Anzahl tibetischer Höflinge zusammengefunden, ein widerlich weiches Gemüse und ebensolche Waschlappen, wie ich sie bisher eigentlich nur aus Theaterstücken und Fürstenfilmen kannte, und wie ich sie in Tibet, dem Lande der Freiheit, wirklich nicht vermutet hatte. Aber auch unter ihnen gibt es wirkliche alte Originale, von denen der Leibdolmetscher des Königs ein lustiger und

schallhaft dreinschauender Chinese, an dem außer seiner persönlichen, immer zu Späßen aufgelegten Witzigkeit zwei riesige Goldzähne und sein giftiger grünseidener Rock das Auffälligste sind. Der arme, viel geplagte Weigold geht nun daran, die passenden Geschenke herauszufinden, wobei ihn mehr als 20 Höflinge, die ihm mit unverbogener Neugierde zuschauen, reichlich aufgeregt und nervös machen. Drei große Minister sind es. — Also setzt Weigold in oft erprobter Gewissenhaftigkeit drei gleichgroße Geschenkhäuflein zurecht, dazu selbstverständlich — und eigentlich an erster Stelle zu nennen — einen größeren für den König —, der aber immer noch viel zu klein ist im Vergleich zu den vielen Geschenken, die wir großen Tibetern zu Anfang der Expedition zu machen pflegten. Jetzt aber, das wird uns keiner übelnehmen, haben wir tatsächlich nichts mehr, was einem großen König Freude machen könnte, und Weigold befindet sich sozusagen im Druck, obwohl er sonst immer die Fähigkeit bewiesen hat, sich aus peinlichen Affären aalglatt herauszuwinden. Das Hauptgeschenk für den König soll daher eine unserer persönlichen Rocky-Mountain-Sättel mit dazugehörigem Zaumzeug sein. Daher unterziehen wir unser arg mitgenommenes Sattelzeug einer gründlichen Musterung, um festzustellen, welcher der beste sei. Leider sehen alle nach den monatelangen Ritten nicht mehr gerade vielversprechend aus, und noch betrüblicher ist's, daß wir nicht ein einziges intaktes Zaumzeug mehr besitzen. Die Höflinge, die dem ganzen Theater mit zugesehen haben, erachten es nun anscheinend für ratsam, erst einmal Nachfrage zu halten, ob dem großen König mit dem Geschenk eines Sattels überhaupt gedient sei. Prompt kommt die Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und der hohe Herr läßt uns mitteilen, daß er an Sätteln keinerlei Mangel habe und im übrigen viel bessere mit Silber beschlagene besäße als wir. Na, das ist frech, aber überzeugt sind wir ja auch davon, daß ein Korallengeschmückter tibetischer Silbersattel dem unsrigen im Werte bestimmt über ist.

Weigold kommt immer mehr in Schwulitäten. „Was schenken?“, jammert er wie ein kleines Kind und klagt dann weiter: „Der will nur unsere Gewehre!“ — „Bekommt er eben eine Pistole“, sage ich und nun fängt die Besichtigung von neuem an, um festzustellen, wessen Pistole noch besser erhalten ist, Weigolds oder die meine. Und dann einigen wir uns schließlich auf die Weigoldsche Pistole und meine dazugehörigen Magazine. Nun, eine tipptoppe Waltherpistole und einen ganzen Haufen anderer kleinerer Dinge, das sollte selbst einen König von Muli zufriedenstellen können. — So hoffen wir wenigstens. Bald darauf er-



scheint ein Bote und bittet uns zur fürstlichen Audienz. Vorerst aber bringen wir unsere Geschenke noch rasch dem Premierminister, der beim König ja schließlich ein entscheidendes Wort mitzureden hat. Jedem seiner Söhne dediziere ich dann noch eine Krawatte und alles scheint zufrieden. Doch kann sich der Herr Premierminister die Frage nicht verkneifen, ob wir denn nicht auch noch eine Pistole für ihn bereithalten könnten. Der Mann ist weder schüchtern noch auf den Mund gefallen, doch können wir uns mit Paßschwierigkeiten, die uns die chinesische Regierung bei Überschreiten der Grenze bereiten könnte, mit Glanz herausreden. Kurz darauf schreiten wir, die vielen Ehrenbezeugungen und Verehrungen mit dem lächelnden Gewohnheitsgruß ganz großer Männer beantwortend, durch die mächtige Lagerstadt dem Königszelt entgegen. Ein Diener in unserer Begleitung trägt hinter uns das ehemals feudale, jetzt leider arg lädierte Expeditionstablett mit den Geschenken für den König darauf. Wachen mit aufgepflanztem Bajonett reißen die Hacken zusammen und präsentieren ganz europäisch. Wir werfen uns in die Brust und betreten den Lannenteppich des Vorraumes. Im gleichen Augenblick aber wird ein großer Vorhang hochgeschlagen und wir stehen urplötzlich dem gefürchteten Multyrrannen gegenüber. Lächelnd kommt er uns entgegen, drückt uns huldvollst beide Hände und benimmt sich frei und ungezwungen, als ob er es mit guten, alten Freunden zu tun habe. Nachdem er uns mit freundlich jovialer Handbewegung zum Sitzen eingeladen hat, nimmt er selbst uns gerade gegenüber auf einem teppichbekleideten Stuhle ganz nach europäischer Art Platz. Sekundenlanges Schweigen tritt ein. Der König mustert uns mit leicht geneigtem Kopfe, aber scharfem durchdringendem Blick, und wir sind von der imposanten Persönlichkeit dieses allmächtigen Herrschers und lebenden Buddhas, dieses rücksichtslosen und gefürchteten Autokraten wohl leicht befangen. Der uns dort gegenüber sitzt, ist ein wahrer Koloss, ein Riese von Gestalt, der gut und gerne seine  $3\frac{1}{2}$  Zentner wiegt und dabei ganz und gar nicht plump wirkt. Auf dem fülligen, mächtigen Körper baut sich ein noch mächtigerer Stiernacken auf, und darauf sitzt ein runder, geradezu kolossaler Kopf mit dem freundlichen Gesicht eines „Buddhas des Reichthums“. Geleitet ist die imponierende, vom Scheitel bis zur Sohle fesselnde Erscheinung des Tyrannen in rote, wallende Seidengewänder, die mit feinstem Goldbrokat abgesetzt sind. Vergleichsweise stelle ich fest, daß die Hände des Königs von Muli etwa die dreifache Größe der meinigen haben. Dabei besitze ich wirklich nicht die kleinste Handschuhnummer.

Wir befinden uns in einem unbedachten Zeltoorraum, der Diele gewissermaßen, die selbst groß und geräumig in das etwas Kleinere, reich mit goldenen und silbernen Gegenständen und fürstlichen Teppichen ausgestattete Innenzelt, dem eigentlichen Wohnraum des lebenden Buddhas, hineinführt. Der mächtige König lächelt noch immer mit leicht vorgebeugtem Kopfe, da Weigold, nach einem tiefen Atemzuge, ansetzt und ihm von unseren Fahrten zu erzählen beginnt, wobei er, wie immer, sehr geschickt ein vollendetes Loblied auf das Land Muli und seinen hervorragenden Beherrscher einspricht. Da der König selbst etwas Chinesisch spricht, so kommt eine tadellose Unterhaltung zustande, die sich etwa wie folgt anhören mag: Der König: „Wie alt seid Ihr?“ — Weigold: „46 und 21. Wie alt sind Eure Heiligkeit?“ — Der König: „42.“ — Weigold: „Es wird uns eine große Ehre sein, wenn Eure Heiligkeit Deutschland besucht.“ — Der König: „Zu alt.“ — Weigold: „Ach, was, ganz Deutschland spricht vom großen König von Muli und Eure Heiligkeit müssen einfach kommen.“ — Darauf erkundigt sich der König, der ein sehr gerissener, aber wortkarger Bursche zu sein scheint, nach dem Befinden Hindenburgs, dessen Name überhaupt überall, wohin wir nur kommen, bekannt ist. Nachdem auch diese Frage zur Zufriedenheit Seiner Majestät, des Königs von Muli, beantwortet ist, wird die Unterhaltung von Weigold in so geschickter Weise geführt, daß der König sich offensichtlich gekitzelt fühlt und sehr oft schallend lacht. — Zu meinem besonderen Vergnügen übrigens, denn dann sieht dieser Bulle wirklich lieblich und nett aus. In prächtigen silbernen Kannen wird uns Buttermilch kredenzt, dazu werden zuckersüße Apfelsinen gereicht, doch ganz gegen meine sonstige Gewohnheit esse und trinke ich nur mit größtem Bedacht, um mich von Seiner Majestät möglichst oft nötigen zu lassen, weil er dann immer so galante Bewegungen macht und so freundlich in mein Gesicht lacht. Weigold fällt darauf die heikle und schwierige Aufgabe zu, die für den König bestimmten Geschenke zu erklären. Seine Majestät aber scheint wider alle Erwartungen mit den Gaben recht zufrieden zu sein und bringt uns wieder huldvollst lächelnd seinen ganz ergebenen Dank zum Ausdruck. Dann wird uns die Erlaubnis zuteil, den König zu fotografieren, eine Beschäftigung, die er anscheinend liebt und auch gern über sich ergehen läßt. Dabei hütet er sich aber peinlichst, das Gesicht zu einem Lachen oder Lächeln zu verziehen, wenn der Verschuß der Kamera klappert. Für die Öffentlichkeit wie für sein unterdrücktes Volk will dieser gerissene Kerl, dieser buddhistische Scharlatan und große Psychologe der gestrenge Herrscher sein und bleiben. Zu guter Letzt läßt sich der fortschrittlich gesinnte Fürst noch die Namen

unserer Kameras aufschreiben und wiederholt, anscheinend um sich zu bilden, die Worte „Leica“ und „Kolleifleg“ wohl ein Duzendmal hintereinander. Denn, wie er uns kundtut, möchte sich der Mulityrann sehr bald ein großes Fotoatelier zulegen.

Selbstverständlich läßt er es sich nicht entgehen, sich unsere Waffen zur Ansicht kommen zu lassen. Genau wie bei seinem Schwager, dem er in der Anschlagetechnik trotz des Übermaßes seiner Körperfülle in Nichts nachsteht, finden Drilling und Fernrohrbüchse sein ungeteiltes Interesse. Mit zusammengebißnen Lippen stehen wir daneben, und ich beobachte, wie seine habgierigen Pranken über die Waffen streichen, und ein erlösendes „Gott sei Dank“ entfährt uns —, da wir endlich entlassen werden. Weigold meint noch ganz selbstzufrieden: „Na, der scheint ja zufrieden zu sein!“ Nach dieser wichtigen Audienz werden wir im Zelte des Premierministers zum Essen gebeten und sind etwas befremdet, den hohen Herrn dort selbst nicht anzutreffen, aber wahrscheinlich befindet er sich beim König, um darüber zu beraten, wie sie es wohl am geschicktesten anstellen könnten, einen Drilling oder eine Zielfernrohrbüchse von uns zu ergattern. Wir lassen es uns aber gut sein und sprechen dem hervorragenden chinesischen Essen, was noch in unsere Mägen hineinwill, zu, doch sind wir kaum in unser Lager zurückgekehrt, da erscheinen schon wieder einige Boten des Königs und teilen uns ganz unumwunden und ohne jede förmliche Einleitung mit, daß Seine Majestät eine Büchse — oder einen Drilling als Geschenk von uns zu erhalten wünsche. Die Pistole, die wir dem Gauner geschenkt haben, sei kein Geschenk für einen großen König. Davon habe er genug.

Das schlägt denn doch dem Faß den Boden aus! Ja, wirklich, das ist die Höhe! Weigolds große Betrübnis zu schildern, will ich mir ersparen, lediglich erwähnen möchte ich doch noch, daß der arme Kerl Stunden und Stunden von mehr als fünf Abgesandten des Königs, die dauernd zwischen dem Zelte Seiner Majestät und unserem eigenen hin- und herfegen, drangsaliert und gequält wird. Nachdem alle Ausflüchte nichts mehr helfen, bleibt Weigolds einzige Hilfe die Paßschwierigkeiten und nochmals die Paßschwierigkeiten, die wir in China zu erwarten hätten, sollten wir „dem Wunsche unseres Herzens entsprechen“ und Seiner Majestät eine der kostbaren Waffen überlassen. Weigold kämpft, er kämpft siegreich, aber nicht entscheidend. — Denn er schimpft und flucht und zetert: „Ich will dem großen Kind schon zeigen, daß bei uns sein Wunsch nicht Befehl ist!“

Inzwischen ist unser Expeditionsloch von den Hofleuten und Ober-spitzbuben am Hofe des Königs von Muli für würdig empfunden worden, ihm eine ungeteilte Drohung auszusprechen. Jedenfalls steht auch unser Loch auf einmal auf seiten des Multyrrannen und bittelt förmlich darum, doch eines unserer guten Gewehre zu übergeben, da wir sonst mit tödlicher Sicherheit von gedungenen Mördern überfallen würden und dann doch unserer Waffen verlustig gingen. So also läuft der Hase! Wir aber bleiben hart! Steinhart! Die Aufdringlichkeiten des in seiner Eitelkeit anscheinend arg verletzten Tyrannen wollen kein Ende nehmen, und schließlich bringt es der ungehobelte Flegel fertig, uns mitsamt unseren Gewehren noch einmal zu sich zu bestellen. Selbstverständlich spielt der ausgekochte Lump und Strolch noch einmal den perfekten Gentleman und ist in seinem geheuchelten Takt und seiner ganzen Vornehmheit wieder einmal geradezu bestechend und läßt nichts über seine heißen Wünsche, die ihn zu jedem Raubmord treiben könnten, verlauten. Eine ganze halbe Stunde steht der Herrscher von Muli in seinem grauen wattierten Gewande, über das er sich obendrein wegen der hereinbrechenden Kälte eine rotseidene gefütterte Pelzjacke mit Brokatausschlägen geworfen hat, mit den Gewehren in der Hand und scheint sich von ihnen nicht trennen zu können. Da uns die lange Wartezeit nicht gerade zusagt und wir durch Gesten und Gebärden unseren beleidigten Gefühlen auch Ausdruck verleihen, läßt uns der Lamatyrrann einfach eine Holzkohlenpfanne vor die Füße stellen und noch einmal bestes chinesisches Essen auftragen, dem wir selbstverständlich mit großem Eifer zusprechen, aber im Inneren denken: „Und unsere Gewehre kriegst du doch nicht, du altes Mas!“ Schließlich möchte der hohe Herr auch wissen, ob man aus unseren Gewehren auch Gaspatronen, die viele Menschen auf einmal töten könnten, zu schießen imstande wäre. „Nein“, erwidert Weigold kurz und bündig. — „Aus was für Gewehren kann man das denn?“ — „Aus Kanonen“, meint Weigold lakonisch. — „Habt Ihr welche und was kosten sie. — Wieviel Menschen kann man damit töten? Seid Ihr schon geflogen? Was kostet ein Flugzeug, kann man mit Bomben viele Menschen töten?“ Und solcher Fragen mehr wirft uns der unverschämte Kolosß an den Kopf, ohne daß wir ihm die richtigen Antworten geben oder uns auch nur anstrengen würden, derartig sinnlose Fragen genügend zu würdigen. Wir rasen vor Wut und müssen, da wir uns gerade verabschieden wollen, noch obendrein eine Zwangseinladung nach dem Kloster Kulu-gomba annehmen. In dem Bewußtsein, unserer Freiheit beraubt und noch weiterer Attacken des starrköpfigen Tyrannen ausgesetzt zu sein,

werden wir entlassen, und des widerlichen Treibens müde legen wir uns schlafen.

Ein großer Zweifel wallt herauf. Was wird uns die nächste Zukunft bringen, was hat der König morgen mit uns vor? Wird er uns entwaffnen und ins Gefängnis sperren lassen?

Die Tibetertrommeln dröhnen, Schüsse krachen, ein wüstes Durcheinander hebt an, minutenlanges lautes, wildes Geschrei — und schon erstirbt das wüste Lärmen wieder in der Ferne. Der König ist aufgebrochen. Anscheinend hat er von unseren Gewehren geträumt und schlecht geschlafen. Noch ehe die Sonne die höchsten Berggipfel vergoldet, ist der Mullytyrann davongezogen nach Kulu-gomba, und wir als seine neuesten Sklaven sind gezwungen, ihm zu folgen. Wieder werden wir von einer Anzahl Mullyhöflingen begleitet und reiten über zwei hohe Pässe hinweg, bis wir endlich am späten Nachmittage das schmucke Kulu-gomba wie einen sauberen kleinen Kurort tief im Tale liegen sehen. Während wir uns auf dem Marsche selbst einiger Bewegungsfreiheit erfreuen konnten, weisen uns unsere Mullyführer im scharfen Tone an (anscheinend fürchten sie bei Nichtbefolgung ihrer Befehle Gefängnisstrafen oder Hinrichtung), den steilsten, halbsbrecherischsten Pfad zum Kloster hinunter zu reiten, da der König das so gewollt habe und uns wahrscheinlich mit dem Glase beobachte. Nach kurzer Zeit schon reiten wir in Kulu-gomba ein, und nun will ich das Widerwärtige kurz machen: Keinerlei Empfang wird uns bereitet, dafür aber werden wir einfach in ein eiskaltes, finsternes Klostergemäuer, ein Loch, eingesperrt, wo man uns anrät, uns bis zum Morgen still zu verhalten. Jetzt packt mich die helle Wut. Ich werde wild, tobe, beschwere mich, aber alles kommt, nur keine Besserung. Dafür aber leisten uns einige dreckige, verschmutzte Lamas, anscheinend unsere Aufpasser, Gesellschaft, und wir verbringen keine angenehme Nacht im Gefängnis von Kulu-gomba. Der nächste Morgen bringt mit dem Erscheinen des Dolmetschers Seiner Majestät ein klein wenig Linderung unserer unangenehmen Lage. Mit ihm dürfen wir sogar einen Rundgang um das Kloster machen, doch die Haltung der Lamas ist nichts weniger als freundlich, und einige nehmen sogar eine durchaus drohende Haltung uns gegenüber ein. Die übrige Zeit in unserem Gefängnis verbringen wir mit Tagebuchschreiben, Schimpfen und Fluchen auf den hinterhältigen Tyrannen von Muli. Viermal noch erscheinen die geschmiegelten Höflinge, um unsere Gewehre einzufordern, aber wir bleiben fest und schlagen die Angriffe jedesmal ab und erklären schließlich, damit einverstanden zu sein, genau die gleichen Gewehre aus Deutschland

besorgen zu wollen. Strahlend ziehen die Vasallen des Mulikönigs ab, denn nun glauben sie einen Sieg errungen zu haben und werden den Bohn ihres tyrannischen Gebieters nicht mehr zu spüren bekommen. Während wir noch immer in Mäntel gehüllt in unserer Zelle sitzen und frieren, erscheint plötzlich der Abt des Klosters mit vier Höflingen und ebenso vielen Kulis, die unter vielen Verbeugungen die Gegengeschenke des Mulikönigs vor uns aufbauen: Ein Sack Mehl, ein Sack Reis, Salz, Pferdefutter und Datt-, Ziegen- und selbst Schweinefleisch. Außerdem wird uns die Versicherung gegeben, daß uns ab morgen früh eine vom König gestellte Ersaßkarawane mit sechs guten Tieren zu unserem Weitermarsch zur Verfügung stünde. Wenn es am Tage in der bedrückenden Enge der dicken Klostermauern kalt und ungemütlich war, so ist's doch durch den Ausgleich der Temperaturen die darauffolgende Nacht recht angenehm, so daß wir glänzend schlafen und erst aufwachen, da unsere Diener mit dem Frühstück erscheinen. Unsere erste Frage gilt selbstverständlich den Tieren, die, wie wir schon sehr bald herausfinden, nicht zur Verfügung gestellt worden sind. Nachdem wir unseren Führerlama mit harten Worten hinausgeschickt haben, sie zu beschaffen, kommt er nach Stunden mit der mehr als zweifelhaften Meldung zurück, daß die Tiere „schon kommen würden“. — Wieder vergehen Stunden größter Spannung. — Und noch einmal müssen wir eine Attacke auf unsere Gewehre abschlagen und endlich klarlegen, daß es ein für allemal ein erfolgloses Bemühen sei, uns mit solchen gemeinen Tricks mürbe machen zu wollen. Da endlich gegen Mittag erscheint der Klosterabt aufs neue und überreicht uns als ein weiteres Geschenk eine silberne Tsambaschale mit der Visitenkarte des Königs — und bittet im Namen seines Herrn um weitere Patronen für die Pistole, die er nun als Geschenk anscheinend doch gewürdigt hat. In Gottes und aller Buddhas Namen erhält er sie. Dann bittet er uns, ihm in den Hof hinunter zu folgen, wo außer den sechs schon gestern versprochenen Aushilfstieren noch ein riesengroßes, schwarzes Maultier steht. „Was soll denn mit dem prächtigen Maultier?“, fragen wir und erhalten unter höflicher Verbeugung die geschmeidig hervorgebrachte Antwort, daß uns Seine Majestät mit diesem Tiere, das er uns als Gastgeschenk anzunehmen bittet, noch eine kleine Abschiedsfreude machen wolle. Obendrein werden wir mit köstlichen Apfelsinen noch geradezu überschüttet, und eine halbe Stunde darauf flüchten wir in bester Laune aus den Toren Kulugombas unserer Freiheit wieder entgegen. Kaum aber sind wir ein oder zwei Stunden in förderndem Tempo geritten, da überholt uns ein letzter

Abgesandter des Königs und breitet einen kostbaren Lhasateppich als allerletztes Geschenk des Königs vor uns aus. Nun will sich der alte Knabe, einsehend, daß nicht er, sondern wir gesiegt haben, anscheinend doch nicht Lumpen lassen, und seine drei goldenen Minister schicken uns im übrigen noch eine beträchtliche Summe blanken Silbergeldes als Ersatzgeschenk dafür, daß sie „keine Zeit gefunden hätten“, ein Festessen zu geben. Hiermit also die Auslagen, die die hohen Herren wahrscheinlich gehabt hätten, wenn sie uns mit solchen Festschmausereien geehrt hätten, zurück! Eine spaßige Gatte, das kann man wohl sagen, die bei uns in Europa eine unerhörte Beleidigung bedeuten würde. Selbstverständlich nehmen wir das Geld nicht an, sondern geben es dem Überbringer zurück, obwohl wir uns von vornherein im Klaren darüber sind, daß es nun in dessen Tasche wandern würde. Das ist das letzte Erlebnis mit dem furchtbaren Tyrannen und lebenden Buddha von Muli, und wir schwören uns, das „mauerlose Zuchthaus“ auf dem schnellsten Wege zu verlassen.

Und nun muß ich einige Jahre vorausseilen. Wir wollen diese Expedition verlassen und versehen uns im Jahre 1934 in eine weite, große Steppenlandschaft bei Litang in Osttibet, wo mich damals auf meiner zweiten Expedition die Kunde von der Ermordung dieses gewaltigsten und schrecklichsten Lamatyrannen ereilte. Derselbe also, der uns gerade in seinem Kloster Kulu-gomba in gemeinster Weise tyrannisiert hatte, ist just in der Nähe desgleichen Kulu-gomba wie ein Hund niedergeknallt worden, nachdem er bei einem Gastmahle umgarnt, als Landesverräter ausgeschrien und gefangengenommen worden war. Diese Geschichte trug sich wie folgt zu: Die Nachrichten von der nicht endenwollenden Drangsalierung chinesischer Untertanen, aber auch die Kunde von dem sagenhaften Goldreichtum des Mulilandes hatten bei den chinesischen Generälen in Tschöngtu längst Gehör gefunden. So wurde von chinesischer Seite aus beschlossen, den Lamatyrannen zu ermorden und auf heimliche Weise ums Leben zu bringen, da es den chinesischen Machthabern unmöglich erschien, in die gewaltigen Gebirgswälle Mulis einzufallen und einen militärischen Sieg über den König zu erringen. So wurden einige chinesische Offiziere damit beauftragt, den Mulikönig in seinem Kloster Kulu-gomba zu umgarnen und ihn bei dieser Gelegenheit unschädlich zu machen. Unter dem Vorwand, Handelsbeziehungen mit Muli anknüpfen zu wollen, kam die kleine chinesische Abteilung an und wurde vom Mulikönig, obwohl er von seinem Staatsorakel gewarnt worden war, empfangen und glänzend bewirtet. Bei einem Festessen, das

der Tyrann seinen chinesischen Widersachern gab, gruppierten sich die chinesischen Offiziere, die unter ihren Seidengewändern sämtlich scharfgeladene Pistolen trugen, so, daß ein Chinese immer neben einem hohen Tibeter zu sitzen kam. Auf ein verabredetes Zeichen während des Essens zogen die Chinesen ihre Pistolen und schossen ihre tibetischen Tischnachbarn kaltschnäuzig über den Haufen, während sie den König selbst gefangen nahmen. Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, den Lamatyrannen lebend nach Tschöngtu einzuliefern, wo man sich schon auf das Fest einer großen Hinrichtung freute, und reisten am nächsten Morgen in aller Herrgottsfrühe mit ihrem Opfer in Richtung auf die chinesische Grenze ab. Dabei mußte der außerordentlich feiste und schwerfällige Mullytyrann ganz gegen seine Gewohnheit, denn er ließ sich immer nur wie die Dalai- und die Panchenlamas, in einer goldenen Cänfte durch sein Land tragen, auf einem Maultiere einherreiten und wurde, da er eine entschieden komische Figur abgab, von den begleitenden chinesischen Soldaten dauernd verhöhnt und verspottet. Einer der grausamen Chinesen ging nun so weit, seine Pistole direkt am Ohr des Mullykönigs abzufeuern. Das Maultier wurde in Schrecken versetzt, brannte durch und lief in einen kleinen Sumpf hinein, wo es strauchelte und sich seiner königlichen Last, die nun im Morast lag, entledigte. Als sich der Mullykönig weigerte, wieder aufzustehen, schoß ihn einer der herbeieilenden chinesischen Offiziere wie einen Hund mit Kopfschuß zusammen. Das war das Ende.

Wir reisen nun in Eilmärschen weiter, über mehrere hohe Pässe hinweg und wieder durch tiefe Talschlünde, wo zum ersten Male eine an die Tropen erinnernde rote lateritähnliche Erde auftritt. Unser Ziel ist es, dem Stammsitz des Königs von Muli, dem gleichnamigen Kloster, einen Besuch abzustatten. Es würde unserem Geiste nicht entsprechen, wenn wir nicht schon gleich nach Verlassen Kulu-gombas das uns auferlegte Schießverbot brächen und die zoologische Sammlung noch durch eine Reihe guter Vogelarten ergänzten. Selbstverständlich jagen wir so heimlich wie irgend möglich und können einige gute Vögel für die Sammlung erbeuten. So bleibe ich eines Abends kurz vor Erreichen der gewaltigen Schlucht des Mullyflusses weit hinter der Karawane zurück, um mit drei guten Schüssen ebenso viele prächtige, langschwänzige Papageien aus der Luft zu holen und verirre mich bei hereinbrechender Dunkelheit. Dichte Wolkenbänke überziehen den Himmel, so daß ich mich im Düstern weiter vorantasten muß. An ein Erreichen unseres Lagerplatzes wage ich nicht mehr zu glauben. Nachdem ich einige Stunden marschiert bin und mir zum



Ziel gesetzt habe, das Muli-Kloster bis zum anderen Morgen zu erreichen, sehe ich plötzlich einen Feuerschein aufblitzen und finde vier Tibeter, die am Steilrande der Schlucht ihr Lager aufgeschlagen haben, die mir aber auch über den Verbleib unserer Karawane keinerlei genaue Nachrichten übermitteln können. So entschließe ich mich, nachdem ich mich am flackernden Lagerfeuer etwas erwärmt habe, mit brennenden Fußsohlen weiterzumarschieren, bis dicht vor mir ein Haus auftaucht. Der arme leib-eigene Bauer, der mir ganz verschlafen entgegenkommt, versichert mir endlich, daß er unsere Karawane habe vorbeiziehen sehen, und ich erkläre ihm, daß ich direkt von seinem großen König käme, daß mir der König sogar ein Maultier zum Geschenke gemacht habe und daß ich daher erwarte, daß er mich begleite. Das hilft! In wenigen Minuten spaltet der auf diese Weise Eingeschüchterte ein riesiges Kieferscheit, und so ziehen wir dann mit brennendem Rienspan, einen romantischen Fackelzug darstellend, den Saumpfad weiter, bis der große Fluß in der schwarzen Tiefe zu rauschen beginnt und wir gegen Mitternacht tatsächlich unser Lager erreichen.

In Muli selbst gibt es nur einen kurzen Aufenthalt, der dadurch ausgefüllt wird, das Kloster zu besichtigen, und dann geht's auf steilen, gefährlichen Pfaden in Eilmärschen weiter. Trotz großer Kältegrade haben wir uns seit langem daran gewöhnt, genau wie unsere Leute, unter freiem Himmel zu nächtigen, da die Niederschläge schon seit Monaten völlig aufgehört haben, es in den vereisten Zelten doch nicht wärmer wäre und wir uns bei dem Tempo, das wir eingeschlagen haben, uns die Mühe des Aufrichtens und Abreißens der Zelte ersparen wollen. Mit dem Gibbohpaf, dessen Gesteinsmassen sich aus rötlichen Dolomiten zu grotesken Riesenwällen aufstürmen, bleibt der letzte hohe tibetische Gebirgswall hinter uns zurück, und wir treten wieder in die Zone der Bambusdschungel, und damit in die der reinen Subtropen, ein. Wie olympische Säulen erheben sich die märchenhaften Fichten- und Tannestämme, deren Einzelbäume eine Höhe von etwa 30 Meter erreichen. So hegen wir weiter und weiter. — Ab und zu gibt es auch Zwischenfälle, die wegen der großen Nervenbeanspruchung auf solchen Gewaltmärschen einfach nicht zu vermeiden sind. Eines Morgens, da wir uns gerade wieder aus den steifgefrorenen Betthüllen, die wir in einer Bodenervertiefung angebracht hatten, herauswälzen, meldet einer unserer Tibeter, daß ihm eine seiner Bettdecken gestohlen worden sei. Der Verdacht fällt auf einige ärmliche Halbtibeter aus Sili, die wir wegen der schwierigen Wegeverhältnisse vor einigen Tagen angeheuert haben. Auf echt asiatische

Weise folgt nun eine Szene größter Ungerechtigkeit und rücksichtsloser Grausamkeit, die dem König von Muli, in dessen Lande wir uns noch immer befinden, höchste Ehre angetan hätte. So hält unser Lamaführer von Muli kurz und bündig eine Art Inquisitionsgericht ab, indem er dem ärmsten und erbärmlichsten unserer Silileute, einen kleinen verwachsenen Gretin mit großem Kropf, kurzerhand mit langen Seilen an beiden Händen fesseln und die Oberkleider vom Leibe reißen läßt. Obwohl die Schuld des Ärmsten nicht nachgewiesen ist, stürzen sich seine eigenen Silikameraden wie wilde Tiere auf ihn und drehen ihm die auf dem Rücken zusammengebundenen Hände um. Das arme Opfer schreit fürchterlich auf und versucht seine Unschuld immer und immer wieder zu beteuern, während die übrigen Tibeter wie Nasgeier um den Schauplatz herumstehen und sich an der Folterung des Unschuldigen ergötzen. Da die erste Tortur nichts zu helfen scheint, schneidet der wüste Lama ein dickes Bündel meterlanger Ruten und schlägt wie ein Wilder auf den nackten Rücken des armen Silimannes ein. Darauf schleppt man den bedauernswerten Kerl zum Lagerfeuer, wo wir uns mit allen Mitteln für ihn einzusetzen versuchen, aber schon allzubald erkennen müssen, daß sich sowohl der Mulilama wie auch die übrigen Tibeter in solche internen Justizangelegenheiten nicht hineinreden lassen. Selbst unser Koch, der mit der ganzen Angelegenheit wirklich nichts zu tun hat, fällt nun wie eine Bestie über das winselnde Häuflein Unglück her und beschuldigt den Armen aufs neue, worauf man das Opfer durch einen rohen Ruck an der fesselnden Leine zu Boden wirft, ihm noch die letzten Kleider vom Leibe reißt und eine gemeinschaftliche wüste Prügelei auf den entblößten Rücken einsetzt. Der arme Kerl schreit schon nicht mehr, vor Schmerz ist er ohnmächtig geworden. Dabei läßt man es dann bewenden, und der unschuldig Gelynchte bleibt einfach liegen. Angewidert von der herzlosen Grausamkeit ziehen wir weiter und treten schon bald in das Stammesgebiet der Mozos ein. Dieser stark mongolische Stamm unterscheidet sich von den Tibetern vorteilhaft durch schlankeren Wuchs und größere Reinlichkeit. Sie erinnern schon etwas an indische Volksstämme, mit denen sie sich auch im Laufe der Jahrhunderte vermischt haben mögen. Männer wie Frauen tragen riesengroße, blaue Turbane und dazu langwallende Röcke aus selbstgewebten schwarzen Wollstoffen mit weißen Streifen darin, und zwar laufen als äußeres Unterscheidungsmerkmal der Geschlechter die Striche bei den Männern quer, während die Frauen längsgestreifte Röcke tragen. Als Mantel wird bei diesem eigenartigen Volksstamm ein beinahe bis zum Boden hinabreichender sehr weiter,

schwarzer Umhang getragen, der am Hals in Falten zusammengeschnürt ist. Von den Mozos kommen wir bald in ein dichtes Waldgebiet, wo vereinzelt Überreste des bekannten und berüchtigten Lolostammes stolz darauf sind, eine eigene Kultur, trotz der starken Chinesierungstendenzen, beibehalten zu haben. Bei ihnen macht sich ein stark ausgeprägtes Führertum bemerkbar, das schon durch eine patriarchalische, wohlgeordnete Familienorganisation nach außen in die Erscheinung tritt. Eines der hervorstechendsten soziologischen Merkmale der Lolos ist es, daß die barbarische Blutrache noch immer in vollem Gange ist, um den Triumph über einen besiegten und getöteten Feind einer Sippe zu besiegeln. Dem Erschlagenen wird das Herz aus der Brusthöhle gerissen, und unter rituellen Feierlichkeiten hält die Siegersippe ein großes, vielgängiges Festessen ab, bei welchem das schmackhaft zubereitete Herz des Besiegten von allen Familienmitgliedern gemeinsam verspeist wird. Dieser barbarische Gebrauch hängt innig mit einem alten weitverbreiteten Zauber glauben vieler Naturvölker zusammen, die das Herz des Feindes als den Sitz von Mut, Kraft und Stärke betrachten und durch sein Verzehren glauben, die guten, kämpferischen Eigenschaften des Feindes für sich selbst nutzbar zu machen.

Nachdem auch dieses Land in Gilmärschen durchreist ist, öffnet sich vor uns die breite, versumpfte Talebene von Jung-ning, wo wir von den Klosteräbten und dem Stammesfürsten während einiger Rasttage, die unseren abgehärmten Tieren dringend nottun, in bester Weise aufgenommen und gepflegt werden. Um den Tieren das dringend notwendige Kraftfutter einzuflößen, werden sie gefesselt auf den Boden geworfen, und mittels langer Schöpfkellen wird ihnen, nachdem die Mäuler durch Hebel gewaltsam geöffnet wurden, ausgelassenes Schweinefett und flüssige Butter eingetrichtert.

Nach Überschreitung eines geringfügigen Passes verlassen wir Szetschuan und treten zum ersten Male in das Gebiet der Yünnanprovinz ein. Die wörtliche Übersetzung des Eigennamens dieser an die südöstlichen Teile Tibets grenzenden chinesischen Provinz bedeutet soviel wie „Südlich der Wolken“, denn im Sommer, wenn die warmen regenspendenden Monsune, vom Indischen Ozean herkommend, nach Norden über den Kontinent abströmen, dann pflegen sie ohne große Niederschlagsmengen über das Hochplateau der Yünnanprovinz hinwegzuziehen, Tibet und den hohen Bergen entgegen, wo sie sich erst brechen und präzipitieren. Dann schauen die armen Yünnanbauern sehnsuchtsvoll zu den schweren Wolkenbänken im Norden, während ihr eigenes Land kahl und trocken

„Südlich der Wolken“ liegen bleibt. Die barocken, karstigen Yünnanformen, gewaltige Anstiege, Bergrutsche und Tausende von vegetationslosen Erosionsrinnen, die schluchtengleich in die Tiefe gehen, geben der Morphologie der ganzen Landschaft einen eigenen wilden, ungeheuerlichen und dazu trostlosen Charakter. Während der sommerlichen Regenzeiten mögen die Karawanenstraßen Yünnans, auf denen wir nun entlang marschieren, glatt und eben erscheinen, weil die seit Jahrzehnten von den Maultieren ausgetretenen Löcher dann mit Wasser angefüllt sind. Zu dieser Jahreszeit aber bestehen diese roten Sandsteinwege aus einer kontinuierlichen Reihe von hintereinander gestaffelten, 30—40 Zentimeter tiefen Nushöhlungen. Es sind wahrhaftige „Rippenwege“, bei deren Bewältigung die Tiere Fuß vor Fuß aus einer tiefen Grube in die andere setzen müssen, während die Menschen auf den stehengebliebenen Rippen springend und hüpfend entlang balancieren. Auch hier bleiben Verzögerungen nicht aus, denn die tiefen Erosionsrinnen, die die Hänge durchfurcht haben, bieten zum Teil schwierige Hindernisse, so daß einige Gepäckstücke, darunter zu unserem größten Leidwesen auch die Kiste mit den präparierten Vogelbälgen, restlos in die Brüche gehen. Am 11. Dezember 1931 überqueren wir den mächtigen Jang-tse zum allerletzten Male und nähern uns auf trostlosen „Rippenwegen“, die mächtigen Kiefernhochwälder Yünnans durchreitend, der ersten großen chinesischen Siedlung Li-kiang. Aus den Tieren wird nun das Letzte herausgeholt und abends, wenn sie alle ums Lagerfeuer zusammengelockt werden, um pro Kopf einen faustgroßen Klumpen Tsamba zu erhalten, begibt sich unser Karawanenführer zu seiner Schatzkiste, um eine merkwürdige Kräutermedizin herbeizuholen, die dann mit glühenden Holzkohlen vermischt den ermatteten Maultieren und Pferden unter die Nasen gehalten wird, damit sie durch das Einsaugen der Dünste wieder frische Kräfte erhalten, um den Endspurt hinter sich zu bringen. Eifrig kalter Wind bläst uns beim frühen Abmarsch in die Gesichter, und durch sturmbebende Hochwälder geht's am Yü-ling-schan vorüber, wo wir ein dürres, unendlich ödes, waldbedecktes Hochland durchreiten und trotz peinigenden Durstes eines Abends keine Wasserstelle finden können. Und dann kommt ein herrlicher Tag, den wir im großen Zeltlager des amerikanischen Osttibetforschers Dr. Joseph Rock verbringen, bis wir Li-kiang, eine für chinesische Verhältnisse recht freundliche und sehr geschäftige Stadt von 40 000 Einwohnern, erreichen, wo uns die Missionare wieder helfend zur Seite stehen. Nach kurzem Aufenthalt geht's mit einer rasch geheuerten chinesischen Maultierkarawane durch das Überwinterungsgebiet von Tausenden



Der König von Muli auf seinem Thron



Der bannende Blick des „lebenden Buddhas“

nordischer und tibetischer Wasservogel nach Tali, wo sich schon wieder die ersten Vorzeichen des kommenden Frühlings jetzt um die Weihnachtszeit bemerkbar machen. Von Tali eilen wir dann mit Riesenschritten den Tropen entgegen. Wir schreiben den 24. Dezember, die Dunkelheit bricht herein — Heiligabend. Meine Gedanken sind in der Heimat unter dem brennenden Weihnachtsbaum und nicht mehr hier unter Palmen, blühenden Bäumen und reisenden Apfelsinen. Weiter geht's und immer weiter, bis wir eines Tages ein faszinierendes Bild über das im Nebel wallende Tal des großen Mekongflusses vor uns haben. Wie wir so am Rande des Mekongcañon unsere Betrachtungen anstellen und ein flutendes Sonnenband die letzten Nebelsezen zerreißt und emporjagt, da scheint der Tropenflu Mekong ganz in Dampfvolken gehüllt, ein kochender Strom zu sein. Da, wo er seinen Pfad durch ein riesiges Felsmassiv gebrochen hat und schluchtartig eingebettet seinen ruhigen Weg dahinzieht, spannt sich eine eiserne Kettenbrücke über seine Fluten, und am 1. Januar, dem Neujahrstage 1932, reisen wir schon durch prächtige Waldgebiete mit weiblhenden Kamelien und blutigroten Rhododendronbumen dem Salwentale entgegen, das am 3. Januar genommen wird. Wir rasten da am Rande des breiten Flutales, um zum letzten Sprunge auszuholen, denn das Talbett muß in einem einzigen Zuge durchquert werden, da es im Glauben unserer Karawanenführer und Eingeborenen ein von den bösen Geistern der Malaria und anderen Fiebern bewohntes Totental sei, dessen Luft die Menschen vergiften und den sicheren Tod herbeiführen soll. In raschem Ritte berqueren wir den Geisterstrom, noch 2 Tage geht es abwechselnd über stechgrasbewachsene Trocenhnge und dichte Regenurwlder von unheimlicher Ruhe. Die Sonne bricht nur ab und zu einmal durch die Wolkendecke hindurch — im übrigen aber bleibt es kühl und still, so daß die fantastischen Formen der farnumwebten, lianenberwucherten Urwaldriesen nur noch unheimlicher wirken. Rotblhende Alpenrosen, die letzten, die wir sehen, passen mit ihrem herrlichen, bersatten Purpur so recht zu dem tiefdunklen Grün des wuchernden, semitropischen Urwaldes. Dann kommt als letzte große Stadt im Reich der Mitte Teng-nueh, eine grüne Baumoasensiedlung, die inmitten einer gewaltigen, überfluteten Reisebene gelegen ist, und deren Einwohner schon stark mit Burmesen und den Bewohnern der Shanstaaten vermischt sind. Wenige Tage darauf befinden wir uns auf der großen Karawanenstraße nach Bhamo in Burma. Noch einmal geht es über steile Gebirgswälle hinweg, und der tropisch dichte, regenfeuchte Urwald der britisch-indischen Grenzberge nimmt uns auf. Ich erlausche

## Der Zug nach Indien

soviel Tropenwelt, wie ich kann! Dreifach hallt das Echo meines letzten Schusses durch den nebelfeuchten, dumpfen Tropenwald. Ich schlage mir die Flinte übers Kreuz — genug der Beute. Ein großer Nashornvogel, der über dem Blättergewirr die riesigen schwarzweißen Schwingen breitet und ein feuriger Pyrotrogon, der sich im duftgeschwängerten Frühlicht sonnenbadet, bewirken nur Erkennen, nur Bewundern. Ich bin im Geiste dem Nirwana nahe — einem wunschlosen, einem nichts begehrenden Glück, dem Glück der Tropen, dem Zauber Indiens. Ich biege um eine jähe Felsenecke, wo eine große Orchidee blüht — und dann traue ich meinen Augen nicht mehr — da steht — ein Auto! Selten habe ich ernstlich gehaßt — aber dieses Automobil, das hasse ich mehr als alles andere auf Erden.

Wie gelähmt lehne ich in den weichen Polstern — mir ist es wie eine Entführung, da der leise Tropenwind vorbei haucht.

Vorbei das Nirwana — die Berge — der Urwald, die nur den Kampf kennen — nicht aber den Haß.

Als letztes höre ich noch einmal das laute, lebensfreudige Geschrei der eleganten Schwingaffen — den Abschiedsgefang, den „Gesang der Gibbons“!

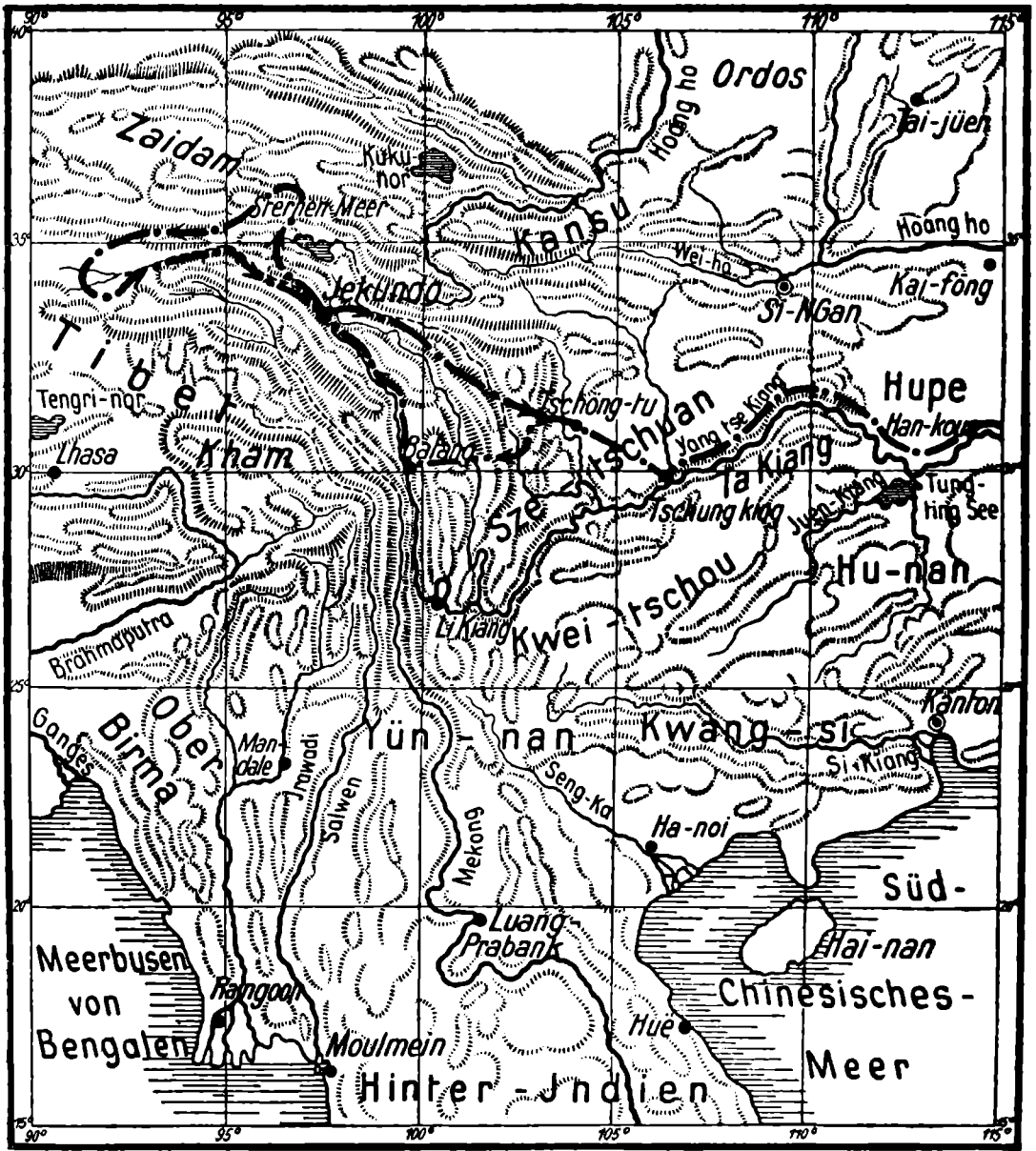
---

Über die zweite große Tibetexpedition Dr. Ernst Schäfer's  
erschieden im gleichen Verlag:

**Unbekanntes Tibet.** Mit zahlreichen Tafeln. 11. bis 18. Tausend.  
Geb. 6,50 Rm

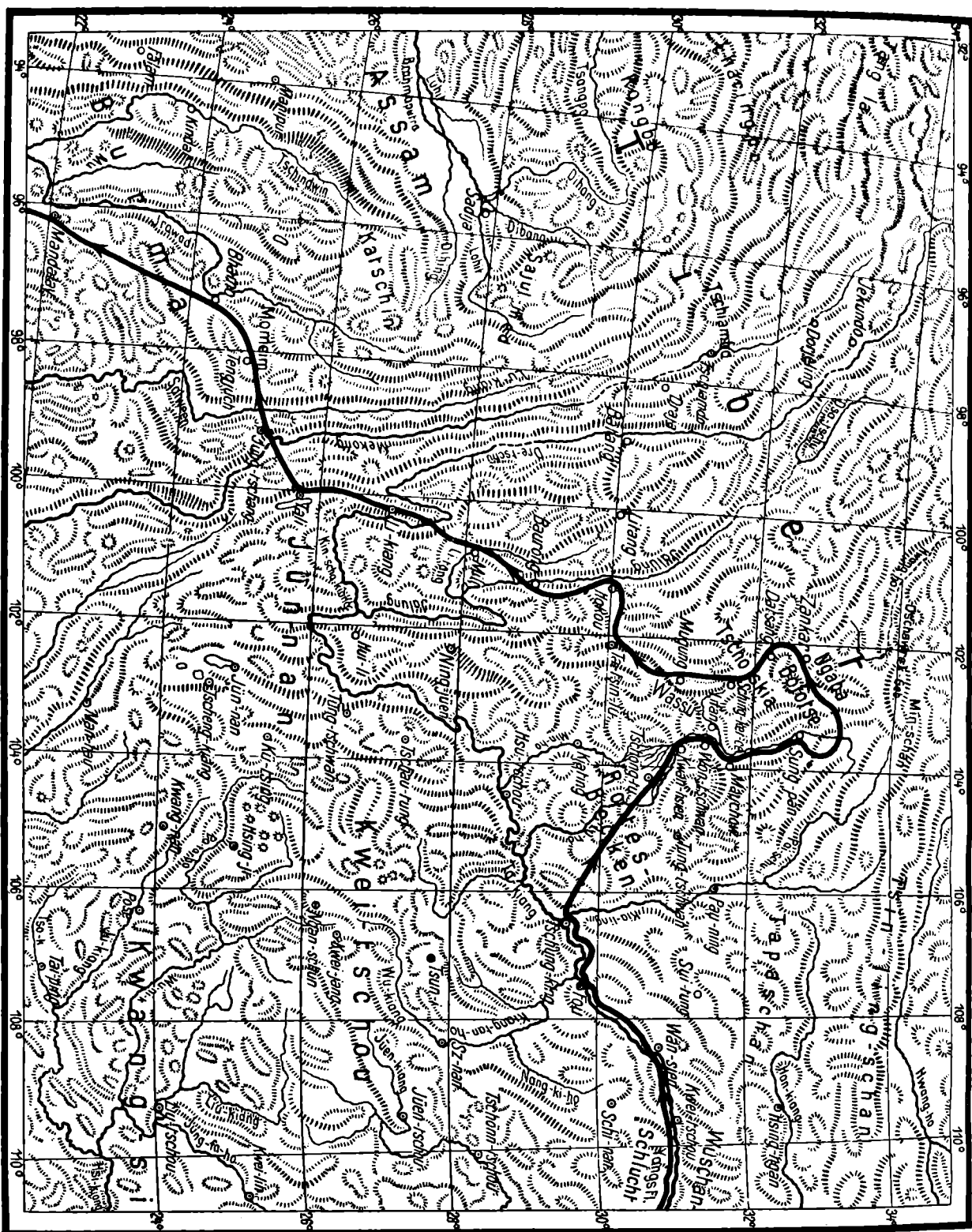
**Dach der Erde.** Mit zahlreichen Tafeln. 17. bis 32. Tausend.  
Geb. 8,40 Rm





— · — · — · — Reiseroute

Maßstab: ca 1:28 000 000



Route von Gudoftbet mit  
 Reiseroute der Expedition

